Geschichte der Jahre

1813 bis 1815.

Von

Dr. W. Kopp,
Direktor des Gymnasiums zu Freienwalde a. O.

Mit 16 Spezialkarten.

Berlin,
Verlag von Wilh. Müller.
Oranienstr. 85|86.
1874.

Den Vätern gewidmet.

Der tapfern Väter Thaten,
Der alten Waffen Glanz.
Uhland.

Im Wald der Weltgeschichte ragt mancher starke Baum
Mit seiner Blätterkrone hoch in den Himmelsraum
Und kündet tapfre Thaten auf Feldern blutig roth
Und Sieg und Völkerehren und kündet Heldentod.

Drin steht auch eine Eiche aus einer schweren Zeit,
Da ganz Europa brannte in heißerglühtem Streit,
Als rings des Kampfes Wellen aufschäumten gleich der See,
Viel Mütter weinen mußten, durchbebt vom herbsten Weh.

Das war in jenem Frühling, da Preußen auferstand
Und kühn in hellem Zorne den Kriegsmann überwand,
Vor dem die Völker zagten, schon ohne Hoffnungsstrahl,
Am Tajo, an der Tiber und in dem Weichselthal.

Nun grünet sechszig Jahre der stolzen Eiche Laub
Noch fröhlich fort, nicht worden der neuen Stürme Raub.
Ein Blatt von ihr, ich flöcht' es gern in den Lorbeerkranz
Der Väter, schmückt' auf's neue der alten Waffen Glanz!

Der Verfasser.

Vorwort.

Der letzte französische Krieg wirft manchen neuen Lichtstreifen auf die große Zeit zurück, da die Väter rangen, Deutschland von der Schmach einer erdrückenden Fremdherrschaft zu befreien. Damit mögen auch neue Darstellungen jener Ereignisse, die unauslöschlich, wie die von uns so eben erlebten, in dem Gedächtnisse jedes Deutschen haften sollten, gerechtfertigt sein.

Die folgenden Blätter streben nach einer sachgemäßen, auch die reifere Jugend ansprechenden Form, nach Zuverlässigkeit des Inhalts und nach Unparteilichkeit im Urtheil. Auch die Letztere, welche man in den früheren volksthümlichen Darstellungen sehr vermißt, wird nun nach zwei Menschenaltern möglich sein. Und, je weniger übertüncht, je weniger verschwiegen wird, wie schwach es oftmals gestanden, wie das Gelingen mehrfach an einem seidenen Faden hing, wie wenig die ursprünglichen Ziele erreicht wurden: in desto hellerem Lichte stehen der Väter Thaten da.

Außerdem dürfte in dieser, nicht bloß auf deutsche, sondern auch auf französische und englische Quellen gestützten Schrift recht vieles enthalten sein, was für weitere Kreise, denen die umfassenden Werke und die Einzelschriften der letzten Jahrzehnte unzugänglich sind, den Reiz der Neuheit trägt.

Am 18. October 1873.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Das Jahr 1813.

II. Das Jahr 1814.

III. Das Jahr 1815.

I.

Das Jahr 1813.

1. Der Soldatenkaiser.

Die erste französische Revolution hatte außer Frankreich einen Theil Europa's tief erschüttert; doch in seinen Grundfesten wurde der gesammte Erdtheil erst durch den größten Kriegsmann der Geschichte, den ersten Napoleon, aufgewühlt. Dem kleinen Manne mit den bronzenen Zügen war mehr noch als dem macedonischen Alexander und dem römischen Cäsar angeboren, auf den ersten Blick zu sehen, wo der Sieg lag, da noch Hülfsmittel zu entdecken, wo der gewöhnliche Verstand verzweifelte, und das Erkannte mit eiserner Willenskraft durchzuführen. Doch anstatt mit diesen einzigen Gaben der Wohlthäter Frankreichs und der Menschheit zu werden, trug er als erster Consul und als Kaiser die Franzosen seiner Zeit durch eine endlose Reihe wunderbarer Thaten zu einer ungeahnten, ihre Kräfte weit übersteigenden Herrschaft und zu einer maaßlosen Selbstüberhebung empor. Sie schienen keine Aehnlichkeit mehr mit ihren Vorfahren von Roßbach zu haben, sie nannten sich, von Ruhm übersättigt, die große Nation und glaubten fest, mit einer besonderen Mission auf Erden betraut zu sein. Wer hätte geahnt, daß sie, als kein überwältigendes Genie mehr an ihrer Spitze stand, in eine bescheidenere Stellung zurückgewiesen werden würden, als sie unter ihren früheren Königen einnahmen! Andererseits rief der allzu einseitig den Werken des Krieges ergebene Mann in seinem verfehlten Streben nach einer die Menschheit verödenden Weltherrschaft ein Erwachen der seit langer Zeit schlummernden Nationen hervor und wurde ganz gegen seinen Willen der wirksamste Förderer des Nationalitätsprincips. So trat auch durch ihn nach einer voraufgegangenen Niederwerfung des deutschen Volks eine Wiedergeburt desselben ein. Deutschland lag nach der letzten großen That des deutschen Geistes, der Reformation, durch den dreißigjährigen Krieg gebrochen da, innerlich zerrissen, nach außen wehrlos. Sein Wiedererstehen nach mehrjähriger Unterjochung ist die Frucht der gewaltigen Jahre 1812—15, welche sich über die vorhergehenden Kämpfe kolossal erheben wie ein Gebirgskamm über seine Vorberge.

Zunächst möge hier ein Ueberblick über das frühere Leben des Titanen der neueren Zeit gegeben sein, der durch seine Thaten und seinen jähen Sturz das Werkzeug zu so großen Umgestaltungen werden sollte.

Napoleon Bonaparte, zweiter Sohn des Advokaten Karl Bonaparte und seiner Frau Lätitia, war am 15. August 1769 in Ajaccio auf Korsika geboren. Mit acht Jahren in die Militairschule zu Brienne aufgenommen, entwickelte er frühzeitig besonderes Talent und hervortretende Neigung für das Studium der Mathematik und Geschichte und bildete die darin erworbenen Kenntnisse auf der höheren Kriegsschule in Paris weiter fort; seine Ernennung zum Artillerie-Unterlieutenant erfolgte 1785. Die 1789 hereinbrechende Revolution sah ihn auf ihrer Seite, 1793 zeichnete er sich unter der Herrschaft des Convents als Artillerie-Hauptmann bei der Beschießung und Einnahme des von den Engländern besetzten Toulon aus und wurde schon im folgenden Jahre zum Brigadegeneral befördert. Seine Vorgesetzten nahmen wahr, daß bei ihm Erfassen, Wollen und Handeln fast gleichzeitig waren, so daß zwischen dem Denken und dem Ausführen kein Augenblick verloren ging. Von dem Direktor Barras, einem Mitgliede des Direktoriums, erhielt er mit der Hand der Josephine, der Wittwe des hingerichteten Generals Beauharnais, 1796 den Oberbefehl über die französische Armee in Italien. In Lumpen gehüllt, frierend, hungernd, war dieselbe der Auflösung nahe. Der neue Führer wußte Kleidung und Lebensmittel zu schaffen und Zucht und Selbstvertrauen wiederherzustellen und führte die also wie Umgewandelten zu der glänzenden Reihe der siegreichen Gefechte und Schlachten von Montenotte, Dego, Millesimo, Lodi, Arcole und Rivoli. Staunend lauschte Europa auf jede Kunde von der Heldenlaufbahn des siebenundzwanzigjährigen Generals, Oesterreich aber, überall geschlagen, mußte 1797 den Frieden von Campo-Formio eingehen; damit war die erste Coalition gegen Frankreich aufgelöst. Im nächsten Jahre von dem Direktorium nach Afrika gesandt, um Englands Handel im Mittelmeere zu brechen, das kornreiche Aegypten zur französischen Colonie zu machen und von da aus wo möglich gegen das englische Ostindien zu operiren, segelte er, ohne von der feindlichen Flotte gefunden zu werden, über das Mittelmeer. Die Felsenfeste Malta, die noch immer der Johanniter-Orden besetzt hielt, ergab sich ihm ohne Schwertstreich, die Landung geschah bei Alexandrien ohne Unfall. Darauf zog er unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren durch die Wüste bis zur Spitze des Nil-Delta's, wo am Fuße der Pyramiden in der Nähe des Dorfes Gizeh die Mameluken im sausenden Galopp auf ihren Araberrossen heranstürmten. Die französischen Quarrés

standen fest. Von dem Gewehrfeuer niedergeworfen, lagen Rosse und Reiter haufenweise da, der Verlust der Franzosen war in der Pyramidenschlacht überaus gering, der Einzug in Kairo gesichert. Obgleich der englische Admiral Nelson, zu spät gekommen, um die Landung zu hindern, bei Abukir die französische Flotte vernichtete und das Landheer von Frankreich abschnitt, so ging dennoch Bonaparte 1799 über die Landenge von Suez nach Syrien. Hier konnte er das von den Engländern hartnäckig vertheidigte Acre nicht einnehmen, sondern sah sich nach mehreren mißglückten Stürmen gezwungen, sein Heer, in dem die Pest wüthete, durch eine Strecke der syrischen Wüste nach Aegypten zurückzuführen. Von da kehrte er auf die Kunde, daß seine Anwesenheit in Frankreich dringend nothwendig sei, abermals die englischen Schiffe glücklich vermeidend, dorthin zurück. Er fand sein Vaterland durch die Unfähigkeit seiner Regierung, des Direktoriums, in einer heillosen inneren Unordnung und Verwirrung vor, an den Grenzen eine neue Coalition, Oesterreich an der Spitze, das schon ganz Italien bis auf Genua erobert hatte. Schnell entschlossen, stürzte am 9. November, dem 18. Brumaire, der General das Direktorium und ließ sich zum ersten Consul auf zehn Jahre ernennen. Sodann sammelte er in aller Stille im Innern des Landes ein Reserveheer, zog mit ihm über die schneebedeckten Alpen — er selbst wählte den Weg über den großen Bernhard — in den Rücken der Oesterreicher und schlug diese 1800 bei Marengo zur Vernichtung. Die Friedensschlüsse von Lüneville 1801 mit Oesterreich und von Amiens 1802 mit England führten eine kurze Unterbrechung des Waffengetöses herbei. In dieser Zeit ließ sich Bonaparte durch $3^1/_2$ Millionen Stimmen das Consulat auf Lebenszeit übertragen; noch deutlicher trat sein Streben, eine neue erbliche Monarchie in Frankreich zu begründen, nicht aber die Republik zu erhalten oder das alte Königshaus nach Frankreich zurückzuführen, darin hervor, daß er 1804 einen Bourbon, den Herzog von Enghien, als einer Verschwörung mit englischen Agenten verdächtig, auf deutschem Boden in Ettenheim zu verhaften und in Vincennes zu erschießen befahl. So erhoben denn, dem Willen des Unerbittlichen gegenüber willenlos, der Senat und das Tribunat denselben unter dem Namen „Napoleon" zum Erbkaiser von Frankreich. Sie mögen geglaubt haben, nun, da die äußere Gefahr beseitigt, und Ruhe und Ordnung im Innern hergestellt waren, werde der glückliche Krieger das Schwert in die Scheide stecken und Frankreich auch die Segnungen des Friedens nach so langen Kämpfen genießen lassen. Doch umgekehrt, wie viele dachten, stürzte sich der Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts, getrieben von dem

Dämon, der ihm den Weg zum Throne gebahnt, nun aber ihn nimmer rasten ließ, von einem Kriege in den andern. Das Wohl der Menschheit, die Interessen Frankreichs, das Leben der Familien und der Einzelnen, sie alle wurden für den selbstsüchtigen, menschenverachtenden Mann von nun an jeden Tag werthloser. Zuerst wollte er sich, nachdem er sich 1805 in Mailand auch die eiserne Krone der Longobarden auf das Haupt gesetzt hatte, auf England stürzen, demselben den meerbeherrschenden Dreizack zu entwinden. Die Landung, welche von Boulogne aus versucht werden sollte, mußte jedoch aufgegeben werden, da die französische Mittelmeerflotte den Kanal nicht zu erreichen vermochte. In Eilmärschen von dort abmarschirt, warf er sich auf die mit England von neuem verbündeten Oesterreicher und Russen. 30,000 der Ersteren, unter Mack in Ulm eingeschlossen, ergaben sich den Franzosen, Wien wurde von denselben besetzt, das vereinigte österreichisch-russische Hauptheer erlag am 2. Dezember 1805 in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz in Mähren. Obgleich kurz vorher der Admiral Nelson die vereinigte französisch-spanische Flotte in der großen Seeschlacht beim Cap Trafalgar vernichtet hatte, blieb dem Kaiser Franz nichts übrig, als im Presburger Frieden herrliche Provinzen für seine Theilnahme an der dritten Coalition zu opfern; der russische Alexander I. dagegen trat, ohne Frieden zu schließen, doch seitens der Franzosen nicht erreichbar, grollend vom Kriegsschauplatz zurück. Indeß der Krieg gegen England ununterbrochen fortdauerte, löste sich das deutsche Reich auf, und bildete sich unter dem Protektorate Napoleons ein Rheinbund von 16 Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands; Kaiser Franz II., von dem schon vorher der Titel eines Erbkaisers von Oesterreich angenommen worden war, legte am 6. August 1806 die Krone des deutschen Reiches nieder. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II. (1786—97), hatte sich 1795 durch den Frieden von Basel von der ersten Coalition losgesagt. Sein Nachfolger, der schlichte, biedere, bürgerfreundliche Friedrich Wilhelm III., geboren am 3. August 1770, erklärte noch im Herbste des Jahres 1806, von Napoleon mehrfach schwer beleidigt, demselben den Krieg. Allein weder war er selbst seinem Gegner als Feldherr gewachsen, noch sein Preußen das des großen Friedrich geblieben. Wohl standen noch die Formen fest, welche der Letztere ein halbes Jahrhundert früher seinem werdenden Staate tief eingeprägt hatte, doch sein Geist lebte nicht mehr in ihnen. Voller Uebermuth auf die alten Ueberlieferungen und die Erinnerungen an die Größe Preußens, voll Verachtung gegen die ernsten Lehren der Neuzeit zog das preußische Heer, von altersschwachen Generalen unter dem 71jährigen Ferdinand

von Braunschweig geführt, zum Kampfe aus, während lebensmüde Greise das Kommando in den Festungen führten. Bald sollte sich zeigen, daß es nimmer gut thut, wenn der Staat auf den Schultern eines Einzigen ruht. Nachdem in dem unglücklichen Gefechte der Vorhut bei Saalfeld am 10. Oktober ein tapferer Hohenzoller, der Prinz Ludwig Ferdinand, gefallen war, erlag am 14. Oktober die preußische Armee in der entscheidenden Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt. Ihr folgte die schmachvolle Kapitulation der meisten Festungen, die unrühmliche des bei Prenzlau umzingelten Fürsten Hohenlohe, die Blüchers in Ratkau bei Lübeck nach heldenmüthiger Gegenwehr. Nach seinem Einzuge in Berlin ging dann Napoleon nach Ostpreußen, wo zu den Trümmern des preußischen Heeres ein befreundetes russisches gestoßen war; denn Rußland hatte nach der Schlacht bei Austerlitz noch immer keinen Frieden geschlossen. Vergeblich rangen beide während eines Schneegestöbers in der unentschiedenen Schlacht von Preußisch-Eilau auf Tod und Leben mit den Franzosen, denn im Sommer 1807 ging der Tag von Preußisch-Friedland für sie verloren. Alexander und Friedrich Wilhelm kamen auf einem Flosse auf dem Niemen mit Napoleon zusammen und schlossen den Frieden von Tilsit, der Preußen um die Hälfte seines Gebiets brachte und zu einer Macht zweiten Ranges erniedrigte. Wohl wären die Bedingungen milder ausgefallen, wenn der König vor seinen Ahnen und seinem Volke hätte verantworten können, Mitglied des Rheinbundes zu werden. Die Bekanntschaft der beiden Kaiser, dort gemacht, erweiterte sich 1808 auf einer glänzenden Fürstenversammlung in Erfurt zu einer vorübergehenden Freundschaft; damals glaubte man allgemein, bald werde ein weströmisches Reich unter Napoleon, ein oströmisches unter Alexander erstehen. Von da zurückgekehrt, stürzte sich der Erstere mit 300,000 Mann auf Spanien, dessen Herrscherhaus er arglistiger Weise in Bayonne zur Thronentsagung gezwungen hatte. Der Engpaß von Somosierra ward erstürmt, ein Einzug in Madrid gehalten, der Engländer auf sein Element, die See, zurückgeworfen. Die schwere spanische Verwicklung benutzend, ergriff das damals noch unerschöpflich geheißene Oesterreich, nachdem es noch nicht vier Jahre seit seinem letzten Kampfe gerastet, 1809 abermals die Waffen und zwang Napoleon, die Halbinsel zu verlassen. Obgleich derselbe, nach fünftägigen siegreichen Gefechten an der Donau zum zweiten Male in Wien eingezogen, bei Aspern und Eßling durch den Erzherzog Karl seine erste Niederlage erlitt, so siegte er dennoch entscheidend in der zweitägigen riesigen Schlacht bei Wagram und erzwang so den für Oesterreich abermals verlustvollen Frieden von Wien. Wieder-

um gingen schöne Provinzen verloren, es mußte der Kaiser von Oesterreich auch seine Tochter, die Erzherzogin Marie Louise, Napoleon zur Frau geben. Denn derselbe hatte sich, schwindelnd auf der von ihm erklommenen steilen Höhe, von seiner treuen und hochbegabten Lebensgefährtin Josephine scheiden lassen, die ihm so viele Jahre hindurch mit ihrem Rathe zur Seite gestanden, damit er seinen Thron durch Verbindung mit einem der ältesten Fürstengeschlechter Europa's befestigte und einen Erben hinterließe. Der sonst so kluge Mann setzte die Unfähigkeit an seine Seite, ohne von den alten Dynastien anerkannt zu werden. Marie Louise gebar ihm 1811 einen Sohn, den König von Rom, der, später Herzog von Reichstadt genannt, eilf Jahre nach dem Tode seines Vaters frühem Siechthum erlag. Bei seiner Heirath stand Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht, die Zukunft schien ihm und seiner Familie zu gehören. Gleichwie einst der Convent Frankreich mit einem Gürtel von Republiken umgab, um sich selbst zu sichern, also besetzte der Kaiser mehrere Throne mit seinen nächsten Angehörigen oder Verwandten. In Spanien, wo der Guerilla-Krieg fortdauerte, war sein unbedeutender Bruder Joseph König, in Holland eine Zeit lang sein von Charakter guter Bruder Ludwig König, in Westphalen sein den Lüsten jeder Art ergebener Bruder Hieronymus König, in Italien sein wackerer Stiefsohn Eugène Beauharnais Vizekönig, in Neapel sein Schwager Joachim Murat, der verwegene Reitergeneral, König, im Großherzogthume Berg ein noch unmündiger Sohn des Königs von Holland Großherzog, in Schweden sein Verwandter, der staatskluge Marschall Bernadotte, Kronprinz. So glaubte sich der neue Imperator nach den meisten Seiten hin gesichert, so wähnte er die Zeit vorbereitet zu haben, wo er die Schöpfungen des Augenblicks in Frankreich einverleiben könnte. Doch beunruhigte ihn ein unversöhnlicher Gegner, England, das mit einer einzigen Unterbrechung durch den kurzen Frieden von Amiens schon siebenzehn Jahre gegen Frankreich stritt, das seine Flotten bei Abukir und Trafalgar vernichtet und seine Siegeslaufbahn in Syrien und Spanien durchkreuzt hatte. Vergeblich war sein Bemühen gewesen, das Inselreich, das er mit dem grimmigen, fast zum Wahnsinn gesteigerten Hasse des Corsen haßte, direkt zu erreichen. Da erfand er das System der Continentalsperre, wodurch alle britischen Häfen in den Blokadezustand erklärt, und aller Handel und Briefwechsel mit England untersagt wurden; die vorhandenen englischen Waaren mußten aufgespürt und verbrannt, und jeder Engländer als Kriegsgefangener betrachtet werden, den man ergreifen könnte. So sollte Großbritannien, nachdem die Adern seines Wohl-

standes unterbunden wären, verarmen und, kraftlos geworden, ihm zu Füßen sinken. Schon umfaßte diese Sperre, mehr und mehr durch strenge Dekrete, namentlich durch die von Berlin und Mailand, verschärft, welche den Uebertreter mit Galeerenstrafe bedrohten, nach dem Hinzutritte von Rußland im Frieden von Tilsit und von Oesterreich in dem von Wien den bei weitem größten Theil Europa's. Was kümmerte es den Kaiser, daß der kaufmännische Credit tief erschüttert, der Wohlstand der Völker vernichtet, die Unsittlichkeit dadurch untergraben wurde, daß sich eine großartige Schmuggelei solchen Maßregeln gegenüber ausbildete! War England verloren, so gehorchte ihm das Land und das Meer; damit hatte er alles. Denn Rußland, das seinen Plänen entgegenzuhandeln begann, schien ihm 1811 nicht mehr berechtigt zu sein, mit ihm die Weltherrschaft zu theilen wie vor noch drei Jahren. Nur für ihn allein war Platz in Europa wie einst für die Cäsaren Roms. Schon glaubten die Meisten felsenfest, es sei die Zeit nahe, wo sich der alte Erdtheil einer verödenden und ertödtenden Weltherrschaft der französischen Nation unter der Dynastie Napoleons beugen, wo seine Völker mit ihren verschiedenen Sprachen, Sitten und Einrichtungen, ähnlich wie einst im römischen Reiche, gebrochen werden sollten. Es war jedoch der Franzose kein Römer, und anders im Rathe des Herrn über die Geschicke der Völker beschlossen worden.

---

2. Der Zug der großen Armee in das Innere von Rußland.

Die Freundschaft, welche die Herrscher von Frankreich und Rußland 1807 in Tilsit geschlossen und 1808 auf dem Fürstentage in Erfurt befestigt hatten, fing schon im folgenden Jahre an zu erkalten. Denn es zeigte sich bald, daß theils die Charaktere beider Fürsten ganz und gar nicht zu einander paßten, theils sich die Interessen ihrer Länder noch weniger mit einander vereinigen ließen. Hier der kalte und strenge Egoist mit seiner grenzenlosen Herrschsucht, dort der jugendliche Fürst mit dem weichen Gemüthe, das sich leicht berauschen und vom Augenblicke hinreißen ließ! Den Wünschen Alexanders entgegen, war von dem seitens Oesterreichs im Wiener Frieden abgetretenen Theil Galiziens nur das kleinere Stück an Rußland, das größere an das Herzogthum Warschau gefallen; sah dies nicht wie ein neuer Schritt auf der Bahn zu der gefürchteten Wiederherstellung Polens aus? Einem Verwandten des russischen Kaisers, dem Herzoge von Oldenburg, wurde sein Land

genommen und in Frankreich einverleibt, eine schwere persönliche Beleidigung. Immer lauter trat im ganzen Reiche, vor allem in Petersburg, die Klage auf, Handel und Finanzen gingen durch den Beitritt zu der unseeligen Continentalsperre ihrem Ruin entgegen. Dem abzuhelfen, verkündete die Regierung am Schlusse des Jahres 1810 einen neuen Zolltarif, nach welchem mancherlei französische Fabrikate ausgeschlossen, dagegen Colonialwaaren unter neutraler Flagge zugelassen wurden. Dadurch bahnte sie ihre Versöhnung mit dem gern seine Hand dazu bietenden England an und bereitete ein ernstes Zerwürfniß mit Frankreich vor, das stärker und stärker den Vorwurf des Vertragsbruchs erhob. Nicht lange, so traf Napoleon, von der Vergeblichkeit fernerer Verhandlungen überzeugt, die riesigsten Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Kriege. Munition und Vorräthe aller Art wurden seit dem Frühjahre 1811 an der Weichsel aufgehäuft, Transportmittel im großartigsten Maaßstabe requirirt, die Truppen in den noch besetzt gehaltenen preußischen Festungen auf das Dreifache und mehr verstärkt, der König von Preußen zu einem Bündnisse mit Frankreich gedrängt. Vergebens rieth der General Gneisenau, sich an Rußland anzuschließen, nachdem man schnell die Truppen zusammengezogen, feste Punkte stark besetzt und die verzweifelnden deutschen Stämme zwischen Rhein und Oder zu den Waffen gerufen hätte; vergebens hatte Scharnhorst in aller Stille nach und nach 124,000 Mann für einen solchen Wendepunkt in den Waffen eingeübt. Friedrich Wilhelm, von den Spionen Napoleons überwacht, welcher schon daran dachte, wie eben Holland, so auch Preußen in Frankreich einzuverleiben, mußte sich verpflichten, 20,000 Mann und 60 Geschütze für Frankreich in das Feld ziehen zu lassen; auch sollte sein ganzes ihm gebliebenes Land, mit Ausnahme von Potsdam als der Residenzstadt, den Durchmärschen der Franzosen offen stehen. Scharnhorst, Gneisenau und 300 Offiziere verließen den preußischen Dienst, um zum Theil in den russischen, englischen und spanischen einzutreten und dort gegen den zu kämpfen, für den sie sich nicht schlagen wollten. Auch Oesterreich, minder zertreten und minder erbittert als Preußen, stellte vertragsmäßig 30,000 Mann und 60 Geschütze und sicherte sich für den Fall des Sieges reiche Gebietsvergrößerungen. Eine dumpfe, bange Schwüle lag auf der Brust der Völker, bevor der Würfel fiel; staunend und ahnend hatten sie im Herbste des Jahres 1811 den mächtigen Kometen gesehen, der blutroth am nordöstlichen Himmel strahlte. Jetzt nach den Vorbereitungen begab sich der Kaiser, dessen Reise einem ununterbrochenen Triumphzuge glich, im Mai 1812 von Paris über Dresden, wo sich

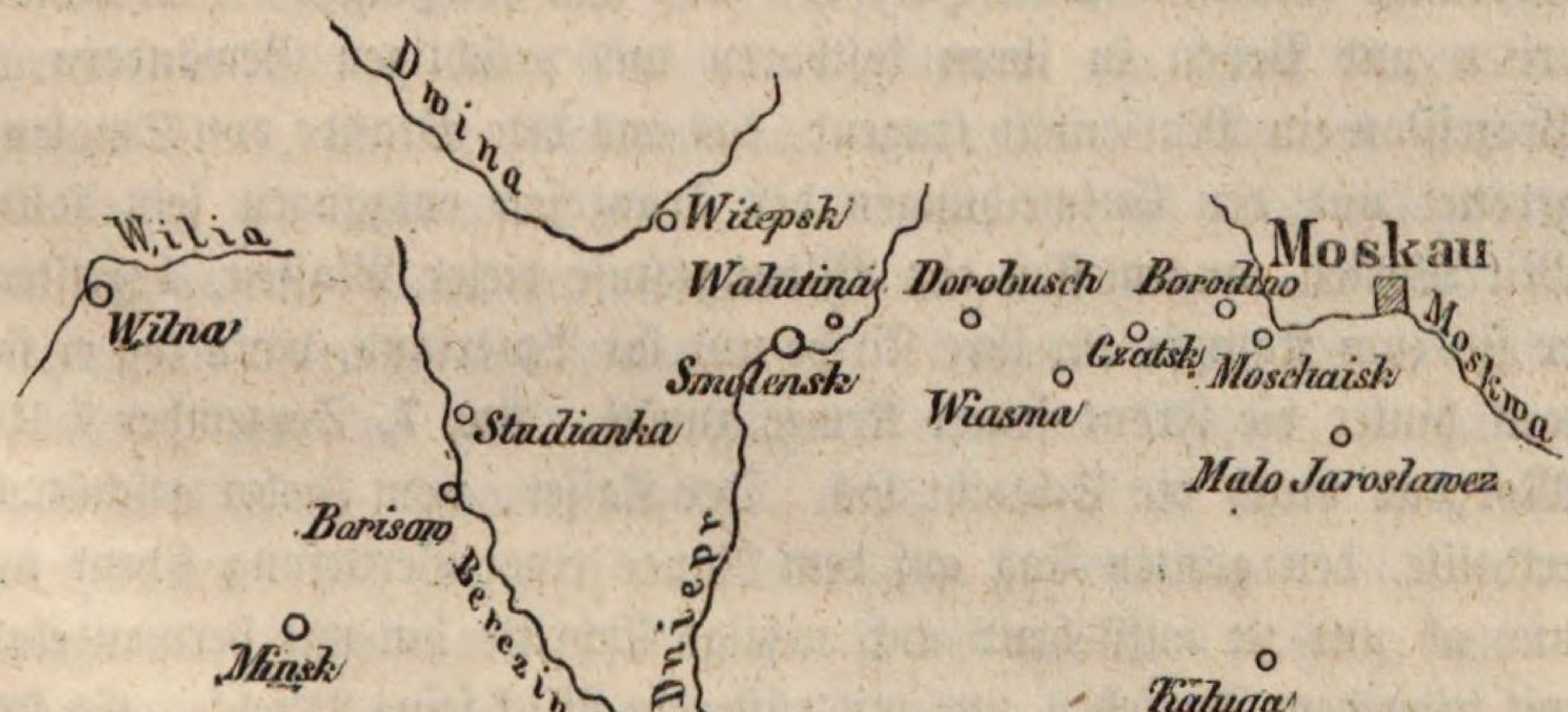
der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen zu seiner Begrüßung eingefunden hatten, und zum letzten Male die Sonne seiner Macht in ihrem vollem Glanze leuchten sollte, an den Niemen. Der russische Krieg stand vor der Thür, ein ungeheuerliches Unternehmen wie noch keines. In das unermeßliche, geheimnißvolle, schlechtbebaute, dünnbevölkerte Rußland mit seinen unendlichen Wäldern und Sümpfen, seinen kurzen Sommern, seinen langen Wintern, seiner grimmigen Kälte, seinen schrecklichen Schneestürmen wollte er bis Moskau vordringen, von dort in späteren Feldzügen bis nach Indien, dem reichen Besitze und der stärksten Stütze des verhaßten Englands; dann lag die Welt zu seinen Füßen. Was dem Perserkönige Darius mit seinen barbarischen Horden und dem schwedischen Karl XII. mit seinem tapferen Häuflein mißlungen war, wollte Napoleon durch ungeheure und zugleich wohldisciplinirte Massen erzwingen. Diese sollten, so wähnte er, seine stärksten Gegner, den Raum und die Zeit, besiegen. Denn 450,000 Mann, denen noch weitere 150,000 folgten, standen bereit, die russische Grenze zu überschreiten: Franzosen, Deutsche, Italiener, Polen, Holländer, Schweizer, Spanier, Portugiesen. Einen Theil der großen Armee bildeten alte sieggewohnte Kerntruppen, einen kleineren widerwillige, ja von Haß erfüllte Contingente, geführt wurden aber alle von den ersten Feldherrn des Jahrhunderts unter der persönlichen Leitung des Kaisers. Dennoch erfüllten trübe Ahnungen manche Brust, sie wandelten in diesem entscheidenden Augenblicke selbst den Kaiser an; konnten nicht Unglückstage, nicht Naturereignisse hereinbrechen und die Bande lösen, welche in so unermeßlichen Einöden ein so bunt zusammengesetztes Heer umfingen, konnten sie nicht der Anfang vom Ende sein?

Auch Rußland war inzwischen thätig gewesen. Nachdem es mit dem Napoleon niemals sonderlich befreundeten, wenngleich ihm verwandten, Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, ein Bündniß geschlossen, der für den Verlust von Finnland Norwegen als Entschädigung beanspruchte, kam auch mit der Türkei der Friede von Bukarest zu Stande, eine Aussöhnung mit England und ein Vertrag mit den aufgestandenen Spaniern. Ferner stellte sich zur Freude der Russen bald heraus, daß Napoleon die tiefste Abneigung dagegen hatte, sich durch Wiederherstellung Polens einen furchtbaren Verbündeten zu gewinnen; hegte doch niemand größere Furcht vor nationalen Regungen als der Imperator. Wohl rüstete das Herzogthum Warschau für ihn, wohl rief er die Polen auf, ihm mit den Waffen zu folgen, für ihn zu bluten;

doch hütete er sich ängstlich, die Auferstehung des polnischen Reiches zu proklamiren. Die russischen Hoffnungen auf Unterstützung durch das hinter den französischen Heeren liegende Deutschland waren gering; denn erst nach einer Niederlage derselben konnte man dort auf Bewegungen rechnen. Was die Rüstungen anbetraf, so entsprachen sie den französischen nicht entfernt. Der großen Armee konnten die Russen kaum 200,000 Mann entgegenstellen, dem Kaiser, da Alexander nicht Feldherr war, nur den mäßig begabten, doch besonnenen General Barclay de Tolly. Beide, Armee und Volk, erwarteten und wünschten an der Grenze eine Schlacht, nicht aber einen Krieg, wie die Parther ihn führten, daß man den Feind in das Herz des unwirthlichen Landes bringen ließ, um ihn zu umzingeln und desto sicherer zu vernichten. Dennoch drängten in einer ganz Europa überraschenden Weise die Verhältnisse gerade zu dieser Art der Kriegführung.

Während nämlich auf dem linken Flügel der großen Armee Macdonald gegen die Dünalinie und die Festung Riga vorging, und auf dem rechten Schwarzenberg in Volhynien eindrang, überschritt das Centrum, 300,000 Mann stark, unter Napoleons persönlicher Führung in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni auf drei Brücken den Niemen und schlug den Weg nach Wilna ein. Der Würfel war geworfen, der Zug in das Land der Stille, des Grauens begonnen. Die der gewaltigen Uebermacht hier gegenüberstehenden 100,000 Russen unter Barclay de Tolly wichen, durch eine Wolke ringsum plänkelnder Kosaken geschützt, stetig zurück. Es trat eine drückende Hitze ein, auf sie folgten starke, die Wege grundlos machende Regengüsse, auf sie kühles Wetter. Bei diesem jähen Klimawechsel, bei den unerhörten Märschen, beim Lagern im Freien brach bald unter den Soldaten die Ruhr aus; die Pferde, mit dem grünen Korn gefüttert, fielen schon zu hunderten und verpesteten, wiederum typhöse Krankheiten erzeugend, die Luft. So erreichte die Armee nicht ohne starke Verluste am 28. Juni Wilna, wo zur Sammlung und Erholung 18 Tage Halt gemacht wurde. Voller Ingrimm über den Kaltsinn der Litthauer, die ihm ebenso wenig wie die Polen verzeihen konnten, daß er ihre Aufforderung zurückwies, er möge nur die Worte aussprechen; „Das Königreich Polen ist erstanden!“ verließ er die Hauptstadt Litthauens. Durch verwüstete Gegenden, durch verbrannte Dörfer ging es unter fortwährenden Vorhutgefechten und unsäglichen Anstrengungen weiter. Die Verluste an Menschen häuften sich, die Zugthiere von hunderten von Proviantwagen fielen. Korn, Mehl und Brot wurden von Nachzüglern und russischen Bauern ge-

plündert, deren nationaler Haß nur langsam erwachte, die Schwierigkeiten der Verpflegung nahmen von Tage zu Tage zu. Ohne Schlacht, doch abermals stark gelichtet, erreichten die Franzosen Witepsk. Schon waren fliegende Trupps nothwendig geworden, für die Sicherheit der Landstraßen zu sorgen, die Nachzügler zu ihren Abtheilungen zurückzuführen, die todten Menschen und Pferde zu begraben. In Witepsk angekommen, sann Napoleon eine Weile darüber nach, ob er nicht hier stehen bleiben und erst im nächsten Frühling weiter gehen sollte, doch siegte endlich sein ursprünglicher Plan: „Auf, nach Moskau!“ Bei Smolensk kam es am 17. und 19. August zu zwei blutigen Treffen, da die Russen die alte ehrwürdige Stadt mit ihren Heiligthümern nicht ohne Kampf preisgeben wollten. Verbrannt und von ihren Einwohnern verlassen, fiel sie in die Hände der Sieger, die bei den wachsenden Verlusten nur noch 155,000 Streiter zählten. Es waren dies wenig mehr als die Hälfte derer, die den Niemen überschritten hatten, allein Verstärkungen rückten nach. Abermals besann sich Napoleon, doch nur einen Augenblick, ob er nicht in Smolensk den Winter hindurch bleiben solle, abermals hieß es: „Auf, nach Moskau!“ Auch Valoutina, Dorobusch, Wiasma und Gzatsk gingen, eine Stadt nach der anderen, in Flammen auf. Immer größer wurden trotz des jetzt eingetretenen sonnigen und



Von Wilna bis Moskau.

klaren Wetters die Strapazen der Truppen, immer fühlbarer der Mangel an Lebensunterhalt, da die Landleute in diesen altrussischen Gegenden ihre Vorräthe vernichteten und in die Wälder vor dem Fremdling flüchteten, der ihr Vaterland und ihre heilige Kirche antastete. Unterdeß hatte Alexander, von den Feinden Barclay de Tolly's gedrängt, den die Russen

haßten, weil er ein Deutscher war, den auch das Heer wegen seiner äußerlichen Härte und Kälte nicht liebte, demselben das Oberkommando genommen und an seine Stelle den siebenzigjährigen Kutusow gesetzt. Es war dies ein halber Barbar, wenig bedeutend als Feldherr, schlau und biegsam als Höfling. Was sein Vorgänger vermieden, das wollte er, nämlich die entscheidende Schlacht vor den Thoren Moskau's liefern; die Rettung der Hauptstadt, die Ehre des Reiches schienen sie zu fordern. In der Nähe von Borodino an der Moskwa hatte das russische Heer, 132,000 Mann stark, mit 640 Geschützen, dazu Halt gemacht, gegen dasselbe rückten 130,000 Franzosen mit 587 Kanonen heran. Zuvor versuchten sich die beiden Gegner in blutigen, für die Russen ungünstigen Gefechten. An dem stillen Tage vor der Entscheidung erließ Napoleon folgende kurze Proklamation: „Soldaten, die von Euch so lange gewünschte Schlacht ist da. Der Sieg hängt nun von Euch ab; wir bedürfen seiner, er wird uns Ueberfluß und gute Winterquartiere verschaffen und uns bald in's Vaterland zurückführen! Haltet Euch wie bei Austerlitz und Friedland, auf daß die fernste Nachwelt Eurer Thaten an diesem Tage gedenke, und man von Euch sage: „Auch er war bei jener großen Schlacht unter den Mauern von Moskau!“ Auf der anderen Seite erschien Kutusow, umgeben von religiösem und kriegerischem Gepränge inmitten seines Heeres. Vor ihm her gingen die Archimandriten und Popen in ihren kostbaren und prächtigen Gewändern, in Prozession ein Marienbild tragend, das aus dem Brande von Smolensk gerettet und den Entweihungen der Franzosen entgangen sein sollte. Mit Worten, angemessen der Bildungsstufe dieser Massen, begeisterte er sie zum Kampfe für ihre Kirche und ihr Vaterland, dann zog er sich weit hinter die Front seiner Armee zurück. Am 7. September 7 Uhr Morgens brach die Schlacht los. Der Kaiser, vom Fieber geschüttelt, ertheilte, den ganzen Tag auf dem Rande einer Vertiefung sitzend und nur ab und zu aufstehend und wenige Schritte hin und herwandelnd, mit leidendem Aussehen und mit düsterem Blick seine Befehle. Es kam vor allen Dingen darauf an, vier gewaltige Redouten zu nehmen, durch welche die Russen, Meister in Erdarbeiten, ihre Stellung auf den von tiefen und sumpfigen Gründen umgebenen Höhen verstärkt hatten. Drei derselben, die Bagrationschanzen, auf dem linken Flügel aufgeworfen, wurden wechselnd genommen und verloren, jedoch um Mittag von den Franzosen behauptet. In dichten Massen, durch welche die französischen Kanonenkugeln breite und tiefe Lücken rissen, rückten die russischen Kolonnen von neuem heran, bis die feindlichen Batterien, ihr Feuer ver-

doppelnd, sie mit Kartätschen niederschmetterten. Der tapfere Bagration fiel, ganze Züge stürzten auf einmal, doch immer noch versuchten die Angreifenden, sich zu ordnen und vorwärts zu bringen. Vergebens, sie wurden matt und matter und räumten endlich das leichenbesäte Schlachtfeld. Bald nach Mittag eroberten auf dem rechten Flügel der Russen, den Barclay, als Unterfeldherr nicht minder tüchtig als Bagration, heute befehligte, die Franzosen auch die Rajefski-Schanze. Nach drei Uhr, da die Erschöpfung allgemein geworden war, ließ die Schlacht nach, gegen Abend zogen sich die Russen zurück, gedeckt durch neue Redouten und durch Schluchten, unverfolgt von den Siegern. Der Kaiser hatte seine alte Garde, seine letzte Reserve im Falle der Noth, nicht daran setzen wollen, sonst waren auf beiden Seiten fast alle Truppen im Kampfe gewesen. Welch' ein Sieg, welches Schlachtfeld! Mehr als 80,000 Todte und Verwundete bedeckten es, unter ihnen eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Generalen. Gefangene wurden von den Franzosen nur 800 gemacht, ein Beweis von der Erbitterung des Kampfes, in dem auf beiden Seiten kein Pardon gegeben wurde. Der Zahl der Streitenden nach sind die Schlachten von Gravelotte, Leipzig und Königgrätz die größesten des Jahrhunderts gewesen, der Zahl der Opfer nach die verhältnißmäßig blutigste die von Borodino. Als der Kaiser am nächsten Tage über das Schlachtfeld ritt, bot dasselbe ihm einen schrecklichen Anblick dar: Ein trüber Himmel, ein kalter Regen, ein heftiger Wind, düstere Föhrenwälder, verbrannte Dörfer und Gehöfte, der Boden mit Trümmern aller Art bedeckt, überall pulvergeschwärzte und blutbedeckte Soldaten mit zerrissenen Uniformen, zwischen den Leichen und Verwundeten umherirrend. Letztere erlagen fast alle ihren Wunden; denn es fehlte für solche Massen an Aerzten, Arzeneien, Transportmitteln, Linnen, Stroh. Viele kamen vor Kälte um, viele vor Hunger. Auf französischer Seite hatte sich der Marschall Ney am meisten hervorgethan und erhielt dafür später den Titel: „Prinz von der Moskwa", auf der russischen wurde Kutusow, der noch am Abend eine falsche Siegesbotschaft nach Petersburg gesandt, bald Feldmarschall. Ueber Mojaisk hatte derselbe, zuerst die große Straße nach Moskau deckend, dann plötzlich rechts nach Süden abbrechend, seinen geordneten Rückzug angetreten. So gab er vor den Thoren der alten Czaarenstadt diese auf und nahm zwischen ihr und Kaluga eine Stellung ein. Die Reste der großen Armee erreichten nach wenigen kurzen Tagemärschen einen Berg, wo ihnen Moskau, die Stadt mit den goldigen Kuppeln seiner 295 Kirchen, von der aufgehenden Sonne beleuchtet, in tausend-

farbigem Glanze entgegenstrahlte. Vergessen sind von den noch Uebriggebliebenen mit einem Male Mühseligkeiten und Leiden. Gleichwie einst beim Anblick des rettenden Meeres die 10,000 Griechen „das Meer, das Meer!“, so riefen alle wie aus einem Munde „Moskau, Moskau!“, geblendet und entzückt, trunken vor Freude. Dort soll in guten Winterquartieren ihre Noth eine Ende finden, dort wird ihr Kaiser dem russischen das Gesetz des Friedens dictiren. Die Kurzsichtigen, sie bedenken nicht: Rußland hat noch eine zweite Hauptstadt, sie heißt Petersburg!

---

3. Der Brand von Moskau. Der Rückzug der Franzosen.

Die Vorhut der großen Armee unter Murat rückte am 14. September in Moskau ein. Sie fand die Stadt von ihren dreihunderttausend Einwohnern verlassen und nur hier und da zerlumptes und betrunkenes Gesindel von trotzigem oder verbrecherischem Aussehen in den Straßen umherirren, sonst aber herrschte Todtesstille. Aus den Schornsteinen der prächtigen Paläste stieg kein Rauch empor, auch nicht aus den zwischen ihnen stehenden elenden Hütten der Armen; alles war öde und unheimlich. Schon am ersten Abende kamen einzelne Feuer aus, die man dem Leichtsinn der Franzosen zuschrieb. Tief bekümmert, daß ihm, wie bei anderen Hauptstädten, keine Deputation der Bürgerschaft vor dem Thore entgegengekommen war, hielt am 15. Napoleon an der Spitze der Hauptarmee seinen Einzug und nahm sein Hauptquartier in dem Kreml, dem alten Palaste der Czaaren, welchen das goldne Kreuz des großen Iwan schmückte.“ Die Zahl der Feuer mehrt sich, die einzelnen Feuersbrünste verbinden sich, da sich am zweiten Tage ein Aequinoctialsturm erhoben hatte, mit einander, ein Feuermeer wogt über ganz Moskau. Was niemand in der Welt erwartet, ist schreckliche Gewißheit worden: die Russen wollen ihre Haupstadt niederbrennen. Vergebens, daß die Franzosen ihre äußersten Kräfte aufbieten, dem rasenden Elemente Einhalt zu thun, vergebens, daß sie jeden der Brandstiftung verdächtigen ohne Erbarmen niederschießen. Schon nähern sich die Flammen, vom tobenden Sturme gepeitscht, dem Kreml, schon fallen Funken und Feuerbrände auf das Dach desselben, schon dringen Rauch und Asche in seine Gemächer, schon geräth er selbst in Brand. Da erst, am Abende des 16. September, verläßt der Kaiser, dessen Umgebung einen durch den Felsen gehauenen Gang entdeckt, das flammenumwogte Schloß und

geräth in eine enge und krumme Straße, die eben erst zu brennen anfängt. Die Luft ist zum Ersticken, der Boden heiß, mit Rauch gefüllt, die Flammen schlagen hoch über den Köpfen der Flüchtenden zusammen, brennende Balken stürzen links und rechts herab, der Weg führt an einer Reihe von Pulverwagen vorbei; endlich, mit einbrechender Nacht, ist das kaiserliche Lustschloß Petrowsky erreicht. So wüthete denn, da an ein Löschen nicht mehr zu denken war, das Feuer bis zum 20. September weiter, wo es von selbst allmählig erlosch. Zwei Drittheile der Czaarenstadt lagen in Asche, eine flammende Scheidewand trennte Napoleon und Alexander, Frankreich und Rußland. Wer hatte sie gezogen? Ein einziger Mann, der Graf Rostopschin, Gouverneur von Moskau. Unabhängig von seinem Kaiser und dem Feldmarschall Kutusow faßte er, als der Letztere Moskau nicht mehr halten konnte, den heroischen Entschluß, der als leuchtendes Beispiel in der Geschichte dasteht. Schon vorher suchte er die Leidenschaften der ihm allzu stumpfen Massen aufzuregen. Ein Russe, der eine französische Proklamation öffentlich vorlas, um gleichfalls den Haß gegen die Feinde zu steigern, wurde als Spion vor ihn geführt. Obgleich Rostopschin schnell das Mißverständniß durchschaute, donnerte er den Unglücklichen mit wüthenden Worten an und warf ihn als Verräther in den dichten Volkshaufen hinab, der ihn in Stücke riß; es sollte die Menge wie der Löwe Blut lecken, um in Wuth versetzt zu werden. Sodann befahl er, Moskau zu räumen, da man beabsichtige, es zu halten und auf einen Straßenkampf ankommen zu lassen. Mit eiserner Energie wurde der harte Befehl durchgesetzt, nicht der sechzehnte Theil der Einwohner blieb zurück. Darauf schaffte die Polizei alle Feuerspritzen weg, häufte in der ganzen Stadt leicht brennende Stoffe planmäßig auf, öffnete die Gefängnisse und hieß die befreiten Verbrecher das Feuer anlegen und schüren; der Gouverneur, ein Beispiel zu geben, zündete zuerst seinen eigenen Palast bei Moskau an. So nur konnte er erreichen, daß die ungeheure Stadt, so heiß ersehnt von den halbverhungerten und todmüden Franzosen, den Russen die heilige wegen ihrer Heiligthümer und ihrer Denkmäler der Vergangenheit, mit ihren reichen Vorräthen nach sechs Tagen zum größten Theile ein schwarzer, rauchender Trümmerhaufe war.

In Petersburg, am Hofe des Kaisers, gab es zu Anfang eine starke Partei, welche Krieg gegen Napoleon für unmöglich, Frieden um jeden Preis für das Beste hielt. Sie kam jedoch nicht auf, da Alexander auf einen Deutschen hörte, den ehemaligen preußischen Minister Stein, der, 1808 von Napoleon geächtet, bis 1812 in Böhmen und

Mähren zugebracht hatte. Jetzt an die Seite des russischen Kaisers berufen, wurde er die Seele des Widerstandes gegen die napoleonische Gewaltherrschaft; mit ihm vereint, wirkte Ernst Moritz Arndt in demselben Geiste. Nach dem Brande von Moskau wuchs mit der ungeheuren Aufregung der Massen, welche einen nationalen und religiösen Rachekrieg gegen Napoleon forderten, den sie als den Urheber des Untergangs der heiligen Stadt ansahen, der Einfluß der deutschen Partei. Bald schien dem Hofe, bald dem Kaiser kein Opfer allzu groß. „Mehr als je, schrieb der Letztere damals an den Kronprinzen von Schweden, sind wir entschlossen auszuharren und uns lieber unter den Trümmern des Reiches zu begraben als uns mit dem neuen Attila zu vergleichen." Gleichzeitig ließ er sich auf Steins Rath, denselben so lange als möglich in Moskau festzuhalten und dann den Winter das Seinige thun zu lassen, auf scheinbare Friedensunterhandlungen ein, während im großartigsten Maaßstabe weiter gerüstet wurde. Es gelang, den verblendeten Mann um fünf volle, für ihn kostbare Wochen zu bringen.

So lange hatte derselbe, stets auf Frieden hoffend, wie von einer dämonischen Macht festgebannt, zwischen den Trümmern von Moskau zugebracht. Als endlich Kutusow von Petersburg her den Befehl erhielt, die Friedensunterhandlungen abzubrechen, war seines Bleibens auf der Brandstätte nicht mehr; sie bot keinen Stützpunkt zu ferneren Unternehmungen, keine Erhaltungsquelle für ein Winterlager. Nachdem er aus niederer Rachsucht den alten Czaarenpalast, den Kreml, hatte sprengen lassen, verließ er am 18. Oktober mit 100,000 Mann und einer unabsehbaren Wagenreihe Moskau. Zuerst wollte er südlich nach Kaluga hin durchbrechen, um in bevölkertere und minder ausgesogene Landstriche zu gelangen; allein Kutusow wies ihn am 24. Oktober bei Malo Jaroslawez blutig zurück und zwang ihn, auf demselben Wege abzuziehen, auf dem er gekommen war, durch gänzlich verödete, von allen Vorräthen entblößte Gegenden. Ringsum schwärmte der Kosak, es stürzten die Zugthiere, welche die Proviant- und Munitionswagen führten, von denen die ersteren geplündert, die letzteren in die Luft gesprengt wurden, es führte der Bauer seinen Rachekrieg gegen Nachzügler, es lockerte sich die Ordnung in den Resten der großen Armee von Tag zu Tage. Da bricht der Feind herein, auf den Alexander und Stein gerechnet, der nordische Winter; aber er naht nicht wie sonst, allmählig wachsend, sondern er ist urplötzlich mit Sturmesschwingen da, in seiner erbarmungslosesten Gestalt. Am 6. November sind es mit einem Male 12°, gleich nachher 18°, dazu ein dichtes Schneegestöber und ein Nord-

oststurm, der über die weite Tiefebene eisig und schneidend dahinbraust. Das Blut erstarrt in den Adern der dahinziehenden Krieger, Nasen, Ohren, Hände und Füße erfrieren, der tiefe Schnee läßt die Watenden auf den Tod müde werden. Manche stürzen, vom Lungenschlage getroffen, andere erfrieren Nachts in den Bivouacs oder sterben vor Hunger, da die meisten Proviantwagen nicht mehr folgen können, viele, nicht mehr im Stande, sich weiter zu schleppen, fallen den Kosaken in die Hände, welche wie die Geier die Reste der großen Armee umflattern. Mit verhüllten Gesichtern, in Lumpen gehüllt, die Füße mit Decken umwickelt, ziehen Offiziere und Soldaten in dumpfer Betäubung neben einander her. Ihre einzige Nahrung ist das Pferdefleisch, sie zünden alle Häuser und Scheunen am Wege an, um sich einigermaßen zu erwärmen; manche, dem Feuer zu nahe gelagert, sind zu kraftlos, um fortzukriechen, und verbrennen lebendig. Andere sitzen, wahnsinnig geworden, am Wege und stieren die Vorüberziehenden blöden Auges an, bis sie umfallen. Nur 40,000, welche noch die Waffen tragen, erreichen am 9. November Smolensk, Tausende haben die Gewehre weggeworfen und sind den ersten nachgewankt; das haben die vier Tage zu Wege gebracht. Hier, auf der Brandstätte des 17. August, trifft eine böse Nachricht von Paris her ein: „Der General Malet, einst Soldat der französischen Republik, hat den Tod des Kaisers öffentlich proklamirt und sich zum Regenten, er hat sich mehrere Stunden behauptet, dann erst ist er verhaftet und erschossen worden.“ Welche Erinnerung für den Kaiser, daß seine Macht nur auf der Furcht ruhe, nicht in der Liebe festgewurzelt sei! Smolensk wird am 13. November verlassen, am 19. tritt plötzlich Thauwetter ein, doch viel zu spät, die Franzosen nähern sich unter steten Gefechten, indeß der Marschall Ney die Nachhut führt, der Beresina, einem Nebenflusse des Dnjepr, die Eis treibt, deren Brücken von den Russen zerstört sind. Hier sollten sich mit der die Feinde drängenden Vorhut Kutusows das Heer des Admirals Tschitschagoff vereinigen, der, von Süden herkommend, den rechten Flügel der Franzosen unter Schwarzenberg zurückgedrängt und Minsk genommen hatte, ferner von Norden her Wittgenstein. Die beiden letzteren Heerführer vereinigten sich bei Borisow, dagegen war das Hauptheer noch zurück. Auch zu Napoleon stießen 18,000 Mann unter Oudinot und Victor, von der Düna heranrückend, um den Kaiser zu retten; denn ohne sie ist die Rettung schon nicht mehr möglich. Es gelingt den Franzosen, bei Studianka, oberhalb von Borisow, an einer sumpfigen Stelle zwei Brücken zu schlagen, die eine für Infanterie, die andere für Artillerie und Bagage. Ein Theil passiert

am 26. und 27. November dieselben, ziemlich unbehelligt vom Feinde, am 28. wollen die nun vereinigten russischen Heere, auf beiden Ufern zugleich angreifend, sich der Ausgänge der beiden Brücken bemächtigen. Jetzt scheint Napoleons Stern erloschen, jetzt er mit den Ueberbleibseln seiner Armee dem Untergange geweiht zu sein. Aber obgleich hier 60,000 vollständig bewaffnete, gut gekleidete und leidlich genährte Russen gegen die bei weitem kleinere Zahl halb nackter, halb verhungerter, unvollständig bewaffneter und durch den Fluß getrennter Franzosen kämpft, erringen sie dennoch nicht den Sieg. Tschitschagoff wird vom Marschall Ney blutig zurückgeworfen, der Marschall Victor hält mit seiner kleinen Schaar Wittgenstein gegenüber heldenmüthig Stand und zieht sich erst in der Nacht vom 28. auf den 29. über den Fluß zurück. Hier ist inzwischen die schrecklichste Katastrophe dieses Jahrhunderts eingetreten. Schon am 27. war die für Artillerie und Bagage bestimmte Brücke dreimal gebrochen und konnte, da es an Material mangelte, nur langsam und unvollständig wiederhergestellt werden. Schon jetzt wurden, da jeder nur an seine Rettung dachte, viele zertreten, erdrückt, hinabgestoßen. Am 28. bricht, indeß der Kampf auf beiden Ufern tobt, dieselbe Brücke abermals krachend zusammen; die auf ihr Befindlichen stürzen in die Wellen. Alle drängen nun der anderen noch übrigen Brücke zu, Infanterie, Kavallerie, Artillerie wollen zugleich hinüber. Umwerfende Geschütze und Munitionskarren erschlagen die Einen, Pferde zertreten Andere, wieder Andere, von Stärkeren hinabgestürzt, verschwinden zwischen den Eisschollen, dazwischen sausen die Vollkugeln der Russen, platzen ihre krachenden Granaten. Wimmern, Stöhnen, Schreien, schreckliche Verwünschungen tönen aus dem Knäuel heraus. Die hereinbrechende Nacht erhöht die Schrecknisse. Die dunkle Masse von Menschen, Pferden und Wagen, die gegen den weißen Schnee absticht, wird zur Zielscheibe. Das Geschrei, das herüberschallt, erleichtert den Russen, ihre Geschütze zu richten. Morgens 8½ Uhr, als dieselben näher heranrücken, wird die Brücke angezündet. Alles, was noch drüben ist, Männer, Weiber, Gepäckwagen fällt in die Hände Wittgensteins. Das ist der Uebergang über die Beresina. Doch mit ihm sind die Leiden der glücklich Hinübergekommenen noch nicht zu Ende, denn neue Kälte folgt dem Thauwetter, das Quecksilber sinkt bis auf 28°, erstarrt fallen die Vögel von den Zweigen zur Erde. Napoleon, um nicht länger Zeuge des Elends zu sein, das er hervorgerufen, um nicht Preußen zwischen sich und Frankreich zu haben, wirft sich bei Wilna in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember in einen dicht verschlossenen Wagen, den er bald mit

einem Schlitten vertauscht, und fährt, in ununterbrochener Fahrt dahinjagend, über Warschau, Dresden und Mainz nach Paris, wo er schon am 18. Dezember eintrifft; noch hat der Ruf seines Unglücks ihn nicht überholt. Unter Murats Oberbefehl ziehen am 6. Dezember die schwachen Ueberreste in Wilna ein. Es ist keine Heeresabtheilung mehr, sondern ein Haufe von lumpenumhüllten, frierenden, von Verzweiflung erfüllten Jammergestalten, die sich, auf ihre Stäbe gestützt, dahinschleppen, geleitet von einzelnen Abtheilungen Bewaffneter. So sammeln sich denn im Januar 1813 etwa 20,000 Mann in Ostpreußen, unter ihnen eine große Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren, die bald der Kern der neuen Armee Napoleons werden sollten. 213,000 Leichen sind auf den weiten Gefilden von den Bauern verbrannt worden, fast eben so viele, für die man in der gefrorenen Erde nicht leicht ein Grab graben konnte, blieben den Hunden und Wölfen zum Fraße überlassen. Die Russen, welche seit ihren Schlappen an der Beresina so langsam verfolgt haben, daß die Rettung auch nur eines einzigen Franzosen im ersten Augenblick befremdet, sind, auf den Fersen eines aufgelösten Heeres, selbst der Auflösung nahe; Kutusow hat nur noch 27,000 Mann, die sich in Wilna erholen, Wittgenstein etwas über 30,000, Tschitschagoff noch 17,000. Weder seine mittelmäßigen Staatsmänner und Generale, noch die stumpfen und ungelenken Heeresmassen haben Rußland gerettet, obgleich sie, an die Tücke ihres Klimas gewöhnt, auf ihrem Boden stritten. Was Menschen zur Vernichtung der großen Armee thun konnten, das haben Stein und Rostopschin im weitesten Umfange gethan; doch hätte nicht der Herr selbst, wie die Welt bald schaudernd erkannte, in seinem Zorne die Schaaren des Westens unter seinem Schnee begraben und den Nationen damit zugerufen: „Auf, es ist Zeit, auf!" alles wäre umsonst gewesen. Keine geringere Katastrophe hätte auch nur entfernt ausgereicht, daß die entmuthigten Völker Europa's das Haupt wieder erhoben, insbesondere das zertretene Deutschland.

---

4. Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. Seine Märtyrer. Die innere Befreiung Preußens. Stein, Scharnhorst, Hardenberg.

Schon im Frieden von Campo Formio, 1797, war das linke Rheinufer mit 1150 Quadratmeilen und $3^1/_2$ Millionen Einwohnern durch einen geheimen Artikel von Seiten Oesterreichs an Frankreich abgetreten worden; der Frieden von Lüneville von 1801 hatte diese Schmälerung des deutschen Gebiets und dieses Bloßlegen der Westgrenze gut

geheißen und damit die erste Theilung Deutschlands. Um die Continentalsperre besser durchführen zu können, nahm Napoleon 1810 das nordwestliche Deutschland in Frankreich auf, also einen Theil des Königreichs Westphalen, die Hansestädte, das Großherzogthum Berg, Oldenburg und Ostfriesland. Das war die zweite Theilung Deutschlands. So erstreckte sich das napoleonische Kaiserreich über Lübeck hinaus bis dahin, wo die Trawe in die Ostsee mündet. Weit Schwereres mußte jedoch getragen werden als dieser zweimalige bedeutende Verlust deutschen Bodens: die Einbuße an Ehre, Selbständigkeit und Wohlstand. Oesterreich, das damals noch unerschöpfliche, hatte viermal die Waffen gegen Frankreich erhoben und viermal mit Verlust Frieden schließen müssen, zu Campo Formio 1797, zu Lüneville 1801, zu Presburg 1805, zu Wien 1809, das letzte Mal nach der furchtbaren Niederlage bei Wagram mit einer Abtretung von 2000 Quadratmeilen mit $3^1/_2$ Millionen von Bewohnern. Auch seine Grenzen waren jetzt nicht mehr geschützt, seine Wehrkraft verringert, sein Kaiser gezwungen, dem von ihm am meisten in der Welt gehaßten Manne eine seiner Töchter zur Frau zu geben. Der Minister Stadion, mehr Deutscher als Oesterreicher, welcher die schlummernden Kräfte Oesterreichs durch geistige und sittliche Mittel zu heben versucht hatte, war vor dem geschmeidigen Grafen Metternich zurückgetreten. Die äußerste Zerrüttung der Finanzen nach o vielen Kriegen stellte sich heraus, die Unzufriedenheit des Volks mit seiner Leitung, in der auch nicht ein thatkräftiger Mann saß, zu dem es rechtes Vertrauen fassen konnte, das Schwanken des Kaisers zwischen den verschiedensten Ansichten. Aber die Ueberlieferungen seiner großen Vergangenheit ließen Oesterreich nie so tief sinken, daß es an seiner Zukunft verzweifelt hätte. — Schlimmer stand es in dem außerpreußischen Deutschland. Die Stiftung des Rheinbundes am 17. Juli 1806, durch welche sich sofort 16 Fürsten vom Reiche lossagten, um sich und ihre Staaten unter das Protectorat Napoleons zu stellen, erhöhte die nationale Schmach. Was blieb unter diesen Umständen dem Kaiser Franz damals übrig, als die Krone des deutschen Reichs niederzulegen! Vom ersten Augenblick an wetteiferten die Rheinbundsfürsten, welche über 13 Millionen Deutsche herrschten, mit ihren Rathgebern in knechtischer Unterwürfigkeit gegen ihren Protector Napoleon, der ihr Gebiet erweitert, ihre Titel erhöht hatte. Derselbe befahl ihnen, je nachdem es seinen Zwecken entsprach, Gelder zu zahlen und Deutsche zum Kampfe gegen fremde Völker sowie gegen Deutsche zu stellen, andererseits gestattete er ihnen im Innern schrankenlose Willkür; beides ertrugen die gebrochenen

Völker mit stummer Ergebung. Sein Bruder, der leichtfertige Hieronymus, König von Westphalen, regierte, umgeben von Abenteurern oder Verworfenen, ohne eine Spur von Gewissen und Sittlichkeitsgefühl. Je mehr in seinem Lande in Folge der nicht enden wollenden Kriege und der Kontinentalsperre die Armuth zunahm, desto verschwenderischer und sittenloser wirthschaftete der Hof von Kassel. Durch ihn drang die französische Sittenverderbniß in immer weitere Kreise ein, wich die deutsche Bescheidenheit vor der Frechheit der fremden Blutsauger zurück. Der tiefer Blickende erkannte schon damals, daß die größte Gefahr, die vom Rheinbunde her drohte, in der Vergiftung des deutschen Sinnes und der deutschen Sitte lag. Wie ganz anders sah es dagegen in Preußen aus! Weder in Oesterreich, noch im Rheinbunde war die Noth auch nur entfernt so hoch gestiegen, wie in Preußen. Die Schlachten von Jena und Auerstädt hatten 1806 nicht bloß zwei preußische Heere, sondern auch die Schöpfung Friedrichs II., eine Großmacht, vernichtet. Als Staat zweiten Ranges sollte dieselbe weiter existiren, ihr Herrscher noch Napoleon danken, daß er ihm vier Provinzen gelassen. Die Wunde brannte heiß, daß der Kaiser in seinen Bülletins Spott und Hohn auf Preußen geworfen, daß er, der Neuling, der doch eifrig darnach trachtete, ebenbürtig im Kreise der Dynasten zu werden, das Königshaus und namentlich die Königin Luise beschimpft hatte. Wiederholentlich war von ihm angedeutet worden, das Haus Hohenzollern habe nur seiner Nachsicht und Rußlands Freundschaft seine Existenz zu verdanken, wiederholt ausgerufen: „Ist es möglich, daß ich diesem Manne noch so viel Land gelassen habe!“ Die trostlose gegenwärtige Lage rief auch im Volke um so mehr das Andenken an vergangene glänzende Zeiten zurück, das Nationalgefühl empörte sich um so lebhafter über die Bande, in welche der Staat geschlagen war; lebten doch noch so viele, welche den großen König mit eigenen Augen gesehen hatten, wußte doch jedes Kind von ihm und dem Glanze Preußens zu erzählen. Bis Ende 1808 blieben 150,000 Franzosen unter allerlei Vorwänden im Lande, selbst später gegen den Wortlaut des Tilsiter Friedens die Festungen Glogau, Küstrin und Stettin in französischen Händen. Außer einer Kriegssteuer von 120 Millionen Franks wurde eine Reihe neuer und unerhörter Forderungen aufgestellt, Einquartierungen, Contributionen und Lieferungen hörten nicht auf; dazu kam die Brutalität der Franzosen und Rheinbündler. Endlich zogen die letzten fremden Truppen am 3. December aus Berlin ab. Das Land war entsetzlich verwüstet oder ausgesogen, am meisten die Provinz Ostpreußen. Unzählige Familien hatten Hab und Gut verloren, Seuchen verheerend gewirkt, in dem armen

Hinterpommern lebte hier und da die Bevölkerung von einem Kohl aus Gräsern und Kräutern, in Ostpreußen gab es verschwundene Ortschaften, wo kein einziges Gebäude wieder aufgeführt, sondern die verlassene Stelle mit hohem Grase bewachsen war. Nun kam dazu, daß Preußen nach dem Frieden von Tilsit der Continentalsperrre beitreten mußte, die Handel und Verkehr, dazu den gesammten Credit im Auslande vernichtete. Schlimme sechs Jahre der systematischen Demüthigung des preußischen Nationalgefühls und der Vernichtung des Wohlstandes vielfach bis zum äußersten Grade der Verarmung!

In dieser bösen Zeit legten zahlreiche Märtyrer, die meistens in der Stille standrechtlich unter den Kugeln der Franzosen endeten, mit ihrem Blute für die deutsche Sache Zeugniß ab, noch mehrere wurden auf die Galeeren geschleppt. Den Anfang machte 1806 der Buchhändler Palm in Nürnberg. Angeklagt, eine Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" verbreitet zu haben, wurde er nach Braunau weggeführt und dort nach dem Urtheil eines Kriegsgerichts erschossen. Als Oesterreich 1809 die Waffen gegen Napoleon erhob, versuchte der Major Ferdinand von Schill, an der Spitze seines Husarenregiments von Berlin aufgebrochen, einen allgemeinen Aufstand in Norddeutschland hervorzurufen. Allein sein Unternehmen scheiterte und, auf Stralsund zurückgeworfen, fiel er am 31. Mai im Straßenkampfe. Einer seiner Offiziere erlitt daselbst nach wenigen Tagen den Tod durch die Kugel, später wurden 14 Gemeine in Braunschweig erschossen, endlich am 16. September desselben Jahres 11 Offiziere in Wesel. Als Räuber bezeichnete sie die Frechheit der napoleonischen Kreaturen. In demselben Kriege Oesterreichs erhoben sich die gegen die bairische Regierung erbitterten Tyroler unter dem Gastwirth Andreas Hofer für ihr altes Herrscherhaus Oesterreich, und säuberten dreimal, im April, Mai und August, ihr Land von den Franzosen und Bayern. Zuletzt durch den Frieden von Wien preisgegeben, wurden sie von der überlegenen Macht wieder unterworfen, Andreas Hofer aber, durch Verrath in einer Alpenhütte im Passeyerthale aufgespürt, mit Stricken gebunden, unter Mißhandlungen nach Mantua geschleppt und dort auf Napoleons Befehl am 20. Februar 1810 erschossen.

Wohl war Preußen, von seiner Höhe herabgestürzt, am tiefsten gebeugt und in die allergrößeste Noth gebracht. Allein seine innere Kraft war nicht gebrochen, es richtete zuerst zum Staunen des übrigen Deutschlands sein Haupt wieder empor. Der König, welcher die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es so nicht weiter gehe, berief eine Anzahl von

Männern an seinen Hof nach Memel und Königsberg, die, noch erfüllt von dem Geiste des großen Friedrich, mit klugem Rathe und starker Hand eine Reihe von Reformen auf ruhige und gesetzmäßige Weise in's Leben riefen. Dadurch erhoben sie das Volk, dessen Kern unverdorben war, zu einer geistigen Freiheit und einer moralischen Kraft, daß es nach sechs Jahren Europa gegen den Unterdrücker desselben voran gehen konnte. An der Spitze dieser in der Geschichte Preußens hervorleuchtenden Männer stand der Freiherr Karl vom und zum Stein, im Oktober 1807 nach Memel als Minister berufen. Geboren 1756 in Nassau an der Lahn, angehörig einem rheinfränkischen Reichsrittergeschlechte, hatte er in Göttingen studiert, dann am Reichskammergerichte zu Wetzlar gearbeitet, hierauf durch Reisen seine Bildung erweitert. Hohe Verehrung Friedrichs des Großen ließ ihn 1780 in den preußischen Staatsdienst treten, in welchem er 1796 Oberpräsident von Westphalen wurde. Von 1804 bis zu Anfang des Jahres 1807 hatte er das Finanz- und Handelsministerium verwaltet, als er wegen persönlicher Zerwürfnisse mit dem Könige, der sich mit seiner Schroffheit nicht befreunden konnte, aus seinem Amte scheiden mußte. Er war der Charakter, welcher dem damals verweichlichten energielosen Geschlechte gefehlt hatte, auch streng, herrisch und leidenschaftlich; eine Napoleon verwandte Natur, jedoch auf sittlichem Grunde stehend, konnte er, so hofften seine Freunde, dem Gegner Halt gebieten. „Auf seinem Gesichte, so schildert ihn E. M. Arndt, waren zwei Welten. Auf dem obern Theile desselben wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter; seine prächtige breite Stirn, seine geistreichen, freundlichen Augen, seine gewaltige Nase verkündeten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Auf dem untern Theile des Gesichts hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel. Sonst sprach aus allen Zügen dieses an Gestalt kleinen, gedrungenen, breiten Mannes Redlichkeit, Frömmigkeit und Muth.“ Das war die Persönlichkeit, die nach dem Tilsiter Frieden berufen ward, die inneren Verhältnisse des Restes von Preußen umzugestalten, auf dem äußeren politischen Gebiete Napoleons gefährlichster Gegner und das vornehmlichste Werkzeug seines Sturzes. Bald hieß er „der Deutschen Grund-, Eck- und Edelstein.“ — Gleichzeitig mit der inneren Reform sollte durch eine Commission, in welcher der General Gebhard Johann David von Scharnhorst den Vorsitz führte, das Heerwesen in zeitgemäßer Form verändert werden. Scharnhorst, geboren 1756 zu Hämelsee in Hannover, Sohn eines zuerst armen, dann durch Erbschaft wohlhabend gewordenen Pächters, trat aus angeborener Neigung mit 16 Jahren in die Kriegsschule in Steinhude,

mit 22 in hannöversche Dienste, 1801 als Artillerieoberst in preußische. Bei Jena befand er sich im Generalstabe, bei Lübeck wurde er mit Blücher zusammen gefangen; schnell ausgewechselt, zeichnete er sich bei Preußisch Eylau unter Lestocq aus. Bei ihm war nichts Schein, nichts leere Form. Einfach und bürgerlich, unscheinbar und still, ließ er nicht ahnen, welche Welt er in sich trage, ward aber bald der Träger der höchsten und tiefsten Ideen auf militärischem Gebiete. Zum General ernannt und an die Spitze der Commission berufen, welche die Armee umgestalten sollte, indeß strenge Kriegsgerichte diejenigen aburtheilten, welche ihre Pflicht vergessen hatten, erwarb er sich in Verein mit Gneisenau, Grolmann, Boyen und Clausewitz hohe und dauernde Verdienste um Preußen. Zu den Scharnhorst'schen Reformen gehören: Die Abschaffung der entehrenden Strafen, namentlich des Spießruthenlaufens, die Heeresergänzung nur aus Landeskindern, so daß die Werbung im Auslande aufhörte, die Beförderung ohne Ansehen der Geburt, ein neues Exercierreglement, eine neue Heereseintheilung, Abschaffung eines Theils des die Bewegungen lähmenden Gepäcks und der Zelte. Ohne die durch den Tilsiter Frieden festgesetzte Zahl von 42,000 Soldaten zu überschreiten, entließ er die bereits eingeübten, die man „Krümper" nannte, nach Hause und berief dafür neue ein, so daß die dreifache Zahl eingeübter Soldaten jeden Augenblick zur Verfügung stand. Später hieß Scharnhorst der Waffenschmied der deutschen Freiheit. Während in dieser Weise das Heerwesen von Grund aus verbessert wurde, ging Stein mit dem ganzen Feuereifer, der seine zweite Natur ausmachte, an die ihm gestellte Aufgabe. Seine Ziele, die er sich als erster Minister gestellt, waren, einen sittlichen, religiösen, nationalen Geist in den Preußen zu erwecken, ihnen wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für die Unabhängigkeit und für die Nationalehre einzuflößen und die erste günstige Gelegenheit zum Kampfe zu ergreifen. Das Mittel hierzu und damit Preußen von dem Untergange zu retten, bestand darin, in demselben ein deutsches Staatswesen mit einem freien Bürgerthume, einem freien Bauernstande, mit möglichster Selbstregierung der Provinzen und Gemeinden zu schaffen. Seine Wirksamkeit sollte jedoch nicht lange, nur bis zum November 1808, dauern. Ein Brief von ihm an den Fürsten Wittgenstein, in welchem er seine geheimsten Gedanken und Hoffnungen aussprach, wurde bei Spandau aufgefangen, an Napoleon gesandt und im Moniteur veröffentlicht. In Folge dessen nahm er seine Entlassung als Minister und mußte, als Napoleon von Madrid aus ihn als Feind Frankreichs erklärte, seine im Rheinbunde gelegenen Güter

einzog und ihn zu verhaften befahl, fliehen. Er gelangte glücklich nach Böhmen, Europa aber begriff jetzt die ganze Bedeutung des Geächteten. Bald flatterte er als Sturmvogel des Völkersturmes gegen Napoleon nach Petersburg, nach Königsberg, nach Breslau. Allein, wenn er auch fern war, wenn auch sein durchdringender Geist in Königsberg fehlte, so konnte das nun folgende schwächliche Ministerium Altenstein nur eine kurze Zeit den Weg verlassen, den er eingeschlagen hatte. — Der Freiherr Karl August von Hardenberg, welcher nach der Rückkehr des Königs nach Berlin, Ende 1809, im folgenden Jahre als Großkanzler an der Spitze der gesammten Staatsverwaltung stand, führte im Großen und Ganzen die von Stein entworfenen Grundzüge zur Umgestaltung des Staats durch, wenn auch der Tod der Königin Luise in Hohenzieritz am 19. Juli 1810 ihn schon zu Anfang seiner Thätigkeit einer treuen Bundesgenossin beraubte. In Hannover 1750 geboren, altem Adel angehörend, reich an Gütern, hatte er sich durch Studien und Reisen eine umfassende Bildung erworben. Die Anerkennung, welche seine Thätigkeit bei der hannöverschen und braunschweigischen Regierung fand, veranlaßte die preußische, ihm die Verwaltung von Anspach und Baireuth 1790 zu übertragen. Zwei Jahre später wurde er Minister, 1807 legte er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nieder. Es war eine hohe, vornehme, würdige Gestalt, ein klarer Verstand, ein redlicher und wohlwollender, aber für einen Staatsmann allzu weicher Charakter. Schnell kam, als er an die Spitze des Staatsministerium trat, ein neues Leben in dasselbe. Also wurden, nachdem die Geldforderungen Frankreichs befriedigt waren, evangelische und katholische Einwohner für gleichberechtigt, die Juden für Staatsbürger erklärt, die Städteordnung von 1808 verliehen, durch welche die Städte die eigene Verwaltung ihrer Angelegenheiten zurückerhielten. Eine allgemeine Gewerbefreiheit sollte statt des Zunftzwangs eintreten, der Mühlen-, Brau- und Brennerei-Zwang aufgehoben sein, die Unterthänigkeitsverhältnisse der Landbevölkerung mit 1810 aufhören und dafür ein freier Bauernstand erstehen, entlastet von Frohn- und Dienstzwang, mit freier Verfügung über sein Grundeigenthum. Dem Adel, dessen Güter durch die Veränderung der ländlichen Verhältnisse bedeutend im Werthe stiegen, wurde gestattet, bürgerliche Gewerbe zu betreiben, den Bürgerlichen, Rittergüter zu erwerben. Ueberall ward ängstlich darüber gewacht, daß der Einzelne vor Unrecht und Gewalt bewahrt werde, dem ganzen Volke aber am 27. Oktober 1810 eine zweckmäßig eingerichtete Vertretung verheißen. Auf geistigem Gebiete hatte Deutschland eine Bewegung durchge-

macht, an deren Spitze der Philosoph Kant und die Dichter Schiller, Göthe, Lessing, Herder u. s. w. standen. Unter der Nachwirkung dieser Heroen der deutschen Literatur wurde durch die Leitung Wilhelms von Humboldt für die Förderung der inneren Freiheit und der sittlichen Reife des Volks redlich gewirkt. Während der kernige Jahn, Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster, von Berlin aus für die physische Ausbildung der Jugend in enthusiastischer Weise eintrat, auf daß ein sittlich frommes Geschlecht erwachse, gesund an Leib und an Seele, und während er den ersten Turnplatz in der Hasenhaide darbot, wirkten in Berlin noch Fichte und Schleiermacher. Die Reden des ersteren an die deutsche Nation, gehalten im Winter 1807 auf 1808, trugen mit hinreißender Gewalt zur Hebung des nationalen Geistes bei. „Kein Mensch, ist ihr Grundgedanke, und kein Gott und keines von allen möglichen Ereignissen kann uns helfen, sondern wir selber müssen uns helfen, falls uns geholfen werden soll.“ Gleichzeitig fesselte und bekehrte Schleiermacher durch seine frischen, geistvollen Predigten das ehemals frivole Berlin. Beide sowie andere Gesinnungsgenossen wirkten mit, daß 1810 in Berlin eine Universität gestiftet wurde, die belebend auf den vaterländischen Sinn wirken sollte. Die Universität Frankfurt, nie zu rechtem Leben gediehen, wurde nach Breslau verlegt, und damit für Schlesien ein neuer geistiger Mittelpunkt gewonnen. In Gedichten aber und einem weit verbreiteten Buche „Geist der Zeit“ erfüllte Ernst Moritz Arndt die Gemüther mit grimmigem Hasse gegen die Fremdherrschaft. In Königsberg war 1808 der „Tugendbund“ gestiftet worden, der sich durch Zweigvereine weithin ausbreitete und stillschweigend die Idee verfolgte, für den bevorstehenden Kampf vorzubereiten; aber von den Franzosen dazu gezwungen, mußte ihn der König schon am Schlusse des Jahres 1809 aufheben.

So sehen wir denn, indeß das übrige Deutschland in tiefen Schlaf versunken ist, auf militärischem, politischem, religiösem und ethisch-philosophischem Gebiete die regste Thätigkeit in Preußen. Ueberall das eine Ziel: Vermehrung der Mittel zu dem entscheidenden Kampfe im rechten Augenblicke. Als Oesterreich die Waffen 1809 erhob, war Preußen noch nicht genügend vorbereitet, als Napoleon 1812 seine Massen von West nach Ost wälzte, mußte es sich wohl blutenden Herzens dem Uebergewaltigen zum zweiten Male unterwerfen und für ihn seine Söhne nach Rußland senden. Allein die geistige Freiheit, die sittliche Kraft, beide in den Jahren nach dem Frieden von Tilsit von neuem geboren, waren damit nicht vernichtet, sondern brechen glänzend hervor, als sich

nach dem Brande von Moskau und der Katastrophe an der Beresina die Möglichkeit zeigt, die Ketten zu zerreißen. Da kommt es zu Tage: Die sechs bösen Jahre nach dem Frieden von Tilsit sind für Preußen sechs recht heilsame gewesen!

Denn nicht die alten Stämme, deren Namen sonst guten Klang in der Geschichte haben: die Sachsen, die Thüringer, die Franken, die Baiern und die Schwaben traten für Deutschland ein, wie sonst in den Tagen der Gefahr oder des Ruhmes geschehen, sondern ein neuer, die Preußen.

---

5. York. Seine Uebereinkunft mit den Russen auf der Mühle zu Poscherun. Die Bewegung in Ostpreußen.

Der entscheidende Augenblick fand den rechten Mann auf dem rechten Fleck; es war dies der General York.

Hans David Ludwig von York, aus Rowe bei Leba in Pommern stammend, trat sehr früh in die preußische Armee ein, wurde jedoch in seinem zwanzigsten Lebensjahre wegen eines Disciplinarvergehens cassirt. Hinaus in die weite Welt hieß es nun, holländische Kriegsdienste nehmen! Nachdem er in den letzteren am Cap und auf Ceylon sein Glück gesucht und reiche Erfahrungen gesammelt, kehrte er zur schwarzweißen Fahne zurück. Er war jetzt ein Mann von 53 Jahren, mager und klein, mit scharfem, durchdringendem Auge, mit finsterer Stirn, mit fester, entschlossener Haltung. Als Vertreter der altpreußischen Disciplin zeigte er sich unerbittlich streng im Dienste und war darum gefürchtet, als geborner Edelmann hielt er, obwohl arm, an den Vorrechten seines Standes fest, im Umgange benahm er sich zuweilen schroff, herb und schweigsam. Aber in seinem Herzen loderte die ächte Leidenschaftlichkeit, die Mutter großer Thaten. Dieser Mann von altem Schrot und Korn befehligte zuletzt unter Macdonald das preußische Hülfscorps, das mit den Franzosen zusammen den Rückzug von der Düna her angetreten hatte und bestimmt war, die Nachhut zu bilden. Der Marschall, Urheber einer unverantwortlichen Unvorsichtigkeit, marschierte mit dem Gros in fluchtartiger Eile vorwärts, indeß York langsam bei der grimmigen Kälte mit seinen Preußen nachrückte. So geschah es, daß sich russische Abtheilungen zwischen beide schoben. Ohne Anweisungen Macdonalds, mit dem er sich überdies schlecht stand, ohne bestimmte Befehle von Berlin, war er mit seinen 15,000 Mann, die er

von 20,000 noch übrig hatte, sich selbst überlassen. Drüben aber bei den Russen standen zahlreiche preußische Offiziere, ehemalige Kameraden, welche dazu drängten, die französische Sache aufzugeben und mit ihnen vereint gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen. Lange widerstand York in seinem strengen Pflichtgefühl; schon nahte, als Macdonalds Befehl, schnell nachzurücken, einging, der Augenblick, wo alles zu spät gewesen wäre. Da versammelte, jetzt auf alles gefaßt, der General am 29. Dezember im Hauptquartier zu Tauroggen seine Offiziere um sich und riß sie durch eine feierlich ernste Ansprache zum Abfall von den Franzosen fort. Seine letzten Worte lauteten: „Gelingt unser Vorhaben, dann wird der König mir vielleicht meinen Schritt vergeben, geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren; in diesem Fall bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen!" Mit lautem Jubel rissen Alle, die längst diesen Augenblick herbeigesehnt hatten, ihre Säbel aus den Scheiden und gelobten, mit York in Leben und Tod verbunden zu bleiben. Dieselbe Begeisterung ergriff Unteroffiziere und Gemeine, als sie hörten, es handle sich von nun ab um die Befreiung des Vaterlandes. Am anderen Tage, den 30. Dezember Morgens begab sich York auf die Mühle zu Poscherun bei Tauroggen und schloß dort mit dem russischen General Diebitsch die folgenschwere Convention ab. Nach ihr sollte das preußische Corps in dem Landstriche zwischen Memel, Tilsit und und dem kurischen Haff neutral bleiben, bis die beiden Monarchen ihre Genehmigung ertheilt hätten; geschehe dies seitens derselben nicht, so sollten die Preußen freien Abzug haben, doch vor dem ersten März nicht gegen die Russen kämpfen. Jetzt konnten die Franzosen sich östlich von der Weichsel nicht mehr halten, sondern es blieb ihnen nichts übrig, als sich schnell hinter den Fluß zu flüchten, York dagegen zog unter lautem Jubel der Bevölkerung am 1. Januar 1813 in Tilsit ein. Doch zunächst kamen noch bitterböse Tage. Wohl hatte York sofort an den König geschrieben; „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben." Friedrich Wilhelm, in seiner Residenz noch von den Franzosen umgarnt, war, von dem Geschehenen überrascht, zuerst tief betroffen. Dann ging nach Ostpreußen der Befehl ab, York und auch Massenbach, der sich mit einer abgesonderten Heeresabtheilung für jenen erklärt hatte, abzusetzen, zu verhaften und vor ein Kriegsgericht, ihre Truppen aber unter dem Kommando des Generals Kleist von neuem zur Verfügung der Franzosen zu stellen. Allein die Russen ließen den

Ueberbringer jenes königlichen Befehls nicht durch, so daß York keine amtliche Benachrichtigung von seiner Absetzung erhielt und somit ruhig im Kommando blieb. Doch wurde seine Lage jeden Tag mißlicher, da viele von denen, die ihm im ersten Augenblick entgegengejubelt, zu zweifeln anfingen, ja manche sich von ihm ängstlich abwandten, um nicht selbst in Gefahr zu gerathen. Von seinem Könige verlassen, Feind der Franzosen, in Streit mit den Russen, welche Preußen bis zur Weichsel als russische Provinz zu betrachten anfingen, bestand York eine so harte Probe, wie sie nur wenigen Sterblichen auferlegt worden ist.

Ihn schützte aber die Provinz Ostpreußen. Sie war seit Jahrhunderten in ihrer Bedeutung zurückgetreten, hatte aber in den Jahren 1807 und 1812 am meisten von allen durch Durchmärsche, Cantonnirungen, Requisitionen und Erpressungen gelitten. An vielen Stellen lagen die Felder unbebaut da, denn es fehlte an Saatkorn, der Viehstand war stark heruntergekommen, durch Seuchen ein Fünftel der Bevölkerung weggerafft. Allein die Lebenden, deren Vorfahren als die Vorhut Deutschlands seit Jahrhunderten ihr Deutschthum gegen die umwohnenden Slavenstämme rein bewahrt und ihre Kräfte in diesem Kampfe gestählt hatten, zeigten sich ihrer Ahnen würdig. Denn als der Untergang der großen Armee, bisher durch die lügnerischen Berichte Napoleons verhüllt, in Europa nur geahnt, hier aber in ihrer schrecklichen Gestalt an den Heerestrümmern zur Anschauung kam: da fuhr es wie ein elektrischer Funke durch die Provinz: „Jetzt, oder nie!“ Mit dem entschiedenen Willen, sofort zu handeln, reichten zwei der einflußreichsten und umsichtigsten Beamten, der Oberpräsident Auerswald und der Präsident Schön, dem General York die Hand, um Plan und Ordnung in die Bewegung zu bringen. Schon am 11. Januar traten unter dem Feldmarschall Brünneck ständische Deputirte zusammen und gaben eine Erklärung ab, sie wollten das Ihrige thun, um den Untergang des preußischen Namens zu verhüten. Bittend wandten sie sich nach Berlin, doch wurde ihnen dort, wo man mit ihrem selbständigen Auftreten noch immer unzufrieden war, keine Antwort ertheilt. Da erschien am 22. Januar von Petersburg her Stein als Bevollmächtigter des russischen Kaisers in Königsberg und riß durch seinen Feuereifer auch die Furchtsamsten mit sich fort. Ein neuer Geist kam mit ihm in die Bewegung, die einen Augenblick ins Stocken gerathen war. Schon am folgenden Tage wurde die Continentalsperre aufgehoben und damit die Verbindung mit England wiederhergestellt, am 5. Februar die Versammlung der Landstände von Ostpreußen, Lithauen und des östlich von der Weichsel

gelegenen Theils von Westpreußen in Königsberg unter dem Vorsitze des Grafen Dohna eröffnet. Eine Versammlung, auf die Europa mit Staunen sah, voll der reinsten Vaterlandsliebe, voller Opferfreudigkeit, der Erinnerung der spätesten Zeiten würdig! In ihr erschien auf ihre Einladung der General York, mit hellem Jubel begrüßt. Er verlangte, daß zu seinem in voller Kriegsstärke zu erhaltenden Corps noch 20,000 Landwehren und 10,000 Reserven hinzutreten sollten, sowie eine freiwillige National-Kavallerie. Alles wurde bewilligt, und Commissionen zur schleunigen Ausführung der Beschlüsse eingesetzt. Da griff zu jedem Opfer bereit die Provinz zu den Waffen, Edelmann, Bürger und Bauer, im Ganzen 40,000 Mann, 3000 Freiwillige eingerechnet. Sie wurden theilweise mit den Gewehren bewaffnet, welche die Russen von den Franzosen erbeutet hatten. Keine Provinz Spaniens hat im Kriege gegen Napoleon das geleistet, was Ostpreußen. Dasselbe stand gegen Ende Januar, auf eigene Hand gerüstet, die Waffen in der Hand da, bereit, im kühnen Vorangehen das übrige Preußen mit sich fortzureißen. Wird der König folgen und ihm sein übriges Land?

---

6. Friedrich Wilhelm geht nach Breslau. Blücher, Gneisenau. Die Kriegserklärung an Frankreich. Der Aufruf „An mein Volk.“ Die Erhebung Preußens.

Für einen friedliebenden Fürsten mag der Entschluß, sich in einen Krieg zu stürzen, nicht leicht sein, selbst wenn der Sieg in sicherer Aussicht steht, zehnfach schwer aber wird er, wenn es sich einem übermächtigen Feinde gegenüber um die Existenz des Staates und des Regentenhauses handelt. So lag für Friedrich Wilhelm nach Neujahr 1813 die Sache. Auf der einen Seite York und die Ostpreußen, zum Kampf auf Tod und Leben bereit, die Sympathien des ganzen preußischen Volks für den Krieg, der Kaiser von Rußland mit seinen Verbündeten zum Beitritt drängend. Auf der andern Seite der Feind im Herzen des verarmten Landes und im Besitz der stärksten Festungen, sein Kaiser durch sein Genie und seinen Haß gegen Preußen furchtbar, in seinen Hilfsmitteln noch lange nicht erschöpft, die Russen schwach und fern. Ist nicht im Falle des Mißlingens das Königshaus verloren, der Name Preußen aus der Reihe der Staaten gestrichen? Wer leistet Bürgschaft, daß die allgemeine Begeisterung nicht ein Strohfeuer ist, das schnell erlischt?

Wer dafür, daß nicht im Falle des Sieges statt des französischen Jochs ein russisches auferlegt wird? Schwere Fragen, ernste Bedenken, welche dem Herzen des Königs Ehre machen. So vergingen in leichterklärlichen Schwankungen drei kostbare Wochen, günstig dem Rückzug der Franzosen, die ohne sie nicht mehr über die Elbe gekommen sein würden. Da rückten neue französische Truppen in die Mark ein, selbst Potsdam erhielt gegen den Vertrag Einquartierung. Um diese Zeit trat das Gerücht auf, der in Berlin kommandirende Marschall Augereau habe von seinem Kaiser Befehl erhalten, sich der Person des Königs zu bemächtigen, damit derselbe nach Frankreich geführt und eine Geißel für die Treue Preußen's werde. Nun verließ Friedrich Wilhelm am 22. Januar seine Residenz und traf, die von französischen Truppen besetzten Städte vermeidend, mit seiner Familie am 25. in Breslau ein, indeß seine Garden nachrückten. Freudig begrüßte das Land diesen Schritt als Vorboten der rechten Entscheidung, schnell eilten die Männer der That auf ihren Posten bei ihrem Könige, außer Scharnhorst namentlich Blücher und Gneisenau.

Gebhart Leberecht von Blücher, 1742 in Rostock geboren, Sohn eines hessen-kasselschen Rittmeisters, trat früh als Junker in ein schwedisches Husaren-Regiment ein. Im siebenjährigen Kriege wurde er von den Bellingschen Husaren gefangen genommen und von dem Chef dieses Regiments, dem der muntere Jüngling gefiel, überredet, in preußische Dienste zu treten. Hier zeigte er sich als einen wilden, zuweilen trotzigen und streitsüchtigen, aber kernfesten und tüchtigen Offizier. Mißvergnügt, bei einem Avancement zum Escadronchef übergangen zu sein, nahm er 1773 in der ersten Hitze seinen Abschied, den ihm der große Friedrich mit den Worten bewilligte: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheeren!“ Er lebte jetzt siebenzehn Jahre hindurch als Landmann auf seinem hinterpommerschen Gute Groß-Raddow, eine traurige Zeit für den gebornen Kriegsmann. Er ahnte nicht, daß dieses Landleben ihn vor Verknöcherung und Erschlaffung bewahrte, wie sie der lange Friedensdienst häufig mit sich bringt. Erst unter Friedrich Wilhelm II. durfte er 1787 als Major in sein Regiment zurücktreten. Jetzt zeichnete er sich in der Champagne und am Rhein aus und avancirte zum Generalmajor. Bei Jena gehörte er schon zu den Führern, vermochte aber nicht, die Niederlage des preußischen Heeres abzuwenden, bei Lübeck streckte er erst nach heldenmüthigem Widerstand die Waffen, der einzige ganze Mann unter den preußischen Heerführern dieses Jahres. Bald gegen den in Kriegsgefangenschaft gerathenen französischen Marschall

Victor ausgeliefert, vertheidigte er Stralsund mit einem abgesonderten Corps und arbeitete in den nun folgenden Friedensjahren im Kriegsdepartement; doch den Franzosen in kurzer Zeit verdächtig geworden, mußte er abermals den Dienst verlassen. Jetzt, da der König in Breslau weilte, sollte die Zeit kommen, wo er an seinem rechten Platze stand. Bald sah die Welt mit Staunen, wie der siebenzigjährige Kriegsmann, eine hohe Heldengestalt mit weißen Haaren, heiterer Stirn, gewaltiger Adlernase, kühn blickenden Augen und mächtigem Schnurrbart, durch seinen großartigen Haß gegen Napoleon und alles, was Franzose hieß, die Seinen mit sich fortriß. Fremd aller Theorie, von scharfem Verstande, als Charakter unbeugsam, war er allein in ganz Europa dem militärischen Genie Napoleons gewachsen. Was auf politischem Gebiete Stein, das sollte auf militärischem Blücher werden; das waren die beiden gefährlichsten Gegner des Kaisers. — An Blüchers Seite trat, ihn ergänzend, Neithard von Gneisenau, Sohn eines ehemaligen österreichischen Artillerie-Offiziers, 1760 zu Schildau geboren. Den größten Theil seiner Jugend verlebte er, durch Noth gedrückt, durch Arbeit emporgetragen, in Erfurt, wo sein Vater eine kleine Beamtenstelle inne hatte. Als Gymnasiast lernte er mit Eifer alte und neue Sprachen, Geschichte und Mathematik, als Student ebendaselbst schlug er die rein wissenschaftliche Richtung ein; aber ein Duell zwang ihn, den militärischen Beruf zu ergreifen. Er trat in ansbach-baireuthische Dienste und stand bei einem der Regimenter, welche im englischen Solde gegen die Amerikaner kämpfen sollten; diese Reise nach einem andern Erdtheil erweiterte ganz entschieden seinen Blick. 1786 trat er in die preußische Armee als Premierlieutenant und blieb in ihr bis 1806 als Friedenssoldat, wurde in Lithauen Major und dann, nach Kolberg gesandt, der ruhmvolle und glückliche Vertheidiger der Festung. Nach dem Tilsiter Frieden saß er an der Seite von Scharnhorst als Mitglied der Commission für Heeresreform. 1812 verließ er, tief bewegt darüber, daß Preußen von neuem unter Frankreich gebeugt war, den preußischen Dienst und ging nach England, 1813 kehrte er zurück. Es war eine stattliche, ritterliche Erscheinung, geistvoll in der Rede und mit der Feder, voller Liebreiz und Hoheit, nicht bloß der Theoretiker, der für Blücher Pläne entwarf oder entworfene durcharbeitete, sondern auch in höherem Sinne Mann der That. Eine glücklichere Verbindung wie die beider Männer konnte für Preußen nicht gefunden werden.

Wenige Tage später zeigte sich die Einwirkung derselben auf die Entschließungen des Königs. Ohne Rücksicht auf das Mißfallen der

Franzosen trat zunächst Scharnhorst unter dem Namen eines General-Quartiermeisters wieder in das Ministerium ein und nahm die Oberleitung in militärischen Angelegenheiten ganz in seine Hände. Schon am 3. Februar erschien sodann der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps, der erste der entschiedenen Schritte. Es sollten diese Abtheilungen nur aus Freiwilligen bestehen, die sich selbst kleideten und beritten machten und den Dienst leichter Truppen versähen. Ferner wurde am 9. Februar jede Befreiung vom Militärdienste aufgehoben und jeder Diensttaugliche zwischen 17 und 24 Jahren für verpflichtet erklärt, bei Einberufung einzutreten. Die Wirkung des Aufrufs vom 3. Februar überstieg auch die kühnsten Erwartungen; klar trat hervor, was möglich ist, wenn eine ganze Nation wie ein Mann Gut und Blut daran setzt. „Die Universitäten lösten sich auf, weil Studirende und Professoren zusammen die Waffen ergriffen, die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer, die Regierungscollegien und die Gerichtshöfe schmolzen zusammen, der Landmann verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstatt, der Kaufmann sein Geschäft, um zur Wehr zu greifen." Tausende gaben ein festes Amt, eine höhere Stellung, eine Familie auf, um Rache an den langjährigen Bedrückern zu nehmen und das Joch abzuschütteln. Es war kein Mann in Preußen, der nicht schwere persönliche Beleidigung durch die Franzosen erfahren hatte, in vielen Familien war durch ihre Frivolität der häusliche Friede gestört worden — das brannte tief und schrie nach blutiger Rache. In Berlin allein meldeten sich in drei Tagen 9000 Freiwillige, 12,000 betrug die Zahl derer, welche in die neuen Jägercorps traten, hochbegeisterte Träger des erwachten Nationalgefühls. Ein großartigeres Beispiel von Vaterlandsliebe haben nicht Athen, nicht Sparta, nicht Rom gegeben! Mehrere Jungfrauen griffen in Männertracht zur Büchse, so Leonore Prohaska aus Potsdam, die im Kampfe an der Göhrde fiel, und Auguste Krüger aus Kolberg. Hand in Hand damit ging die Freudigkeit in Geldopfern, so daß es schien, Preußen sei nicht verarmt, sondern nie so reich gewesen als jetzt; denn ein jeder eilte herbei, seine Gabe auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen. Goldsachen, unter ihnen 150,000 goldene Trauringe gingen ein, die in Berlin gegen eiserne mit der sinnigen Inschrift vertauscht wurden: „Gold gab ich für Eisen," Silbergeschirre, da man sich mit Löffeln von Blech behelfen wollte, baares Geld in Menge. Der Kaufmann lieferte Tuch, der Landmann Pferde, Ochsen, Korn, der Beamte und Offizier opferten den dritten oder vierten Theil ihres Gehalts, oder, wenn er schon verabschiedet war, seiner Pension, eine Jungfrau ihr schönes, reiches Haar,

um den Erlös einzuliefern. Derselbe Geist beseelte die Communen und Genossenschaften. Aber noch immer nicht hatte der König das letzte Wort gesprochen, noch immer schaute in banger Erwartung sein Volk auf ihn. Da traf mit demselben Feuereifer, durch den er in Königsberg die Ostpreußen hingerissen hatte, den heiligen Krieg predigend, Stein am 27. Februar heimlich aus dem russischen Hauptquartier in Breslau ein. Sofort gerieth auch hier die Sache in schnelleren Fluß. Schon am folgenden Tage schlossen im Namen ihrer Souveräne Scharnhorst und Kutusow in Kalisch den Vertrag ab, der schon seit dem 13. Januar durch den im Geheimen an den Kaiser Alexander abgesandten Major Natzmer vorbereitet war. In diesem Schutz- und Trutzbündniß verpflichtete sich der Czaar, mit mindestens 150,000 Mann gegen Napoleon zu Felde zu ziehen, der König mit mindestens 80,000. Das Ziel des Kampfes sollte die Unabhängigkeit Europas sein, die Wiederherstellung Preußens in dem Umfange von 1806, für Rußland polnische Provinzen. Es war aber dieser Vertrag eine Uebereilung des Ministers Hardenberg, welchem es nach dem zu langen Säumen nur darauf ankam, daß sofort losgeschlagen werde. Denn während Rußland kaum 200,000 Mann gestellt hat, sind in Preußen deren 278,000 unter den Waffen gewesen, und doch erschien Preußen nur als die schwächere Macht; es hätte ein anderer Vertrag nicht so schwere und dauernde Nachtheile für Deutschland zur Folge gehabt. Dann, am 10. März, wurde zur Auszeichnung für das Verdienst im heiligen Kriege der Orden des eisernen Kreuzes gestiftet. Es sollte bezeichnen, daß eisern die Zeit sein werde, der man entgegengehe, und eisern der Wille der Nation sein müsse, wenn es besser werden solle. Am 15. März zog Kaiser Alexander, der sich von Petersburg zu seiner Armee begeben hatte, in Breslau ein, der französische Gesandte verließ die Stadt. Schnell erschienen nun die zündenden königlichen Proklamationen, zuerst die Kriegserklärung den 16. März, sodann der Aufruf vom 17. März. Derselbe lautet wörtlich:

„An mein Volk!“

„So wenig für Mein treues Volk, als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward aus-

gesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich, Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unsre Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaften! Gedenket des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, gedenket der Spanier und Portugiesen! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der Beistand unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg giebt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden

unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Ein ähnlicher Aufruf in nicht minder kernigen und würdigen Worten ward gleichzeitig an das Heer gerichtet, ferner eine von Scharnhorst entworfene Organisation der Landwehr und des Landsturms veröffentlicht. Eine Centralverwaltung sollte nach dem zwischen den Souveränen am 19. März zu Breslau geschlossenen Vertrage für die zu befreienden deutschen Gebiete unter Steins Vorsitz eingesetzt werden, und ihre Wirksamkeit in Dresden beginnen. Endlich erließ der alte Kutusow von Kalisch aus den 25. März einen Aufruf, welcher in feurigen Worten die Wiedergeburt des ehrwürdigen deutschen Reichs verkündete, die abtrünnigen Fürsten ächtete, den Rheinbund mit Vernichtung bedrohte. Jetzt schlugen in Preußen die Flammen zu einem großen Brande zusammen, wurde das ganze Land ein einziges Heereslager. Allein das übrige Deutschland, dem die Idee eines gemeinsamen, großen deutschen Vaterlandes längst abhanden gekommen war, folgte ihm nicht, sondern seinen Fürsten, die mit alleiniger Ausnahme des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz an ihrem Protektor Napoleon festhielten. Nur einzelne Freiwillige, zumeist aus den ehemals preußischen Provinzen, namentlich aus Halle, eilten unter die Fahnen; die meisten von diesen traten in die schwarz uniformirte Freischaar ein, die der Major Lützow in Breslau errichtete, in „die schwarze Schaar der Rache." Doch reichte Preußen, wenn es auch nur noch aus vier Provinzen: Preußen, Pommern, Brandenburg und Schlesien bestand, für alle aus, denn mit 128,000 Mann Linie trat es in den Kampf; hinter ihr standen 150,000 Landwehren, an der Mütze ein weißes Kreuz mit der Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland." Unter dem Geläute der Kirchenglocken und den heißen Thränen der zurückbleibenden Eltern, Frauen, Kinder, Bräute zogen die Regimenter, nachdem sie das heilige Abendmahl genommen hatten, von religiöser und nationaler Begeisterung durchdrungen, in das Feld. Eine ganz neue Zeit war gekommen, nach dem harten Winter ein Frühling wie noch nie. Bald sangen jubelnd seine Lerchen.

7. Die ersten Kriegsereignisse des Jahres 1813.

Das Gefecht von Lüneburg den 2. April. Das Treffen bei Möckern den 5. April.

Das neunundzwanzigste Bülletin, am 3. Dezember 1812 in Molodeczno verfaßt, hatte Frankreich auf den Untergang seiner Söhne vorbereiten sollen. Ihm war der Kaiser auf dem Fuße gefolgt und, Tag und Nacht daransetzend, in Paris eingetroffen. Niemals rastloser als in dem nun folgenden Frühjahr, benutzte er jede Stunde, um die äußersten Mittel aufzubieten, welche noch nach so langen Kriegen zur Verfügung standen. Die Franzosen sollten nicht zur Besinnung kommen, ihnen durfte das Unglück in Rußland gar nicht in seiner ganzen Größe zum Bewußtsein gelangen. Schon darum ward in fieberhafter Eile gerüstet, aber auch deshalb, damit der Kaiser wiederum der erste im Felde sei und den Vortheil des Angriffs für sich habe. Am 11. Januar ließ er sich die erste Aushebung von 350,000 Mann bewilligen, die Kriegserklärung von Preußen beantwortete er mit einer zweiten Conscription von 180,000. Bald wimmelten die Landstraßen von Neuausgehobenen, welche zu den Sammelplätzen eilten und an den Rhein und über den Rhein, erst unterwegs einexerziert und mit Waffen versehen. Obgleich die Kriegslust in Frankreich nur künstlich von neuem angefacht, obgleich die neuen Mannschaften viel zu jung und den Strapazen nicht gewachsen waren, obgleich es namentlich an Pferden fehlte, und neue Geldmittel mit Zwang auferlegt werden mußten, so stand bald der Kaiser in nicht geahnter Furchtbarkeit da. Denn sein Geist, den die Noth noch erfinderischer gemacht hatte, durchdrang mit ungebrochener Energie das Ganze, das durch so viele Tausende in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs bewährter Offiziere und Unteroffiziere geordnet und ausgebildet wurde. Dazu kam, daß auch die Rheinbundfürsten von neuem Gelder zahlen und ihre Truppen und Länder den Franzosen zur Verfügung stellen mußten. Also gerüstet erschien im April Napoleon am Main. Seine im fernen Osten stehenden Truppen waren inzwischen in Folge der Uebereinkunft Yorks mit den Russen von Königsberg nach Posen zurückgewichen, wo der König Murat den Oberbefehl an den Vicekönig Eugen von Italien abgab, um Hals über Kopf nach seinem schönen Neapel zu eilen. Der neue Commandirende, unsicher geworden durch die allgemeine Volkserhebung in Preußen, ging zuerst hinter die Oder, dann hinter die Spree zurück. Bereits waren russische Streifcorps, meist aus Schwärmen leichter Reiter bestehend, namentlich aus Kosaken und Baschkiren, geführt von Tschernitscheff, dem verwegenen Tettenborn und

Dörnberg, ihren Heeren weit voraus im Anzuge. Schon am 20. Febr. galloppirten Söhne der Steppe auf ihren kleinen, mageren, aber flinken Pferden, in schmutzigen Pelzen, mit wirren ungekämmten Haaren und struppigen Bärten keck in Berlin hinein und stachen mit ihren langen Lanzen nach Soldaten der französischen Besatzung oder griffen andere und schleppten sie als Gefangene fort, indeß die Bürger ihnen zujubelten. Nachdem sie sich bis auf den Abend in den Straßen gehalten hatten, zogen sie in der Dunkelheit wieder ab. Nun fühlten sich die Franzosen auch in der preußischen Hauptstadt nicht mehr sicher, sondern verließen am 4. März Berlin und wichen schnell weiter nach Westen zurück. Am 17. stand, die Besatzungstruppen ausgenommen, kein Franzose mehr auf dem rechten Elbufer; vielmehr erwartete Eugen, auf Magdeburg und auf Wittenberg gestützt, auf dem linken die Ankunft seines Herrn und Meisters. Die Streitkräfte, über die er verfügte, betrugen 60,000 Mann, indeß eine gleiche Anzahl die Festungen in Polen und Preußen besetzt hielt. An demselben Tage, wo die Franzosen Berlin verließen, zog unter lautem Jubel der Bewohner die Vorhut von Wittgenstein ein. Die Kosaken sowie ein Baschkiren-Pulk, welche dieselbe zumeist bildeten, drangen zum zweiten Mal in die Stadt, wurden noch mit den letzten der eben abziehenden Feinde handgemein und jagten ihnen westlich von Berlin einige hundert Gefangene ab. Aber viel größere Freude erfüllte die Herzen, viel lauterer Jubel Berlin, als der General York, von einem Kriegsgerichte für schuldlos erklärt und vom König auf's neue zum Oberbefehlshaber ernannt, am 17. März mit seinen, Bülow's und Borstell's Truppen in einer Gesammtstärke von 21,000 Mann seinen Einzug hielt. Und als derselbe nach zehn Tagen wieder ausrücken wollte, rief er vor der Front den Soldaten die nie vergessenen Worte zu: „Soldaten, ich schwöre euch: mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder!" So verließ er die Stadt. Schon vorher war von hier mit einem fliegenden Corps leichter Reiter und zwei Geschützen Tettenborn aufgebrochen, um das von den Franzosen nur schwach besetzte Hamburg zu nehmen, ihren wichtigen Stützpunkt an der Niederelbe. Als er in Mecklenburg-Schwerin erschien, sagte sich der Großherzog von dem Rheinbunde los, in Hamburg, wo der französische General St. Cyr kurz vor seinem Abzuge sieben Einwohner als Unruhestifter hatte erschießen lassen, ging am 17. und 18. März der Jubel bei dem Erscheinen der Russen über alle Grenzen. Der Bürger und der Kosak umarmten sich, die Pferde der Reiter wurden mit Kränzen geschmückt, von den Thürmen läuteten die Glocken, aus den Fenstern weh-

ten Fahnen und Tücher. Die neuen Behörden verschwanden, der alte Senat versammelte sich wiederum, die ganze Stadt schwamm in einem Wonnemeere, trunken vor Freude. Dem Beispiele Hamburg's folgten rasch Harburg, Stade und Lüneburg; überall verschwanden die kaiserlichen Adler, und wurden die alten Landesfarben wieder aufgezogen. Obgleich nun die Bildung einer hanseatischen Legion beschlossen war, meldeten sich nur 2000 Freiwillige, so daß man an die Errichtung eines Bürgercorps von 6 Bataillonen gehen mußte. Alles halbe Maßregeln! Es kam dies davon her, daß in diesen Handelsgegenden kein kriegerischer Sinn wie in Preußen lebte, keine Erinnerung an eine große Vergangenheit, sowie, daß der wiederhergestellte Hamburger Senat sich vielköpfig und unfähig zeigte, an die Spitze der Bewegung zu treten. Hamburg ward kein Mittelpunkt der deutschen Erhebung wie Berlin. So blieben denn die Rüstungen hier schwach, und es konnte, wie sich nur zu bald herausstellen sollte, die furchtbare Strafe nicht ausbleiben, wenn die Franzosen die Stadt wieder in ihre Gewalt brachten. Bereits hatte der französische General Morand, von der Weser her mit 2500 Mann vorrückend, am 1. April das abgefallene Lüneburg von neuem besetzt und war im Begriffe, eine Anzahl von Bürgern erschießen zu lassen. Da griff Dörnberg, mit seinem Streifcorps kühn die Elbe überschreitend, die Stadt am folgenden Tage an und nahm sie mit Sturm. Die Ehre des Tages gebührt dem preußischen Füsilierbataillon unter Major Borke, der sich hier als der Erste das eiserne Kreuz erwarb. In das Freie gedrängt, sah sich Morand von russischer Reiterei mit Geschützen umzingelt, wiederum angegriffen und auf die Stadt und auf die Preußen zurückgeworfen. Da fiel denn, auf den Tod getroffen, Morand selbst, seine Leute wurden meist getödtet oder verwundet, sowie 12 Geschütze von den Siegern erbeutet. Das war das Treffen bei Lüneburg, das erste siegreiche des Jahres 1813, die würdige Einleitung in die Befreiungskriege. Doch was trübt sich schon so bald unser Blick? An der niederen Elbe hatte der harte Marschall Davoust, mit blutigen Instructionen versehen, damit der Abfall „französischer Unterthanen" gezüchtigt werde, das Oberkommando über 24000 Mann übernommen. Unter ihm commandirte Vandamme, der grausamste Charakter, den Napoleon unter seinen Generalen aufzufinden vermochte, in Bremen. Ein Regiment sonder Gleichen begann. In Blexen wurden neunzehn Einwohner erschossen, in Bremen zwei aus Oldenburg, in Brinkum fünf, bei Bremerlehe 150 Bauern niedergehauen und 80 standrechtlich erschossen, das Dorf Lilienthal angezündet. Schrecken sollte die Gemüther ergreifen, damit sie abgehalten

würden, an der gemeinsamen Sache des Vaterlandes Antheil zu nehmen und so die Franzosen an dieser Stelle mit geringen Streitkräften ausreichen könnten.

Wittgenstein, unter dessen Befehl damals York, Bülow und Borstell standen, hatte sich von Berlin aus gegen die Elbe in Bewegung gesetzt, in der Absicht, sie zu überschreiten und sich jenseits mit dem Hauptheer zu vereinigen, das von Breslau her heranrückte. Sein Corps bestand aus 12,000 Preußen und 8000 Russen. Demselben suchte der Vicekönig Eugen, welcher von Magdeburg mit 37,000 Mann hervorgebrochen war, den Flußübergang zu verwehren und hatte darum eine starke, durch ein sumpfiges Flüßchen gesicherte Stellung bei Möckern gewählt. Allein die stürmische Tapferkeit der ostpreußischen und pommerschen Bataillone, denen die Ehre dieses schönen Tages gebührt, vertrieb ihn am 5. April daraus und warf ihn auf Magdeburg zurück. Der Siegespreis in diesem Treffen, wo die Minderzahl so glänzend siegte, waren 1000 Gefangene und ein Geschütz. Unbehelligt setzte dann Wittgenstein seinen Marsch fort, überschritt bei Roslau die Elbe und stellte sich bei Köthen auf, hier die Hauptarmee und Verstärkungen zu erwarten. Letztere trafen bald ein. Denn wenn auch der Versuch Kleists, Wittenberg mit Sturm zu nehmen, mißlang, so capitulirten doch bald Czenstochau, Thorn und Spandau, und die Belagerungstruppen rückten der Feldarmee nach. Viel langsamer jedoch kam das Hauptheer vorwärts. Kutusow, alt und krank, war im Herzen noch immer dagegen, den Krieg von Kalisch aus über die Grenze weiter nach Westen zu tragen; nur der Befehl seines Kaisers, der mehr als je auf Stein hörte, konnte ihn dazu bewegen. Blücher dagegen, welcher immer ungestümer drängte, sollte anfangs gar kein Commando bekommen, weil verlautete, der Alte habe vor purem Franzosenhasse am Verstande gelitten. Mit Mühe nur vermochte Scharnhorst durchzusetzen, daß er wenigstens den Befehl über die schlesische Armee erhielt, indeß den Russen das Oberkommando zugestanden wurde. Größer jedoch wurde die Energie in der Kriegführung, als Kutusow in Bunzlau starb, und Wittgenstein an seine Stelle trat. Zunächst ging es auf das von den Franzosen schwachbesetzte Dresden los, voran Wittgenstein mit leichten Truppen, dann Blücher mit der schlesischen Armee, dann langsam nachrückend die russische. Die ersten Kosaken zogen am 27. März in die Hauptstadt Sachsens ein, welche von den Franzosen eilig geräumt wurde, erst am 24. April Friedrich Wilhelm und Alexander. Schon war Blücher weit voraus bis nach Altenburg vorgedrungen, schon hatte sich die Nordarmee

mit der Hauptarmee vereinigt, schon nahte die Stunde des Kampfes auf Leben und Tod. Wie verhielten sich dazu der sächsische König und sein Volk von 2,300,000 Deutschen, auf deren Boden die Entscheidung stattfinden sollte? Friedrich August, ein alter Mann, verehrte Napoleon wie ein höheres Wesen und war wie alle Rheinbundfürsten durch seine Schuld an ihn gekettet. Als daher die Verbündeten nahten, packte er seine Gelder und die Juwelen, welche das grüne Gewölbe in Dresden birgt, ein und ging damit nach Regensburg. Er hatte bei sich beschlossen, neutral zu bleiben. Als daher Napoleon heranrückte, begab er sich nach Prag, auf österreichischen Boden, und überließ seinem Volke und seinen Truppen, sich selbst zu helfen. Seine Sachsen aber freuten sich wohl, als die Befreier nahten und empfingen sie auch hier und da mit Jubel; allein es steckte in ihnen nicht entfernt mehr die Energie der alten Sachsen, die gegen den großen Karl gestritten, welche die Einheit des Reichs unter ihrem Finkler und großen Otto hergestellt und behauptet und endlich die Fahne der Reformation vorangetragen hatten. Niemand rührte sich, ein jeder verhielt sich, klüglich nach seiner Meinung, neutral. In Torgau stand, nicht minder verlassen, abwartend der sächsische General Thielmann mit 10,000 Mann. Welch' ein Gewicht hätte diese Macht, der Besitz der Festung, das den Rheinbundstruppen zu Anfang des Kampfes gegebene Beispiel in die Wagschale werfen können, wenn in Thielmann eine Ader von York gewesen wäre! Der Rheinbund war dann so gut wie aufgelöst, Preußen's Flanke gesichert, Napoleon's Rücken bedroht. Aber der sächsische General zauderte und ließ den richtigen Augenblick ungenützt vorübergehen. So hatten sich denn die Verbündeten, am meisten Stein in seinem Enthusiasmus, über den sächsischen König, sein Volk und sein Heer von Grund aus getäuscht. Sie sollten bald alle drei, auf deren begeisterte Erhebung für die deutsche Sache sie gerechnet, auf Seiten ihres Todfeindes sehen.

---

8. Die Schlacht bei Lützen oder Großgörschen, den 2. Mai.

Derselbe hatte sich vom Main her das Saalthal entlang in Bewegung gesetzt, um, über Naumburg, Weißenfels und Lützen ziehend, schnell Leipzig zu gewinnen, indeß von Norden her der Vicekönig heranrückte. Bis Weimar war der Kaiser zu Wagen gefahren, von da ab bis zum Abschluß des Waffenstillstandes erschien er nur noch zu Pferde bei den Truppen. Vereint mit Eugen wollte er die Nordarmee von der Elbe abschneiden und mit einmal vernichten, dann aber sich auf die

Hauptarmee werfen; er wußte noch nicht, daß sich beide schon die Hand gereicht hatten. Obgleich es dem Kaiser sehr an Reiterei fehlte, so brach er dennoch mit jugendlicher Kühnheit in die weite sächsische Ebene herein; wollte er doch, wie er laut erklärte, nicht als der Kaiser Napoleon, sondern als der General Bonaparte diesen Krieg führen. Einen ganzen Tag behaupteten die Preußen Merseburg gegen die Uebermacht, dann räumten sie es, sowie auch Halle. Am 1. Mai unternahm Winzingerode mit einem Theile der Vorhut eine Recognoscierung gegen Weißenfels, den dritten Uebergangspunkt über die Saale in dieser Gegend. In dem Gefechte, das sich hier entspann, fiel, von einer Kanonenkugel getroffen, der Marschall Bessières. Der Leichnam wurde schnell mit einem Tuche zugedeckt und so aus dem Getümmel fortgetragen, damit die jungen Truppen nicht den Fall eines der ersten Führer gewahrten und erschräken. Noch am Abende desselben Tages erreichte der Kaiser Lützen, wo er Nachtruhe hielt; zu derselben Zeit aber zogen sich vor ihm in einer Entfernung von etwa zwei Meilen die Verbündeten eng zusammen, um bei Tagesanbruch mit gesammter Macht in seine rechte Flanke zu fallen. Sie zählten nur 93,000 Mann, darunter 25,000 Reiter, mit 524 Geschützen; es waren dieses aber alles Kerntruppen, an physischer Kraft den jungen französischen Truppen weit überlegen, die Preußen voll Kampfeslust und Begeisterung, die Russen mit dem stummen Entschlusse, für ihren Czaaren wie eine Mauer zu stehen. Dagegen betrug die Macht des Kaisers 130,000 Mann, unter denen sich nur 5000 Reiter befanden, mit 250 Kanonen. Somit traten die Verbündeten mit einer größeren Anzahl von Reitern und Geschützen auf, er aber voller Zuversicht auf seine weit stärkeren Massen Fußvolks und auf seine persönliche Führung. War er denn nicht der überlegene Geist, der wie keiner Heeresmassen zu leiten und auf den rechten Fleck zu werfen verstand, dessen Anordnungen den Sieg verbürgten? Wie konnte sich Wittgenstein mit ihm messen, den noch dazu die Anwesenheit beider Monarchen im Lager beengte?

Die ersten Sonnenstrahlen fielen am 2. Mai blutig roth auf das Schlachtfeld von Lützen, auf dem noch Friede und Stille herrschten. Es war ein theils ebenes, theils wellenförmiges Land, in ihm vier Dörfer, die, einer Bastion vergleichbar, den Mittelpunkt der rechten Flanke Napoleon's bildeten: Großgörschen, Kleingörschen, Rahna und Caja, alle vier auf dem Raume des achten Theiles einer Quadratmeile. Zwischen ihnen lagen Wiesen, von Gräben durchschnitten, also die Entfaltung von Reiterei verhindernd. Hier hatte sich der Prinz von der Mos-

twa, der Marschall Ney, festgesetzt, indeß auf dem Vormarsche gegen Leipzig die Hauptmacht unter dem Kaiser die linke Flanke bildete. Mit ihrer ganzen Macht wollten sich nun die Verbündeten zunächst auf die schwächere Hälfte der französischen Armee werfen, ein trefflicher, von Scharnhorst, der jetzt Chef des Generalstabs von Blücher war, entworfener Plan. Wäre er nur so ausgeführt worden, wäre, wie jener wollte, der erste Kanonenschuß um 6 Uhr Morgens gefallen! Allein Wittgenstein hatte seine Anordnungen so schlecht getroffen, daß die Bewegungen der Heerestheile sich durchkreuzten, und der eine den Marsch des andern aufhielt. So konnte denn erst um 12 Uhr Mittags der Angriff auf Großgörschen beginnen, den das Feuer von 30 Kanonen eröffnete. Mit unwiderstehlichem Ungestüm nahmen die Preußen das Dorf im Sturm — hier fällt als einer der Ersten der Prinz Leopold von Hessen-Homburg — dann Kleingörschen, dann Rahna. Da eilt Ney, der so eben vom Kaiser zu seinen Truppen zurückkehrt, mit neuen Divisionen herbei und erobert Rahna und Kleingörschen wieder. In



Lützen oder Großgörschen.

diesem Augenblicke ziehen Scharnhorst, Blücher und alle höheren Offiziere, bereit, heute mit ihrem Blute von ihrer Treue Zeugniß abzulegen, ihre Säbel und stellen sich an die Spitze der Ihrigen, und wieder geht es auf die brennenden Dörfer los. In nächster Nähe wüthen Kugel und Bajonet, aber mit dem ganzen Hasse, den sie in sieben bösen Jahren eingesogen, treiben sie den Feind zum zweiten Male hinaus. Heute gilt es ja, blutige Rache zu nehmen, heute den Franzosen zu zeigen, daß die Preußen nicht die Feiglinge sind, wie sie in den französischen Bülletins dargestellt worden, den verbündeten Russen, daß sie anders als bei Jena zu streiten wissen. Auch die Garden gehen vor, erstürmen das vierte der Dörfer, Caja, und drängen die Franzosen noch weiter zurück. In die-

sem Augenblicke, es ist 2 Uhr, scheint ein glänzender Sieg für die preußischen Waffen entschieden zu sein, bedarf es nur noch des Eintreffens der Reiterei, um das geschlagene Corps von Ney vollends zu zersprengen. Doch warum bleiben die Reitermassen der Verbündeten unbeweglich stehen, auf die so große Hoffnungen gesetzt sind? Sie wissen nicht, was sie thun sollen; denn Wittgenstein hat vergessen, ihnen einen Führer zu geben. So wird es 3 Uhr, da wendet sich das Blatt; es erscheint auf schäumendem Rosse mit verhängtem Zügel der Kaiser hinter Caja. Er hat bei Markranstedt den heftigen Kanonendonner gehört, der von Großgörschen herübertönt, er ist, schnell entschlossen, rechts abgebrochen, mit sich nimmt er nach dem Punkte der Entscheidung zu, was er bei sich hat, die andern heißt er im Sturmschritte ihm folgen. Bald begegnen ihm zersprengte Abtheilungen und Verwundete, die aus dem Kampfe fortgetragen werden. Immer schleuniger wird sein Marsch; denn er weiß ja, wenn Ney vernichtet ist, muß auch er in wenigen Tagen erliegen. Wird nicht, wenn er nach seinem vorjährigen großen Unglück die erste große Schlacht verliert, ganz Deutschland zwischen Elbe und Rhein wie ein Mann aufstehen? Wird er oder einer seiner Franzosen dann noch Frankreich wiedersehen? Siegt er dagegen, so ist er des Rheinbundes von neuem sicher und damit der Herrschaft über Deutschland. So gelangt er in Windeseile auf das Schlachtfeld, bringt schon durch seine Gegenwart die fliehenden Truppen Ney's zum Stehen und nimmt mit seinen frischen Bataillonen die leichenerfüllten und rauchenden Trümmerhaufen Caja, Rahna und Kleingörschen, die nun schon zum vierten Male erobert werden. Jetzt aber rückt das zweite Treffen der Verbündeten, York an der Spitze, abermals auf das Dörferviereck los und erstürmt abermals Rahna und Kleingörschen. Die Wuth, mit der gekämpft wird, ist unbeschreiblich, ebenso der Verlust auf beiden Seiten. Beim Angriff auf Caja fällt, von einer Kartätsche getroffen, Scharnhorst und wird aus dem Kampfgewühl fortgetragen; am 28. Juni sollte der echte Mann des Volkes in Prag dieser Wunde erliegen. Auch Blücher wird verwundet, auch Friedrich Wilhelm mit seinem siebenzehnjährigen ältesten Sohne und Alexander, welche eine Zeit lang vom „Monarchenhügel" der tobenden Schlacht zugesehen, gerathen vorwärts reitend, in das Feuer. Aber Caja ist von den preußischen Garden erstürmt, zum zweitenmale scheint der Sieg gewiß. Zum zweiten Male wendet sich das Blatt. Denn um 7 Uhr erscheinen, von Napoleon mit Ingrimm und Ungeduld erwartet, der Vicekönig und die Garden. Eine furchtbare Batterie von 60 Geschützen, geleitet von dem trefflichen Ar-

tilleriegeneral Drouet, überschüttet die Verbündeten mit einem Höllenfeuer; sechzehn Bataillone der jungen Garde erstürmen unter ihrem Schutze Caja. Von neuem werden, indeß Napoleon, von Kugeln umsaust, von Punkt zu Punkt fliegt und unablässig seine Sturmkolonnen vorwärts drängt, damit der Feind gar nicht zu Athem komme, Rahna und Kleingörschen angegriffen. Es ist den todtmüden Preußen nicht mehr möglich, diesem letzten, aber furchtbarsten Stoße zu widerstehen; die Dörfer gehen für immer verloren, nur in Großgörschen haben sich jene bei Einbruch der Dunkelheit gehalten. Der Kampf hörte um 9 Uhr auf; beide Parteien lagerten auf dem Felde der noch unentschiedenen Schlacht, die Verbündeten in weitem Bogen von den Franzosen umspannt, während die Flammen der brennenden Dörfer Eisdorf, Kleingörschen, Großgörschen, Caja, Rahna, und Starsiedel den Abendhimmel rötheten. Die Verluste waren unerhört: die Franzosen hatten 18,000 Todte und Verwundete und außerdem 800 Gefangene und 5 Kanonen verloren, die Verbündeten nicht weniger als 10,000 Mann, zumeist Preußen, da die Russen mehr Zuschauer geblieben waren. Die Schlacht ist also eine fast rein preußische gewesen. — „Die Todten, erzählt ein Augenzeuge, lagen mit verklärtem Angesichte da; sie waren mit dem Gefühl aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt.“ Sie und die Lebenden hatten gelehrt: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen; es ist ein Kreuzzug, ist ein heiliger Krieg!“ So war denn die stille Nacht hereingebrochen. Da sann Blücher ungeachtet seiner Wunde noch auf einen kühnen Reiterstreich. Auf seinen Befehl brachen elf Schwadronen, meist Kürassiere, in das französische Lager ein und gelangten bis dicht an die Vierecke der alten Garde, zwischen denen Napoleon Rast hielt. Das dumpfe Rasseln verrieth ihre Nähe, das Gefolge des Kaisers stob auseinander; die Garden ergriffen die Gewehre, ihre Kugeln, vereint mit Kartätschfeuer, warfen die Reiter zurück. Dunkelheit und Hohlwege verhinderten Erfolge dieses nächtlichen Ueberfalls, welcher so großen Schrecken hervorrief, daß die Franzosen für gut fanden, ein Stückchen zurückzugehen. Schon hatte sich Friedrich Wilhelm, fest entschlossen, am andern Tage weiter zu kämpfen, zur Ruhe begeben: da trat zu ihm Alexander ein und kündigte ihm seinen Entschluß an, in der Morgenfrühe den Rückzug anzutreten, da seine Artillerie nicht Munition genug für eine zweite Schlacht habe. Mit nicht verhehltem Unwillen fügte sich der König dem Alliirten, mit tiefem Schmerze ging es durch die Reihen: „Wir sind nicht geschlagen, der Rückzug ist eine Schmach!“ Alle aber durchdrang die Ueberzeugung, daß nur die russische

Führung zweimal den Sieg aus den Händen gegeben habe. Also zogen sich zum Erstaunen der Franzosen, denen das Schlachtfeld überlassen, und damit der Sieg zugesprochen wurde, die Verbündeten über die Elbe zurück, die Preußen bei Meißen, die Russen bei Dresden, während ihre zahlreiche Reiterei mit Nachdruck jedem Versuche entgegentrat, den Rückzug zu beunruhigen. Wohl hatte das neue preußische Heer, das der edle Scharnhorst geschaffen, seine Feuerprobe mit Glanz bestanden, doch Rußland Schwäche in seinen Streitkräften und mangelhafte Leitung verrathen. Standen nicht jetzt furchtbare, vielleicht hoffnungslose Kämpfe bevor, da die Schlacht von Lützen unleugbar Napoleon's Macht befestigt hatte? Es war nicht gelungen, die Eiche auf einen Hieb zu fällen, sondern dort oben beschlossen worden, daß erst noch größere und herrlichere Opfer fallen sollten.

---

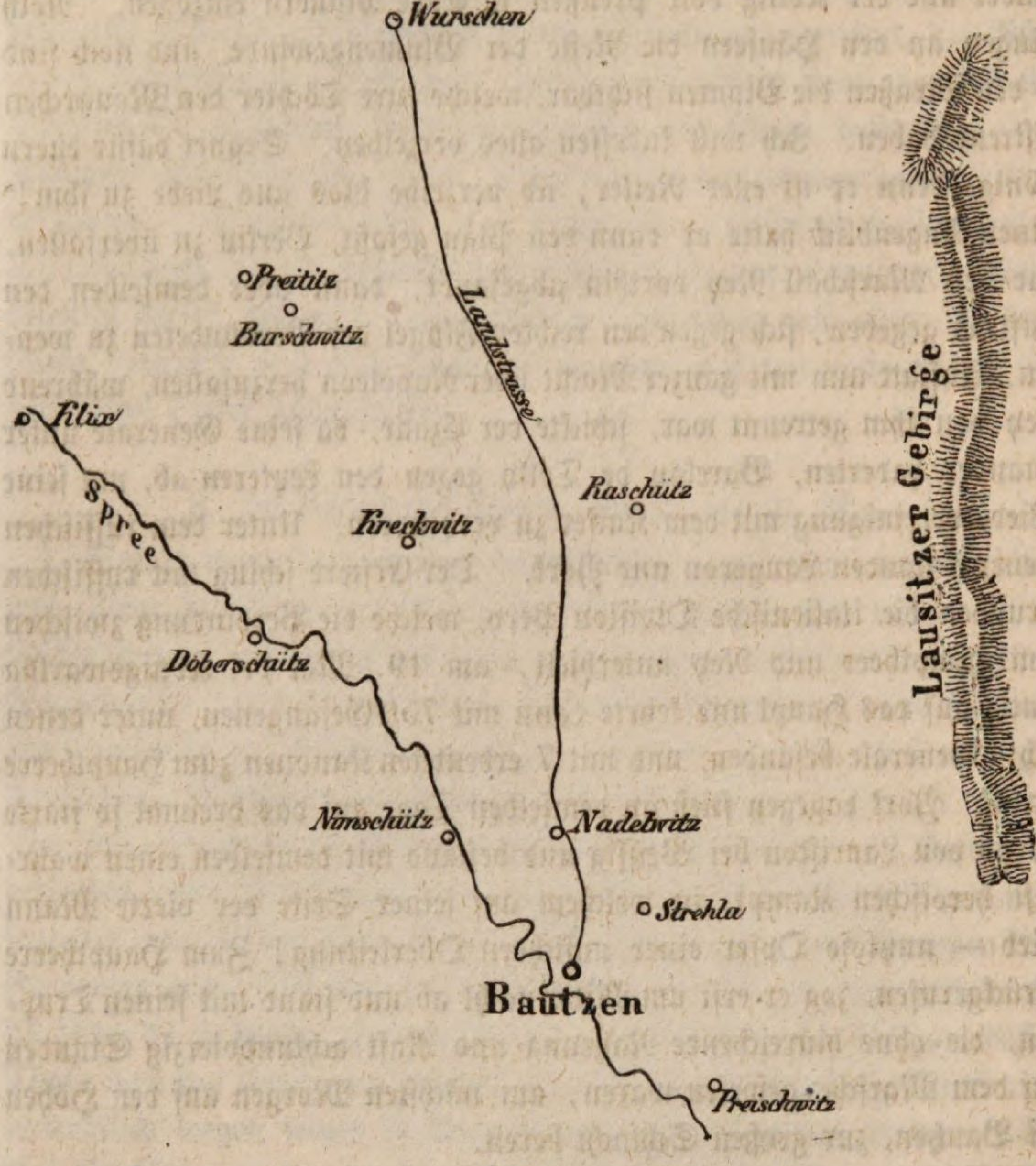
9. Die Schlacht bei Bautzen, den 20. und 21. Mai.

Sofort ward dem Könige von Sachsen zugleich mit der Botschaft vom Siege bei Lützen der Befehl Napoleon's überbracht, daß er sich in 6 Stunden zu entscheiden habe, ob er von Prag nach Dresden herüberkommen und die Festung Torgau sowie sein Armeecorps ohne Säumen den Franzosen zur Verfügung stellen, oder ob er wolle, daß er wegen Treubruchs abgesetzt und Sachsen als Feindesland behandelt werde. Der schwache Friedrich August, gegen seine Erwartung von Oesterreich verlassen, das seine Rüstungen noch nicht vollendet hatte, gehorchte seufzend und lieferte seine Person, sein Land und seine Truppen den Franzosen aus. Der General Thielmann, welcher bis jetzt geschwankt, flüchtete, da er seinen höheren Offizieren nicht traute, aus Torgau, dessen Thore nun den Franzosen geöffnet wurden, zu den Preußen; sein Corps, namentlich wegen seiner Reiterei schätzbar, stieß zu dem Feinde. So war Sachsen, auf das die Verbündeten so große Hoffnungen gesetzt, für sie verloren. Dennoch durften sie nicht, um nicht auch ihre Aussichten auf den Beitritt Oesterreich's, ihre Sympathien im ganzen deutschen Volke, den Muth im eigenen Heere zu erschüttern, das Königreich ganz räumen und nach Schlesien zurückweichen. Darum nahmen sie nach einem Nachhutsgefechte mit den bei Dresden über die Elbe gegangenen Franzosen, in welchem das Städchen Bischofswerda durch ein von den Russen angezündetes Magazin und durch die Granaten der Kämpfenden in Flammen aufging, die Spree überschreitend, auf dem rechten Ufer dieses Flusses eine feste Stellung bei Bautzen ein, um hier die zweite Schlacht zu liefern. Inzwischen war Napoleon in Dresden eingezogen.

Eine ihm aus der Stadt entgegenkommende Deputation mußte die Worte hören, welche Schamröthe auf deutsche Wangen trieben: „Ich weiß, welches feindselige Entzücken ihr an den Tag legtet, als der Kaiser Alexander und der König von Preußen in Eure Mauern einzogen. Noch hängen an den Häusern die Reste der Blumengewinde, und noch sind in den Straßen die Blumen sichtbar, welche eure Töchter den Monarchen gestreut haben. Ich will indessen alles verzeihen. Segnet dafür euern König, denn er ist euer Retter; ich verzeihe blos aus Liebe zu ihm!“ Einen Augenblick hatte er dann den Plan gefaßt, Berlin zu überfallen, und den Marschall Ney dorthin abgesandt, dann aber demselben den Auftrag gegeben, sich gegen den rechten Flügel der Verbündeten zu wenden. Anstatt nun mit ganzer Macht über Napoleon herzufallen, während Ney von ihm getrennt war, schickte der Czaar, da seine Generale unter einander haderten, Barclay de Tolly gegen den Letzteren ab, um seine Wiedervereinigung mit dem Kaiser zu verhindern. Unter dem russischen General standen Langeron und York. Der Erstere schlug mit russischen Truppen die italienische Division Pery, welche die Verbindung zwischen dem Hauptheer und Ney unterhielt, am 19. Mai bei Königswartha blutig auf das Haupt und kehrte dann mit 750 Gefangenen, unter denen sich 4 Generale befanden, und mit 7 erbeuteten Kanonen zum Hauptheere zurück. York dagegen stieß an demselben Tage auf das dreimal so starke Corps von Lauriston bei Weissig und bestand mit demselben einen wahrhaft heroischen Kampf, in welchem auf seiner Seite der vierte Mann blieb — nutzlose Opfer einer unsichern Oberleitung! Zum Hauptheere zurückgerufen, zog er erst um Mitternacht ab und stand mit seinen Truppen, die ohne hinreichende Nahrung und Rast achtundvierzig Stunden auf dem Marsche gewesen waren, am nächsten Morgen auf den Höhen bei Bautzen, zur großen Schlacht bereit.

Napoleon hatte auf dem linken Spreeufer 150,000 Mann concentrirt, die Verbündeten auf dem rechten 83,000 Mann, unter ihnen 55,000 Russen und 28,000 Preußen. Auf einem bewaldeten Abhange des Lausitzer Gebirges standen links die Russen unter Gortschakoff, im Centrum auf den abgesonderten, mit felsigen Spitzen besetzten Kreckwitzer Höhen die Preußen unter York und Blücher, auf dem rechten Flügel, auf der durch Bäche, Wiesen, Teiche und Gehölze geschmückten Ebene wiederum Russen unter Barclay de Tolly. Eine Stunde vor ihnen, hart an der Spree, die hier nirgends über 40 Schritte breit und leicht zu überschreiten ist, erschwerten starke Vortruppen unter Miloradowitsch, Kleist und Tschaplitz den Uebergang. Auf diese Stellung gestützt, wollte

das Bundesheer die Defensivschlacht annehmen, obgleich dieselbe ganz und gar nicht im Charakter der Preußen liegt. Anstatt wie bei Lützen wiederum unversehens und stürmisch den Feind anzufallen, wie Blücher



Bautzen.

vorschlug, hatten sie beschlossen, hier stehen zu bleiben und nicht zu weichen; der Feind solle jedesmal von den Höhen, welche noch dazu durch stark armirte Schanzen vertheidigt wurden, in das Flußthal zurückgeworfen werden. Konnten sie sich aber in dieser Stellung auch nur behaupten, so war dies bei der großen Uebermacht der Franzosen militairisch und politisch einem Siege gleich zu erachten. Aber es sollte ganz anders kommen. Denn als Napoleon an der Spree anlangt, übersieht sein Feldherrnauge sofort die Sachlage und erkennt die Schwäche der allzu weit, wohl zwei Meilen ausgedehnten Aufstellung der Verbündeten. Am 20. Mai, einem duftigen Frühlingstage, wo die Korn-

felder schon in ihrer Fülle wogten, und die Wiesen noch im schönsten Grün prangten, kommt seine Hauptmacht gegen den Fluß gezogen. Sofort werden Batterien aufgefahren, es beginnt das Kanonenfeuer, unter dessen Schutze die Pontoniere Brücken schlagen. Um 3 Uhr beginnen die Franzosen den Uebergang, vertreiben die Vortruppen, welche die Spree entlang postirt sind, und entreißen den Russen auch die Stadt Bautzen. Allein der Hauptkampf findet an diesem Tage auf dem äußersten linken Flügel statt. Von den Franzosen hart bedrängt, beginnt Gortschakoff zu weichen und bittet im Hauptquartier um Hülfe; sie wird ihm um so mehr, da man dort nicht von Oestreich abgeschnitten sein will, es rücken Reserven auf Reserven nach, der linke Flügel geht von neuem vorwärts. Das aber ist es gewesen, was Napoleon will; es soll der im Gebirge stehende Flügel der Russen auf das Aeußerste gestärkt, dagegen dem rechten auf der Ebene alle Kraft entzogen werden, damit am nächsten Tage Ney mit gewaltigen Streitkräften den Feind umgehe und dessen Rückzugslinie durchschneide. Darum werden auch die Preußen im Centrum nur mäßig angegriffen und vermögen, mit Ausnahme der an den Fluß vorgeschobenen Truppen, ihre Stellung zu behaupten, darum bemächtigt sich erst am Abend Ney des Uebergangspunktes bei Klix. Einem Feldherrn, der mit seinem Gegner so spielt, hält man nicht mehr Wittgenstein für gewachsen, sondern es übernimmt jetzt der Kaiser Alexander persönlich den Oberbefehl. Wird er es dem Meister, der nun schon in fünfzig Schlachten und Gefechten gesiegt hat, gegenüber besser verstehen? Es soll sich nur zu bald zeigen. Zunächst verstummen die Kanonen, mehrere brennende Dörfer erleuchten die Sommernacht, die Zeit der Ruhe ist kurz, bald wird es wieder tageshell. Zwischen 5 und 6 Uhr Morgens beginnt auf's Neue die Kanonade, und werfen sich die Marschälle Oudinot und Marmont abermals mit aller Kraft auf den linken Flügel der Russen, den heute Miloradowitsch commandirt. Es ist dasselbe Scheinmanoevre wie gestern. Der Czaar, welcher die Absichten Napoleons noch nicht durchschaut, wirft neue starke Reserven auf den bedrohten Punkt und schwächt so seinen rechten Flügel gänzlich. Was nützt es, daß jetzt Miloradowitsch den Marschall Oudinot mit so großer Gewalt von den Höhen herabdrängt, daß sein Rückzug einer Flucht gleicht, sein Artilleriepark im Stiche gelassen werden muß! Indessen führt auf dem rechten Flügel der Verbündeten, wo Barclay de Tolly mit nur noch 5000 Russen steht, Ney mit 40,000 Mann frischer Truppen von Klix aus den entscheidenden Stoß in das Herz des Feindes. Die Russen weichen rasch zurück, die Franzosen stehen im Rücken

des preußischen Centrums, sie besetzen das wichtige Preititz hinter der Aufstellung Blüchers. Derselbe wirft, als er sieht, wie Ney einen Augenblick langsamer vorgeht, das Regiment Kolberg, ostpreußische Jäger, russische Abtheilungen und die preußischen Garden auf das kampfumwogte Dorf, das in hellen Flammen steht, und hat es um Mittag wieder in seinen Händen. Der General Kleist ist es, der bis jetzt bei Preititz den mörderischen Kampf siegreich besteht, das pommersche Regiment Kolberg hat sich hier blutige Lorbeern gepflückt. Als andrerseits Napoleon glaubt, das feindliche Centrum sei umgangen und durch die Unterstützung des rechten Flügels geschwächt, läßt er dasselbe auch von vorn durch den Marschall Soult angreifen. Mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit behaupten sich Blücher und York drei Stunden auf den Kreckwitzer Höhen, dem Schlüssel ihrer Stellung, gegen die große Uebermacht, die sie von drei Seiten her drängt. Würtemberger sind es, die mit einem Muthe, welcher einer bessern Sache würdig gewesen wäre, an dieser Stelle ringen und bluten. Erst als Ney von Neuem Preititz nimmt, bleibt auch den Preußen, da die Russen auf dem rechten Flügel geschlagen, nun auch auf dem linken zurückgezogen werden, nur noch der Rückzug übrig, damit sie einer gänzlichen Umzingelung und Niederlage entgehen. Schritt für Schritt, jeden Fußbreit vertheidigend, weichen die Preußen, denen nun auch Seitens der Monarchen der Befehl, sich zurückzuziehen, zugegangen ist, unter Blücher, York und Kleist zurück und überlassen dem Feinde keine Siegestropäen, sondern nur ein blutiges Schlachtfeld. Hinter ihnen steigt der Rauch der brennenden Dörfer, untermischt mit dem Pulverdampfe, auf; ihren Rückzug deckt, indeß es blitzt und donnert, und der Gewitterregen in Strömen vom Himmel stürzt, ein Kranz feuernder Geschütze, gedeckt durch die treffliche Reiterei. Napoleon hatte an Todten 10,000, an Verwundeten 18,000, an Gefangenen 2000 verloren, die Verbündeten im Ganzen 14,000, doch keine Gefangenen, keine Fahne, keine Kanone. Und doch war die Schlacht für sie verloren! In düsterem Schweigen lenkten die beiden Monarchen, ohne Begleitung neben einander reitend, ihre Rosse nach Osten. Andrerseits brach Napoleon, über die geringen Errungenschaften des Sieges nachdenklich und betroffen, in die Worte aus: „Nach einer solchen Schlächterei keine Resultate, keine Gefangenen! Die Leute werden mir nicht einen Nagel übrig lassen!“

---

10. Der Ueberfall von Hainau. Der Waffenstillstand von Poischwitz. Das Gefecht von Luckau. Die Züchtigung Hamburgs durch Davoust. Die Lützower werden bei Kitzen zusammengehauen.

Je weniger Früchte der Sieg bei Lützen gebracht hatte, desto reichlichere sollte nun der bei Bautzen tragen. Darum stellte sich am andern Morgen um 5 Uhr der Kaiser in eigener Person an die Spitze der Verfolgung, um dieselbe auf das Nachdrücklichste zu leiten, und suchte die Nachhut von dem Hauptheere der Verbündeten abzuschneiden. Wittgenstein hatte den Oberbefehl über dasselbe niedergelegt, und Barclay de Tolly eben übernommen. Aber der General Yermoloff benutzte jeden Abschnitt, jede Verengung des Terrains, jeden Uebergang über Gräben und Bäche, um, durch sie gedeckt, die Franzosen mit blutigen Köpfen zurückzuweisen. Doch noch immer nicht ließ Napoleon davon ab, persönlich unter den Vordersten, alles mit sich fortreißend, den weichenden Feind zu drängen. Da wurde an seiner Seite in Markersdorf der einzige Freund seiner Jugend, der ihm geblieben, der Großmarschall Duroc, von einer Kanonenkugel, die zuerst den General Kirchner augenblicklich tödtete, am Unterleibe tödtlich verwundet. Von tiefem Schmerze, vielleicht noch mehr von dem Gefühle der Verlassenheit durchdrungen, blieb er jetzt zurück und überließ dem Marschall Ney die weitere Verfolgung. Als der demselben untergebene General Maison die schlesische Stadt Hainau verlassen hatte, beschloß Blücher, um die Truppen nicht auf trübe Gedanken kommen zu lassen, die Franzosen in einen Hinterhalt zu locken. Maison zauderte einen Augenblick, als er sich vor einer weiten Ebene sah, die rechts von einem verdächtigen Walde begrenzt war; doch Ney verlachte ihn und hieß ihn unbekümmert weiter ziehen. Da werfen sich, als der Verabredung gemäß die Windmühle bei Baudmannsdorf in Flammen auflodert, in rasendem Galopp Gardes du Corps, Kürassiere, leichte Garde-Cavallerie, freiwillige Jäger zu Pferde, aus ihren Verstecken hervorbrechend, vor den Augen Blüchers auf die überraschten Franzosen; reitende Artillerie unterstützt den verwegenen Angriff. Vergeblich versuchen diese, Vierecke zu bilden, vergeblich, die bereits gebildeten zu bewahren; in Windeseile werden dieselben übergeritten und gesprengt, die gesprengten niedergesäbelt oder gefangen. In 30 Minuten ist der Kampf beendet, in dem Maison 800 Mann und 11 Kanonen verliert und bis auf Hainau zurückgeworfen wird; es ist so schnell zugegangen, daß selbst die Reiter von der Nachhut der Verbündeten unter dem Obersten Mutius, bestimmt den Ueberfall zu unter-

stützen, nicht mehr zur rechten Zeit kommen. Leider war der tapfere Oberst Dolffs gefallen, doch die den Franzosen ertheilte scharfe Lection wirkte ermuthigend auf das Bundesheer. Dasselbe wandte sich rechts und nahm bei Schweidnitz, sich Oestreich wieder nähernd, eine feste Stellung ein, während Napoleon am dritten Juni Breslau besetzte. Obgleich zwei Schlachten gewonnen, die Verbündeten von der Elbe bis zur Oder zurückgedrängt, und der Rheinbund aufs Neue befestigt waren, so stiegen dennoch Sorgen mancherlei Art in ihm auf. Hatte er nicht blos Schlachtfelder ohne Tropäen mit ungeheuren Verlusten erkämpft? Waren nicht seine neuen Truppen, für Strapazen zu jung, auf das Aeußerste erschöpft? Besaß er Reiterei genug, um die Früchte eines Sieges zu ernten? zeigte nicht das gänzlich verwüstete Sachsen mit seinen kahlen Feldern und seinen hunderten von Brandstätten, daß die Disciplin abhanden gekommen? Streiften nicht in seinem Rücken die Freischaaren unter Lützow, Colomb, Helwig, Blankenburg, die russischen Streifcorps unter Dörnberg und Tschernitscheff und unterbrachen seine Verbindung mit dem Rhein? Näherte sich nicht der furchtbare spanische Krieg, von England geschürt, zusehends den Grenzen Frankreichs? Alles dies machte Napoleon zu einem Waffenstillstande geneigt; zum zweiten Male, ähnlich wie in Moskau, breitete sich Nacht über seinen sonst so hellen Geist. War er doch seltsamer Weise fest davon überzeugt, daß ihm jener zum Vortheile sein, daß er während desselben seine Hülfsmittel in reichlicherem Maße entfalten werde als seine Gegner, selbst wenn Oestreich auf deren Seite treten sollte. Die Preußen und Russen, ihrerseits mit mehr Recht der Meinung, das Glücklichste, was sich ihnen ereignen könne, sei eine Zeit der Ruhe, gingen leicht und schnell auf Napoleons Vorschläge ein. So kam denn am 4. Juni der Waffenstillstand in dem Dorfe Poischwitz bei Jauer zu Stande. Nach demselben hätte die östreichische Vermittelung als Basis aller Friedensverhandlungen während der Dauer des Waffenstillstandes zu gelten. Beide Heere sollten bis zum 20. Juli in ihren Stellungen bleiben, doch so, daß zwischen ihnen ein Raum von 3—5 Meilen Breite, also auch Breslau neutral gelassen würde. Die Festungen Danzig, Modlin, Zamosk, Stettin und Küstrin seien alle 5 Tage mit Lebensmitteln zu versorgen. An der untern Elbe sollten die Franzosen alles behalten, was sie am 8. Juni um Mitternacht besetzt hielten, die Freicorps, welche jenseits der Elbe streiften, sollten am 12. Juni über den Fluß zurückgekehrt sein. So der Hauptinhalt dieses Waffenstillstandes, der den Maifeldzug schloß, nicht aber, wie der jetzt vergnügte und ausgelassene Kaiser wähnte, den Krieg.

Während die Hauptarmeen gegen einander kämpften, hatte Bülow mit einem abgesonderten Corps am 2. Mai zwar Halle durch die Tapferkeit eines ostpreußischen Bataillons unter dem Major Uttenhofen genommen, mußte jedoch nach dem allgemeinen Rückzuge ebenfalls über die Elbe zurück. Zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt, dem die wichtige Pflicht oblag, die Hauptstadt zu schützen, suchte er, durch die Ausbildung der Landwehr und durch die Errichtung eines Landsturms seine schwachen Streitkräfte zu verstärken. Allein es fehlte an Geld, Waffen, Kleidung und Kriegsmaterial jeder Art, so daß diese Art der Rüstung ziemlich unvollkommen blieb. Nur in Berlin selbst, dessen Südseite mit zwei Linien Schanzen durch den vom Könige gesandten klugen Oberst Boyen versehen wurde, damit ein Angriff der Feinde erschwert werde, griff man muthig in Masse zu den Waffen. Der Bürger, wie der Lehrer und Geistliche, Siebenzehnjährige und Männer mit grauen Haaren traten jeder in seine Compagnie ein, nahmen die Pike oder den Säbel zur Hand und übten sich täglich für den Fall der äußersten Noth mit ihrer Waffe; die ganze Hauptstadt, in kriegerischer Begeisterung nicht erlahmend, wurde zum Heereslager. Auch zeigte sich ihre Sorge als recht begründet. Denn schon nach der Schlacht bei Lützen hatte Ney Miene gemacht, gegen Berlin zu ziehen; nach der bei Bautzen brach der Marschall Oudinot mit 20,000 Mann dahin auf. Als Bülow bemerkte, daß derselbe den Weg nach Luckau einschlug, eilten seine Abtheilungen, welche an verschiedenen Punkten standen, im Geschwindmarsche bei glühender Sonnenhitze durch tiefen Sand und Kiefernwälder den Franzosen entgegen. Von ihnen vereinigten sich 15,000 Mann in und bei der Stadt. Die wüthenden Angriffe am 4. Juni wurden abgeschlagen, zuletzt aber von den Franzosen die Kalauer Vorstadt mit Granaten beschossen, so daß sie in Flammen aufging. Aus den Häusern stürzten Männer heraus, bemüht, wenigstens ihr Vieh zu retten, Frauen mit den Säuglingen auf dem Arm und schreiende Kinder. Noch entsetzlicher hörte sich das Wimmern der zahlreichen Verwundeten an, die von Feind und Freund hierher gebracht waren und nun, da man sie nicht fortschaffen konnte, lebendig verbrennen mußten; einen grausigen Anblick boten später die halb verbrannten Leichen dar. Der heiße Kampf endete damit, daß Oudinot mit einem Verluste von 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen weichen mußte. Neue Versuche, Berlin zu nehmen, um die verhaßte Stadt zu züchtigen, welche der Mittelpunkt der Volkserhebung war, verhinderte der unterdeß eingetretene und verkündete Waffenstillstand.

Inzwischen hatten die Hamburger so gut wie nichts gethan, sich gegen die Folgen ihres Abfalls zu schützen, sondern sich auf die noch in der Stadt befindlichen Kosaken und auf die Hülfe der Dänen und Schweden verlassen; war doch schon am 22. April zwischen Preußen und dem Kronprinzen von Schweden ein Vertrag abgeschlossen worden, nach dem 27,000 Preußen zu 30,000 Schweden stoßen sollten. Die reichen Handelsherrn, die nicht ahnten, was sie gethan, und welches Geschick ihrer als erklärter Unterthanen des französischen Kaisers harrte, glaubten mit einer Zahlung von 200,000 Thalern zuvörderst genug für sich und die gute Sache gethan zu haben. Mit dieser Summe wurde eine hanseatische Legion von Freiwilligen errichtet. Später trat noch eine schwache Bürgerwehr hinzu, wenig kriegslustig und in den Waffen um so weniger geübt, als nur einige darunter Gewehre führten. Die Zahl der regulären Truppen war gering, Oberbefehlshaber aller hier vereinten Streitkräfte der von England hergesandte wackere Wallmoden, allein ein General ohne Armee. Als nun Davoust heranrückte, verließen die Dänen, welche sich bisher neutral verhalten hatten, jetzt sich aber aus Haß gegen Schweden für die napoleonische Sache erklärten, die Stadt; der Kronprinz Bernadotte aber, dessen schwedisches Heer bereits in Pommern und Mecklenburg stand, ließ dieselbe arglistiger Weise im Stiche. Denn durch einen heimlichen Vertrag mit Rußland und England der Erwerbung Norwegens versichert, das bisher den Dänen gehörte, gedachte er, so wenig wie möglich seinen eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen und das Blut seiner Schweden nach Kräften zu schonen. Auch Tettenborn wich vor den weit überlegenen Streitkräften Davoust's schnell zurück und überließ die unglückliche Stadt, die sich nach einer kurzen Beschießung auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, ihrem Schicksal. Der französische General führte einen Blutbefehl Napoleons mit sich, in dem es wörtlich heißt: „Sie werden auf der Stelle alle Hamburger Unterthanen verhaften lassen, die unter dem Titel Senatoren Stellen angenommen; Sie lassen sie vor eine Militärcommission stellen und die fünf schuldigsten davon erschießen. Sie schicken dann die andern unter guter Bedeckung nach Frankreich, um sie in ein Staatsgefängniß zu sperren; ihre Güter stellen Sie unter Sequester und erklären sie für confiscirt. Sie lassen die Stadt entwaffnen, alle Offiziere der hanseatischen Legion füsilieren, und alle andern, die in der Legion gedient haben, schicken Sie nach Frankreich auf die Galeeren. Sobald Ihre Truppen in Schwerin angekommen sind, suchen Sie sich des Fürsten und seiner Familie zu bemächtigen und schicken sie nach Frankreich in ein

Staatsgefängniß." Wahrlich, ein Befehl, mit Blut geschrieben, unwürdig der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts, den Geist der finstersten Zeiten athmend! Also begann das furchtbare Strafgericht in Hamburg. Der Bürgerschaft, welche vorher keine Gelder zu ihrer Befreiung gehabt hatte, wurden jetzt 13 Millionen Thaler als Strafgelder ausgepreßt und dazu auferlegt, die Handelsstadt in eine französische Festung verwandeln zu helfen. Mit eigenen Händen mußten sie nun, alle zu Tagelöhnern geworden, jung wie alt, die Häuser rings um die Stadt niederreißen und die Bäume ihrer schönen Gärten fällen helfen. An ihrer Stelle erhob sich nun ein Gürtel von Wällen und Bastionen um die zur Elbfestung gewordene Stadt. Nicht genug. Auch die Gelder der Bank wurden weggenommen, und mit Beginn der strengen Jahreszeit die Mehrzahl der ärmeren Bevölkerung, 25,000, ohne Erbarmen hinausgejagt, damit es im Falle einer Belagerung nicht an Lebensmitteln im Winter fehle. Viele hunderte der Unglücklichen, darunter auch die Wahnsinnigen eines Irrenhauses, erlagen, schon vorher krank und elend, jetzt nun ohne Obdach und Nahrung, dem Hunger und Frost. Auch Lübeck hatte 9 Millionen Franken zu zahlen. Soweit sein Arm reichte, legte Davoust die drückendsten Lieferungen und unerschwingliche Contributionen bis in den Frühling des Jahres 1814 hinein der Umgegend auf; dennoch muß man dem Manne nachsagen, daß er, milder als sein Meister, nicht den Blutbefehl desselben in seinem ganzen Umfange ausgeführt und die strengste Ordnung unter seinen Truppen und Militärbeamten aufrecht erhalten hat.

Auch der Lützower Freischaar, der wilden verwegenen Jagd, sollte der Waffenstillstand verderblich werden. Die Blüthe der deutschen Jugend war herbeigeeilt, in sie einzutreten, so Theodor Körner, dessen Name in der deutschen Dichtung schon einen guten Klang hatte; der ritterliche Friesen, von dem Jahn sagt: „Er war ein Mann in Jugendfülle und Jugendschönheit, eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, an Leib und Seele ohne Fehl, ein Meister des Schwertes, ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend, ein reisiger Reiter in allen Sätteln gerecht"; der Turnvater Jahn selbst und viele andere, welche als Gefallene in den Liedern der Zeit fortleben oder nach dem Kriege Zierden der Nation geworden sind. Allein die Hoffnungen, welche man zu Anfang auf die Freischaar setzte, verwirklichten sich nicht. Denn ihr Führer, der Major von Lützow, erwies sich als einen zwar tapferen, aber nicht genugsam beweglichen und verwegenen Mann, wie ihn diese Art der Kriegsführung verlangt. Zudem wuchsen

die Lützower durch ferneren Zuzug bis auf 2000 Mann Fußvolk und 600 Reiter mit 9 Kanonen, so daß sie für ein fliegendes Corps zu groß und schwerfällig wurden, dagegen für einen selbständigen Heerestheil nicht stark genug. Aber vor allen Dingen erhob sich das westliche Deutschland nicht, als sie die Elbe überschritten; damit sahen sie ihre Hoffnung vereitelt, der Kern eines deutschen Volksheeres zu werden. Dennoch verlief ihr erstes Gefecht, in dem sie an der Seite des Generals Wallmoden kämpften, an der Göhrde den 12. Mai, glücklich. Später machte Lützow, sich von seiner Hauptmacht trennend, von der Altmark aus mit 400 Reitern einen Streifzug bis nach Hof in Baiern. Dort erreichte ihn die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande. Er aber, sei es, daß er zuerst daran zweifelte, sei es, daß er den furchtbaren Haß unterschätzte, den Napoleon gegen jede nationale Regung, also namentlich gegen die Freischaaren, hegte, beeilte sich nicht, auf das rechte Elbufer zurückzugehen. So befand er sich denn noch am 17. Juni, 5 Tage nach der festgesetzten Zeit, erst in der Gegend von Leipzig, also noch mehrere Meilen von der Elbe entfernt. Da erging der Befehl Napoleons an den General Arrighi in Leipzig, Sachsen von den Räubern zu befreien und dieselben zu vernichten, wo er sie fände. In trügerische Sicherheit durch die Betheuerung eines ihnen entgegengesandten Rheinbundgenerals gewiegt, er hätte keine Ordre, feindlich zu verfahren, marschierten die Lützower unbekümmert weiter. Bei Kitzen, unweit des noch frischen Schlachtfeldes bei Lützen, sehen sie sich jedoch von 4000 Feinden, meist Würtembergern, erst systematisch umzingelt, dann plötzlich überfallen. Ein jeder wehrt sich gegen die zehnfache Uebermacht so gut, ein jeder verkauft sein Leben so theuer, als er kann, Deutsche hauen mit Wuth auf Deutsche ein. Wenige Minuten vergehn, und 305 Lützower liegen blutend am Boden oder sind gefangen, 100, unter ihnen Lützow selbst, entkommen über die Elbe. Von diesem Schlage hat sich die Freischaar nicht wieder erholt.

---

11. Die Tage des Waffenstillstandes. Vom 4. Juni bis zum 10. August.

Tiefer Unmuth ergriff das Heer und das Volk, als sich die Nachricht von dem Waffenstillstande verbreitete. Denn Krieg wollten alle bis zur vollständigen Befreiung des Vaterlandes, nicht einen halben Frieden, den sie, wohlbekannt mit den alten Künsten des Feindes, fürchteten und verabscheuten. Man hatte Gut und Blut freudig und stolzen Muthes dargebracht — und nun? Gerade da, wo die Wogen der Begeisterung

am höchsten gingen, in der Hauptstadt, wirkte, obgleich dieselbe seit der Schlacht bei Lützen gegen ein größeres Heer ungedeckt dalag, der erste Eindruck geradezu niederschmetternd. „Als am zweiten Pfingsttage, erzählt Arndt, die Nachricht nach Berlin kam, wurden plötzlich alle Gesichter blaß, alle Herzen wie vom Donnerstrahl getroffen; bange Todesstille war in der eben noch so fröhlichen Menge wandelnder Menschen; die Sonne des schönen Frühlingstages schien nur auf Verzweifelnde." Dagegen suchte der König sein Volk durch folgende Erklärung vom 15. Juni zu beruhigen: „Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten; ich habe ihn mit meinen Alliirten bis zum 20. Juli angenommen. Dies ist geschehen, damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Rastlose Thätigkeit und ununterbrochene Anstrengungen werden uns dazu führen. Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in eurem festen Willen, vertraut eurem Könige, wirkt rastlos fort, und wir werden auch diesen heiligen Zweck erringen." Wohl besänftigten diese festen und stolzen Worte manchen, doch verließen sich die Meisten auf den ungebeugten Trotz Napoleons, der, gewohnt den Frieden zu dictiren, denselben auf dem Wege der Vermittelung nimmer annehmen werde.

Sie hatten ganz Recht. Denn seinem Glücke und der Gewalt seines Schwerts vertrauend, ließ sich der Kaiser während der Waffenruhe nur in Scheinverhandlungen ein, vor allem darauf bedacht, daß nicht auch Oestreich auf Seite seiner Gegner trete. Dasselbe, welches 1812 mit Frankreich das Bündniß zur Bekämpfung Rußlands geschlossen, zog sich leise davon zurück, ging dann zur Vermittelung über und von dieser, indeß sich seine Heere sammelten, zur bewaffneten Intervention. Schritt für Schritt kam es, entsprechend seinen fortschreitenden Rüstungen, vorwärts, Woche für Woche klärte sich ein wenig seine unklare Stellung. Kaiser Franz I. betrachtete die Volkserhebung in Preußen als einen Gräuel, demnächst haßte er Napoleon, obgleich dieser sein Schwiegersohn war, vom Grunde seines Herzens und wünschte, daß sich die kämpfenden Parteien gegenseitig auf das Aeußerste schwächten, damit eine Vermittelung möglich werde. Dann sollte Preußen einen kleinen Theil des Verlorenen zurückerhalten, und Oestreich seine abgetretenen Provinzen, dagegen Frankreich das linke Rheinufer und das Protektorat über den Rheinbund auch ferner inne haben — wahrlich Forderungen der bescheidensten Art! Der Minister des östreichischen Kaisers, Met-

ternich, ein Mann von feinem Verstande, von großer Geschmeidigkeit, ohne Haß gegen Napoleon, den der preußische Stein, sein äußerster Gegner, „flach, unmoralisch und doppelsinnig“ nennt, sollte diese Politik verwirklichen. Bedächtig, wie es die östreichische Art ist, wurde sie in Scene gesetzt. Nach längeren Verhandlungen, in deren Verlauf Napoleon dem Kaiser Franz die Provinz Schlesien für seinen Beitritt vergeblich angeboten hatte, war der Letztere nach Gitschin gereist, um beiden Parteien näher zu sein. Schnell schlug da der französische Kaiser seinen Feinden den Waffenstillstand vor, damit er sich nur nicht der verhaßten Vermittelung Oestreichs zu unterwerfen brauche. Als jedoch Metternich, der Annahme derselben seitens der Verbündeten gewiß, in deren Lager reiste, blieb Napoleon nichts übrig, als ihn zu sich nach Dresden einzuladen. Beide hatten am 28. Juni eine längere, bis in die Nacht dauernde Zusammenkunft, bei der niemand weiter zugegen war. Hier soll es zu harten Erörterungen gekommen sein. „Wieviel, habe der Kaiser geschrieen, hat Ihnen England bezahlt, um Sie zu dieser Rolle gegen mich zu bestimmen?“ In der höchsten Aufregung habe er auch seinen Hut auf den Boden fallen lassen, doch der Gesandte, ihm mit gleicher Münze vergeltend, ihm überlassen, denselben wieder aufzuheben. Schließlich habe Napoleon gerufen: „Ihr bleibt dabei, ihr wollt mir Gesetze vorschreiben? Gut, ihr sollt Krieg haben, auf Wiedersehen in Wien!“ Dennoch wurden die Verhandlungen nicht zerrissen, sondern von französischer Seite schließlich die östreichische Vermittelung angenommen, andererseits der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert, damit die Gesandten in Prag zu einem Friedenscongresse zusammentreten könnten. An demselben Tage, wo Napoleon und Metternich in Dresden zusammenkamen, erlag der edle Scharnhorst in Prag seiner Wunde. Sie nicht achtend, hatte er sich bis in die Gegend von Wien schaffen lassen, um den Beitritt Oestreichs zu werben, doch die Rückreise antreten müssen, als er merkte, daß seine Anwesenheit in der Kaiserstadt nicht angenehm sei. Von Tag zu Tage ward es mit ihm schlimmer, bis ihn der Tod von schweren Leiden erlöste. Hätte er gewußt, daß bereits am Tage vorher Oestreich durch den geheimen Vertrag zu Reichenberg seinen Beitritt zur Coalition nahe gerückt hatte, seine Heldenseele wäre wohl ruhiger entwichen! So traten denn alle drei Parteien, die kriegführenden und die vermittelnde, ohne Aufrichtigkeit zu einem Friedenscongresse in Prag zusammen. Für Preußen war Wilhelm von Humboldt da, für Rußland Anstett, für Frankreich Narbonne und Caulaincourt, für Oestreich Metternich. Erst spät wurden die Verhandlungen

eröffnet, zögernd und mißtrauisch ging man zu Werke, Woche auf Woche zerrann ohne Resultat. Gleichzeitig machte Napoleon noch einen heimlichen Versuch, seinen Schwiegervater von den Verbündeten ab und auf seine Seite zu ziehen. Als dieser jedoch ein Ultimatum zurücksandte, das in 48 Stunden zu beantworten sei, so entsprach er dessen Inhalte in gänzlich ungenügender Weise, in fast höhnischer Form und erst zu spät. Denn sobald in Prag am 10. August die Glocken zwölf Uhr Mitternacht geschlagen hatten, erklärten die Gesandten Preußens und Rußlands ihre Vollmachten für erloschen und verließen eilends die Stadt. Auf den Bergen aber loderten rings die Flammenzeichen auf, die Propheten neuer Schlachten. Zwei Tage später, am 12. August, trat Oestreich förmlich zu den Verbündeten über und sagte Frankreich den Krieg an.

Für denselben war, wie zu erwarten stand, das Aeußerste aufgeboten worden, worüber man auf beiden Seiten verfügen konnte. Napoleon, rastlos wie immer, hatte während des Waffenstillstandes zwei Rundreisen unternommen, um seine Stellung und seine Rüstungen zu inspiciren. So große Anstrengungen er jedoch machte, so blieben die Erfolge hinter seinen Hoffnungen zurück. Denn Frankreichs Erschöpfung durch einundzwanzig Kriegsjahre trat stärker und stärker hervor, dazu erforderte der böse spanische Krieg immer neue Opfer, in Italien mußten 40,000 Mann unter Eugen gegen Oestreich Wache halten, am Inn 25,000 Baiern unter Wrede gegen ebendasselbe, die noch besetzt gehaltenen Festungen in Preußen, Polen und Sachsen durften nicht aufgegeben werden. So blieben denn dem Kaiser nur 317,000 Mann mit 40,000 Reitern und 1000 Geschützen zur Verwendung im freien Felde übrig. Allein seine Heeresstellung war eine centrale, sein gewaltiger Wille lenkte einzig und allein diese Massen, in welche jetzt ein Kern alter, aus Spanien herbeigezogener Truppen hineingelegt war, seinem Befehlshaber der Reiterei Mürat, seinem Artilleriegeneral Drouôt war kein General der Verbündeten gewachsen, seine Corpsführer, die Helden Frankreichs, denen der Aliirten an Kriegserfahrung überlegen. Bei den Russen trafen jetzt die Rekruten der Aushebung von 1812 ein, die sich bei den endlosen Märschen in dem unermeßlichen Rußland verspätet hatten, indeß sich in Polen ein Reserveheer bildete; alles in allem verfügte der Czaar über 249,000 Mann im Felde. Oestreich rüstete seit langer Zeit bedächtig weiter und konnte jetzt nach dem Ablauf des Waffenstillstandes mit 264,000 Mann auftreten, von denen freilich Italien und Baiern 90,000 wegnahmen. Am großartigsten waffnete jedoch das kleine Preußen.

Nachdem es am 14. Juni zu Reichenbach in Schlesien einen Subsidienvertrag mit England geschlossen und von demselben 4½ Millionen Thaler für die zweite Hälfte des Jahres erhalten hatte, vervollkomnete sich, da nun die Mittel reichlicher flossen, die kriegerische Organisation der Nation. Die Reserve-Bataillone, welche die Festungen belagerten, schlossen sich an die Linie an, die bisher allein gekämpft hatte; ein kleiner Theil der Landwehr trat an ihre Stelle; der größere rückte, jetzt mit Gewehren versehen, die Reiter mit Säbel und Lanze, in das Feld. Im Lande ward der Landsturm in allen Provinzen durchgeführt, das Fußvolk theils mit Gewehren, theils mit Piken bewaffnet, die Reiter mit Lanzen, an denen schwarz-weiße Wimpel flatterten; an den Sonntagen pflegte Nachmittags unter Führung eines ehemaligen Unterofficiers oder Feldwebels exercirt zu werden. Es hat jedoch dieser Landsturm zur Entscheidung so gut wie gar nicht mitgewirkt. Dagegen standen 277,000 Mann Linie und Landwehr unter den Waffen, eine kolossale Macht im Verhältnisse zu der Rußlands und Oestreichs. Rechnet man die gesammten Streitkräfte der Verbündeten zusammen, so erreichten sie, die 18,000 Schweden eingerechnet, die Zahl von 808,000, von denen jedoch nur 380,000 mit 100,000 Reitern und 1500 Kanonen bereit standen, auf den Ebenen Sachsens das Geschick Europa's zu entscheiden. Bald mußte es Napoleon aufdämmern, seine Herrschaft nahe ihrem Ende. Um so weniger konnten die Verbündeten zweifelhaft sein, daß erst ein Meer von Blut durchwatet werden müsse, ehe seine Kraft, doppelt stark im Todeskampfe, gebrochen sei.

---

12. Der Geist der Zeit in ihren Liedern. Arndt, Schenkendorf, Körner.

Dicht wie im Winter die Flocken, so flogen im Frühlinge 1813 Flugblätter über das Land: Aufrufe, Ansprachen, Belehrungen, Spottschriften u. s. w., doch noch niemals hat nationale Begeisterung so reine und so gewaltige Töne in ihren Liedern emporgetragen wie jetzt in den deutschen; sie tönen durch den Donner der Geschütze, durch das Toben der Feldschlacht, durch den Todesschrei der Getroffenen, das Wimmern der Verwundeten hindurch. Bald klingen sie wie Fanfaren, die zum Angriff schmettern, bald wie Jubellieder, bald feiern sie nationale Helden, bald verspotten sie den Feind, bald sind es innige Töne der Klage um große Gefallene. Alle durchweht, gleichwie ihre Zeit, ein reiner und frommer Sinn, der sich mit Leib und Leben dem Vaterlande geweiht hat. Die besten dieser Lieder werden noch heute auf den Straßen und in den

Häusern gesungen und durchbeben und erheben deutsche Herzen. Sie altern nicht, sondern sie sind in ihrer Wirkung sich gleich geblieben und werden wohl fortleben, so lange unsere Nation existirt. So herrliche Blüthen trieb in diesem Frühlinge der Baum der deutschen lyrischen Poesie. Ist nicht gegen sie die frühere niedrig gewesen, die spätere armselig bis auf den heutigen Tag geblieben, namentlich auch die der Jahre 1870 und 1871. Eine tiefe geistige Bewegung hatte sich, während in Frankreich alles drüber und drunter ging, in aller Stille in Deutschland vollzogen. Durch die Heroen unserer Literatur, deren Bildung auf antikem Grunde ruhte, vor allen durch Schiller und Göthe, war eine neue Weltanschauung erwacht. Der Erstere, dessen Herz einst hoch wie keines für das Vaterland schlug, ruhte längst im Grabe, als der Kriegsruf erklang, der Zweite hörte ihn nicht. „Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen!" so warf er einstmals hin. Die meisten Anhänger dieser Richtung folgten Göthe, dagegen behandelte ein neues Geschlecht, die Romantiker, den Inhalt der neueren Zeit in der Form der klassischen. An der Spitze der Sänger der Freiheit steht Ernst Moritz Arndt, eine mannhafte, markige Gestalt, die an Lauterkeit der Gesinnung und an Kraft der Sprache alle andern weit hinter sich läßt. Geboren am zweiten Weihnachtstage 1769 in Schoritz auf der Insel Rügen, genoß er seine erste Bildung in dem einfachen Hause seines Vaters, eines leibeigenen Landmanns unter schwedischer Herrschaft. Später besuchte er das Gymnasium zu Stralsund und die Universitäten in Greifswald und Jena, dann wurde er an ersterer 1806 als außerordentlicher Professor angestellt und hielt Vorträge über Geschichte. Noch in demselben Jahre erschien sein „Geist der Zeit", ein gewaltiges gegen Napoleon gerichtetes Buch, das diesen so erbitterte, daß der Verfasser nach der Schlacht von Jena flüchten mußte. In Schweden, wohin er sich gewandt, blieb er bis 1810, kehrte dann nach Greifswald zurück und begab sich 1812 aus freien Stücken nach Rußland, wo er den Minister Stein kennen lernte und dessen Sekretair wurde. Mit ihm heimkehrend, brachte er seinen „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" nach Königsberg mit und ließ dort eine zweite Schrift drucken „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" In vielen Tausenden von Exemplaren folgten beide den abrückenden Franzosen auf dem Fuße. Doch weit zündender wirkten seine Lieder. Jedes, das er in der sturmbewegten Zeit unter das Volk warf, wurde zum schneidenden Schwerte, welches dem Feinde neue Wunden schlug. An ihrer Spitze steht das zu Anfang 1813 gedichtete „Was ist des Deutschen Vaterland?", zum National-

liebe geworden, das die deutsche Einheit in ihrer Mannigfaltigkeit treu wiederspiegelt, wie es der vielhundertjährigen Geschichte der Nation entspricht. Es weist zugleich auf den Zweck der Bewegung hin und auf das Ziel, nach dem in der Folge jeder tiefere Patriot achtundfunfzig Jahre hindurch strebte:

„Das ganze Deutschland soll es sein."

Ein ähnlicher Sinn spricht sich in den schon 1812 gedichteten Liedern aus: „Es wurden die Väter gepriesen," „Der Gott, der Eisen wachsen ließ," „Das Lied vom Schill." Außer dem Liede „Des Deutschen Vaterland" gehören dem Jahre 1813 an: „Das Lied vom Gneisenau," „Das Lied vom Dörnberg", „Die Lieder aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann", deren viertes so beginnt:

„Frisch auf ihr deutschen Schaaren!
Frisch auf zum heil'gen Krieg!
Gott wird sich offenbaren
Im Tode und im Sieg:
Mit Gott, dem Frommen, Starken,
Seid fröhlich und geschwind,
Kämpft für des Landes Marken,
Für Aeltern, Weib und Kind."

An sie schließen sich an „Deutsches Herz verzage nicht" und „Scharnhorst, der Ehrenbote" mit den gewaltigen Versen:

„Wer mag Hermann seine Rechte reichen
Und der Väter Angesichte schau'n?
Wahrlich keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen,
Die zermalmte schier das Grau'n.
Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen,
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an."

Die Schlacht von Leipzig feiert er in dem Liede:

„Wo kommst Du her in dem rothen Kleid
Und färbst das Gras mit dem Blute roth?
Ich komme aus blutigem Männerstreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich so roth" u. s. w.

Den König von Preußen besingt er in dem Gedicht:

„Der König von Preußen zieht reisig aus
Mit dreimalhunderttausend Mann",

und Blücher in dem „Lied vom Feldmarschall":

„Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!"

Hieran reihen sich 1814 „Das Lied vom Stein" und noch 1816 „Die Klage um drei junge Helden."

Die größere Zahl dieser und anderer seiner Lieder mit ihrem frischen Muthe und ihrem heiligen Zorn gegen das Schlechte und Gemeine wird noch heute gesungen.

Ihm zunächst steht Max von Schenkendorf. Er ist 1783 zu Tilsit geboren, hat in Königsberg studiert und als Referendar gearbeitet und 1813 die Waffen ergriffen, obgleich sein rechter Arm in einem Zweikampfe gelähmt war. Doch nützte er durch seine Lieder, die er mit der Linken niederschrieb, dem Vaterlande mehr als mit dem Schwerte. Schon 1809 hatte er seine mit den Farben des Mittelalters gefärbte Grundanschauung in dem Verse ausgesprochen:

„Süße Lehnspflicht, Mannestreue,
Alter Zeiten sich'res Licht,
Tauscht' ich nimmer um das Neue,
Um die welsche Lehre nicht."

und 1814:

„Wir woll'n das Wort nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,
Nein predigen und sprechen
Vom heilgen deutschen Reich."

Seine Seele, am meisten von allen dem französischen Wesen entgegengesetzt, war von den Bildern einer frommen Zeit erfüllt, aus der die mächtigen Gestalten der alten Kaiser, ein ritterlicher Adel und feste Städte mit einem wehrhaften und tüchtigen Bürgerthume strahlend hervortraten. In diesen Zauberkreis gebannt und daher von seinen Freunden „der Kaiserherold" geheißen, sang er seine Lieder. — Er feiert in seinem: „Klaget nicht, daß ich gefallen" . . ., Schill, er läßt ihn prophetisch rufen:

„Freudig bin ich auch gefallen,
Selig schauend ein Gesicht;
Von den Thürmen hört' ich's schallen,
Auf den Bergen schien ein Licht.
Tag des Volkes! Du wirst tagen,
Den ich oben feiern will,
Und ein freies Volk wird sagen:
„Ruh' in Frieden, treuer Schill!"

Das Gedicht: „Als der Sandwirth von Passeier" verherrlicht nicht minder Andreas Hofer. „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh" ist das schönste Morgenlied des Kriegers. Die Freiheit in seinem Sinne, die germanische, welche von der romanischen nichts wissen will, gewinnt in dem Liede Gestalt:

„Freiheit, die ich meine".

Er kann sich auch nicht versagen, neben E. M. Arndt den gefallenen Scharnhorst in dem Trauerliede zu feiern:

„In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General."

Er preist die deutschen Ströme wegen ihrer Schönheit und ihrer Erinnerungen aus alter und neuer Zeit und namentlich den Rhein in dem Liede: „Es klingt ein hoher Klang" . . .; er erneuert, als die Zeiten sich trüben, in dem an Jahn gerichteten:

„Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu",

seinen Schwur, dazu zu helfen, daß ein deutsches Reich wieder erstehe.

Mehr noch als Arndt und Schenkendorf wurde Theodor Körner Liebling der Jugend. Geboren 1791 zu Dresden, zu höherer Bildung in seinem älterlichen Hause erzogen, besuchte er zuerst die Bergakademie in Freiberg, dann die Universität in Leipzig. Seine Neigung zog ihn mehr zur Poesie als zu den strengen Berufsstudien. In Wien, wo ihm Muße ward, veröffentlichte er eine Reihe von Dramen und wurde zum Hoftheaterdichter ernannt. Als der Sturm in Preußen losbrach, riß er sich aus den Armen seiner geliebten Braut und trat in die Lützowsche Freischaar ein, die ihn zum Offizier wählte. Lützow ernannte ihn bald zu seinem Adjutanten. Als solcher erhielt er bei Kitzen, wo die Reiterei in einen Hinterhalt fiel, eine schwere Hiebwunde; doch konnte er noch so eben einen Wald erreichen und von Freunden über Leipzig nach Karlsbad in Sicherheit gebracht werden. Kaum war er genesen und wiedereingetreten, da streckte ihn am 26. August bei Gadebusch die Kugel eines feindlichen Jägers nieder. Begraben wurde er von seinen Gefährten unter einer hohen schönen Eiche beim Dorfe Wöbbelin in der Nähe von Ludwigslust. Das Bleibendste von ihm sind die Lieder, die er unter dem Namen „Leier und Schwert" herausgegeben hat. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;" „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?"; „Hör' uns, Allmächtiger"; „Vater, ich rufe Dich" und das wenige Stunden vor seinem Tode gedichtete Schwertlied „Du Schwert an meiner Linken", sie alle sind Eigenthum des Volks geworden. Wohl ist es erklärlich, daß die Jugend dem, der ihr als der wiedererweckte und verjüngte Schiller

erschien, der im Kampfe ritterlich das Schwert führte und sich die blutige Märtyrerkrone erstritt, vor Arndt und Schenkendorf den Vorzug gab. Sie sind die drei Säulen, auf denen sich der stolze Bau der nationalen Lyrik dieser Jahre erhebt. An sie schließt sich Rückert mit seinen geharnischten Sonetten an, die sich jedoch nicht singen lassen und sich in ihrer künstlichen Form — sonst die Sprache der Liebe — mehr an die Gebildeten wandten. Andere Sänger jener Tage sind: „Friedrich August Stägemann; Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg; Christian, Graf zu Stolberg; Friedrich Schlegel; Hiemer, Dichter des Schlachtliedes der hanseatischen Legion:

„Schön ist's, unter freiem Himmel
Stürzen in das Schlachtgetümmel,
Wo die Kriegsdrommete schallt!" . . . . .

de la Motte Fouqué, der das frische Kriegslied für die freiwilligen Jäger gedichtet hat:

„Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit" . . .

Wer nennt all' die Namen derer, welche damals ihre Stimmen in dem deutschen Dichterwalde erschallen ließen! Mußten sie auch bald verstummen, so haben sie doch die Nation in die Höhe getragen und ihrer Zeit ein Denkmal gesetzt, das heute noch steht, schöner und unvergänglicher als eines von Erz.

---

13. Die neuen Heeresaufstellungen.

Fast alle Völker Europa's waren nun in den Kampf für oder wider Napoleon hineingezogen worden, von Portugal an bis über den Ural in Asien hinein, vom Nordcap bis zum Kap Spartivento; die Zahl der Streitenden wird auf $1^1/_2$ Millionen geschätzt; die eine Hälfte der Deutschen kämpfte gegen die andere, die eisernen Würfel aber sollten im Herzen Deutschlands, auf den Ebenen Sachsens, fallen. Hierher schauten bangen Herzens um ihre Angehörigen die Familien, um ihre Zukunft die Nationen. Werden sie sich und ihrer natürlichen Entwickelung zurückgegeben oder wird der Erdtheil napoleonisch werden?

Die Streitkräfte des Kaisers hielten die Elblinie von der Nordsee bis an das Erzgebirge besetzt, auf das frisch befestigte Hamburg, die Festungen Magdeburg, Wittenberg, Torgau und auf Dresden gestützt. Letzteres versah er als den wichtigsten Punkt seiner Stellung rasch mit starken Schanzen, indeß Schiffsbrücken über die Elbe geschlagen wurden, so daß ohne Aufenthalt Massen von dem einen Ufer auf das andere geworfen werden konnten. Dresden gehört zu den am schönsten gelegenen

Städten und heißt auch darum wohl das deutsche Florenz. Gelbgefärbt schlängelt sich hier die Elbe, nachdem sie den Nordwestrand der böhmischen Gebirge durchbrochen hat, durch waldbewachsene oder korntragende oder mit prächtigen Gärten geschmückte Höhen. Von ihnen war jetzt der Friede gewichen, der sonst über ihnen lagert; vielmehr schauten aus den Schießscharten der Schanzen drohend die Kanonen der Franzosen, überall blitzte es von Bajonetten, wieherten die Pferde, ertönte die Reveille und der Zapfenstreich. Hier standen die Garden und das Corps von St. Cyr, in der Lausitz und an der oberen Spree ein Heer unter Vandamme, Victor, Reynier und Poniatowsky; in Schlesien fünf Corps unter Ney, Lauriston, Bertrand, Marmont und Macdonald; bei Hamburg Davoust. Somit war seine Hauptmacht der Mitte eines weiten Bogens gegenüber concentrirt, den die drei verbündeten Armeen einnahmen. In jedem Augenblicke konnte er sich mit Uebermacht auf eine derselben werfen und einen großen Schlag ausführen. War nach demselben nicht die Coalition zersprengt, fiel nicht Oestreich, ein zauderndes und ängstliches Glied der Kette, augenblicklich ab? Den Vorstellungen seiner Generale, daß die Stellung bei Dresden in der Luft schwebe und auf das Aeußerste gefährdet sei, hielt er entgegen: „Die Feinde werden Fehler machen, wir werden auf sie fallen und sie zerschmettern.“

Unterdeß hatten die Verbündeten auf dem Schlosse Trachenberg in Schlesien, wo auch Bernadotte erschien, dem man die gründlichste Kenntniß der napoleonischen Kriegführung zutraute, ihren Kriegsplan festgestellt; das Beste dabei hat der preußische Oberst Knesebeck gethan. Nach diesem Plan sollten drei Heere aufgestellt werden: ein Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, ein schlesisches unter Blücher und ein böhmisches unter Schwarzenberg. Das erstere, 150,000 Mann stark, mit 387 Geschützen, bestehend aus Preußen unter Bülow und Tauenzien, aus Russen unter Winzingerode und Woronzoff und aus einigen Schweden, hatte die Aufgabe, Berlin zu decken, die Seeverbindung mit Schweden und England offen zu halten, einige Festungen zu bloquiren und 27,000 Mann unter Wallmoden an die untere Elbe gegen Davoust zu detachiren; bei einem allgemeinen Vorgehen sollte es auf Leipzig ziehen. Sein Oberbefehlshaber, Bernadotte, nur bemüht, das Blut seiner Schweden zu schonen, hat fast nichts gethan, indeß seine Unterfeldherrn für ihn glänzende Siege erfochten, die er wiederum in seinen Berichten für die seinen ausgab. *) Die zweite Armee, die schlesische, in einer Stärke von 100,000 Mann und 356 Kanonen, war aus dem

*) Neuere „Ehrenrettungen“ dürften schwerlich vom Gegentheil überzeugen.

preußischen Corps von Kleist und den russischen von Langeron und Sacken zusammengesetzt. Blücher hatte durch seine rücksichtslose Kühnheit in der Schlacht bei Lützen und beim Ueberfall von Haynau aller Augen auf sich gezogen, so daß ihm Kaiser Alexander gewogen wurde und einen so großen Theil seines Heeres übergab, der auch bestimmt war, die Verbindung mit Rußland zu unterhalten. Da man ihm jedoch zu viel Ungestüm und zu wenig Vorsicht zutraute, erhielt sein Unterbefehlshaber Langeron den geheimen Befehl, in gewissen Fällen gegen ihn direkt einzuschreiten, eine Quelle mancher späterer Widerwärtigkeiten und Uebelstände. Blücher sollte eine Schlacht vermeiden, aber Napoleon folgen, wenn sich derselbe nach der Elbe zurückziehen müßte, und sich bei Leipzig mit der Nordarmee unter Bernadotte vereinigen. Nur eine Nebenrolle war es also, die man ihm zugedacht; ahnte wohl jemand im Hauptquartier, daß der alte Löwe sie alsbald in die Hauptrolle umwandeln werde? Neben ihm sanken allmählig die Bernadotte und Schwarzenberg und alle Andern, wie sie auch heißen, und es blieben für die Welt nur noch Blücher und Napoleon übrig, ganz zuletzt nur noch Blücher. Die dritte Armee, die böhmische war die Hauptarmee. Sie zählte 240,000 Mann mit 700 Kanonen und bestand zum großen Theile aus Oestreichern, an deren Seite das preußische Corps unter Kleist und zwei russische unter Wittgenstein und dem Großfürsten Constantin kämpften. Nicht, wie alle Welt erwartete, war der Sieger von Aspern, der Erzherzog Karl, über das Hauptheer gesetzt worden, sondern der Feldmarschall Fürst zu Schwarzenberg. Der höchsten Aristokratie Oestreichs angehörend, hatte sich derselbe in den Kriegen seit 1792 durch manche wackere That hervorgethan und auch Reisen in diplomatischen Sendungen gemacht, doch noch niemals ein selbstständiges Kommando geführt. Dazu wurde ihm seine Stellung durch die Anwesenheit der drei Monarchen bei der Hauptarmee sehr erschwert. Denn wenn sich auch der Kaiser Franz, weder Militair noch beim Heere beliebt, meist fern hielt, wenn auch Friedrich Wilhelm, obschon der Taktik kundig, bescheiden zurücktrat: so erlaubte sich doch Alexander von Rußland nur zu viele Eingriffe. Derselbe hatte auch den berühmten General der ehemaligen französischen Republik Moreau, welcher Napoleon tödtlich haßte, zu sich eingeladen, damit er sich bei ihm Rath hole. Es blieb dem Fürsten Schwarzenberg, einer nicht unbebegabten Persönlichkeit und einem durch und durch edlen Character nur übrig, sich in endlose Geduld zu fassen. Darum wurde er jedoch allzu vorsichtig und langsam und ließ einerseits stets den günstigen Augenblick zu einem großen Schlage verstreichen; andererseits brachte er durch Zau-

dern, wo es Eile galt, sein Heer in die größeste Gefahr. So ist es denn gekommen, daß von dem Manne, welchem das glänzende Loos in Aussicht stand, Ueberwinder eines Napoleon zu werden, die Geschichte keine gewonnene Schlacht kündet, kein Dichter ein Lied singt. Die böhmische Armee sollte nach jenem Kriegsplan den Hauptstoß führen, nachdem der Feind ermattet sei. Griff Napoleon die Nordarmee an, so sollte ihn die böhmische von hinten fassen, würfe er sich auf diese, so hätte ihn die Nordarmee im Rücken anzugreifen. Entfernte er sich aber ein einziges Mal zu weit von Dresden, so ging dasselbe mit den daselbst aufgehäuften unermeßlichen Vorräthen verloren. Allmählig wollte man den Kreis verengern, sich in einem günstigen Augenblick vereinigen und so die entscheidende Feldschlacht liefern. Im Großen und Ganzen ist dieser Kriegsplan von Trachenberg bis zur Schlacht bei Leipzig inne gehalten worden.

---

14. Die Schlacht bei Großbeeren. Bülow, Tauenzien. Das Gefecht bei Hagelberg. Den 23. August. Den 27. August.

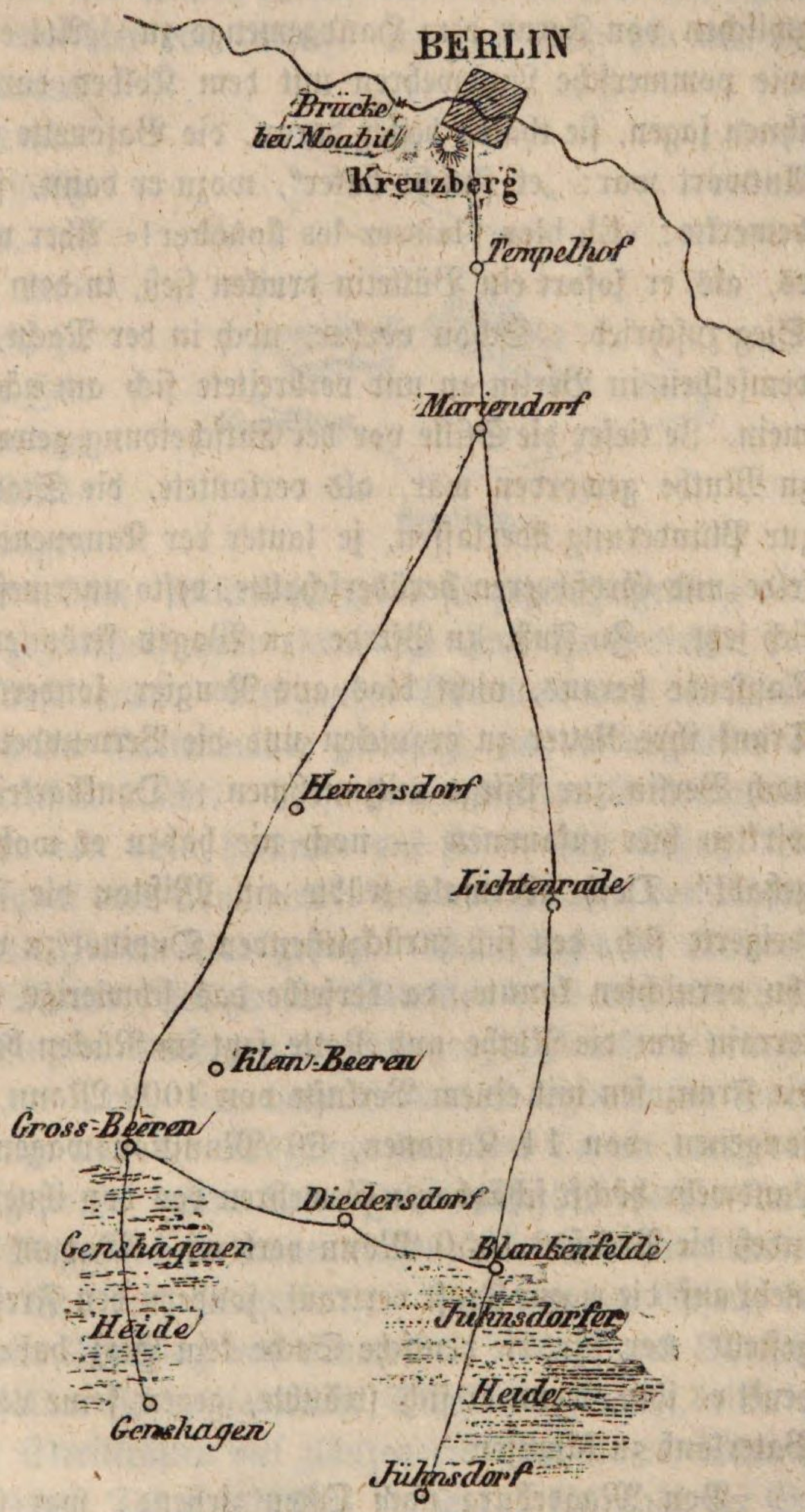
Der neue Feldzug sollte nach Napoleons Willen mit einem großen in ganz Europa widerhallenden Schlage beginnen. Mehr als 100,000 Mann erhielten den Befehl, von drei Seiten her auf Berlin zu rücken und die Stadt zu nehmen: 28,000 Franzosen und Dänen unter Davoust von Hamburg aus, 9000 Franzosen unter dem General Girard von Magdeburg her, 70,000 Franzosen, Sachsen, Würtemberger und Italiener unter dem verwegenen Oudinot, welchen die Narben von 20 Wunden zierten, von Süden. Denn der Kaiser wollte den geistigen Mittelpunkt der deutschen Bewegung treffen, der Berlin nach dem Voraufgange von Ostpreußen geworden war, und das Arsenal der preußischen Rüstungen zerstören. Wie Hamburg, so sollte die Hauptstadt gezüchtigt, wahrscheinlich auch in ihr verkündet werden: „Das Haus Hohenzollern hat zu regieren aufgehört.“ Darum ließ Napoleon dem Marschall Oudinot schreiben: „Der Kaiser hofft, daß Sie mit einer Armee wie der Ihrigen den Feind rasch zurücktreiben, Berlin einnehmen, die Einwohner entwaffnen, die ganze Landwehr und diesen Schwarm von Gesindel zerstreuen werden. Sollte die Stadt Widerstand leisten, so können Ihre Zwölfpfünder Bresche schießen, und 50 Haubitzen sie in Brand stecken; auf diese Weise haben wir Wien, Madrid und andere Hauptstädte zur Uebergabe gezwungen.“

Zur Vertheidigung Berlins, welches an seiner Südseite verschanzt, dessen Sicherheit mehrere Meilen weiter nach Süden durch Befestigungen

an der Ruthe und Notte vermehrt war, stand der Kronprinz von Schweden mit 80,000 Mann, dem Nordheere, bereit. Sein Ansehen hatte bei den Preußen schon durch den Fall von Hamburg gelitten und dadurch, daß er kein deutsches Wort verstand. Bald aber munkelte man sich zu, er werde den Franzosen nichts thun, weil er nach dem Sturze Napoleon's den Thron von Frankreich zu besteigen hoffe. Aber alle seine Schlauheit sollte durch die ihm untergebenen preußischen Heerführer Bülow und Tauenzien zu Schanden werden. Friedrich Wilhelm von Bülow war 1755 zu Falkenberg in der Altmark geboren und der Sohn eines wohlhabenden Rittergutsbesitzers. Er ergriff früh den militairischen Beruf, avancirte in der langen Friedenszeit nach dem siebenjährigen Kriege nur langsam, aber entwickelte sich zu einem tüchtigen Offizier. Seine Person war mittelgroß und behend, seine Unterhaltung zeigte Geist und Schärfe, sein Charakter entbehrte nicht der Zornesader des Helden. Das Jahr 1807 sah ihn in Ostpreußen, wo er, ohne Schuld zu haben, der Uebermacht gegenüber in zwei Gefechten erlag, auch in einem derselben eine Wunde davon trug. 1808 avancirte er zum Generalmajor, 1812 übernahm er während der Abwesenheit Yorks in Rußland dessen Vertretung als General-Gouverneur von Preußen. Jetzt an der Spitze eines starken Corps hatte er nach den ruhmvollen Tagen von Halle und Luckau volles Vertrauen zu seinen Truppen gewonnen und sie zu ihrem Führer. Neben ihm führte Tauenzien das Commando über ein Corps, welches fast ganz aus Landwehren bestand. Friedrich, Graf von Tauenzien, geboren 1760 in Potsdam, Sohn des im siebenjährigen Kriege hochberühmten Tauenzien, trat früh beim Militair ein, avancirte schnell und wurde bald zu diplomatischen Sendungen verwandt. 1806 Generalmajor, ward er bei Prenzlau mitgefangen und nach Nancy in Frankreich abgeführt. Bewährt als ein tapferer, entschlossener und einsichtsvoller Offizier, wurde er nach seiner Auslieferung aus der Gefangenschaft zum Generallieutenant ernannt und sollte jetzt an Bülow's Seite den ersten Strauß bestehen, verlassen wie dieser von dem Führer des Nordheers. Denn Bernadotte hatte gleich zu Anfange den gefährlichen Befehl ertheilt, die feste Stellung an der Ruthe und Notte zu räumen, deren Sicherheit durch künstliche Ueberschwemmungen erhöht werden konnte, und näher an Berlin heranzurücken. So gelang es denn Oudinot, nachdem er nach vierstündigem hartem Kampfe Trebbin am 21. August genommen hatte, die sumpfige Niederung zu überschreiten, die nicht mehr von der Hauptmacht, sondern nur noch von der Nachhut des abziehenden Nordheeres hartnäckig vertheidigt wurde. Zwischen den Fran-

zosen und Berlin lag allein noch ein großer Wald mit Sumpfstrecken und Mooren nördlich von dem Dorfe Genshagen, dahinter eine weite sandige Ebene ohne Stützpunkte. Auch die Stellung hinter diesem Walde, an dessen Nordrande die Dörfer Großbeeren und Blankenfelde gelegen sind, wollte jetzt Bernadotte aufgeben, ja selbst Berlin. „Was ist Berlin? warf er geringschätzig in dem am 22. abgehaltenen Kriegsrathe hin, eine Stadt!" Lebhaft widersprach ihm Bülow; einlenkend verstand sich da der Schwede dazu, die Schlacht auf den Höhen unmittelbar südlich von der Stadt anzunehmen. Beim Weggange rief erbittert und in seinem Vertrauen tief erschüttert Bülow aus: „Mich bekommt er nicht dazu, daß ich über seine Brücke bei Moabit zurückgehe! Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!" Das ist die Sprache eines Helden! Beide, Bülow wie Tauenzien, beeilten sich nicht, den Rückzug nach dem Kreuzberge bei Berlin anzutreten, sondern standen am 23. noch um Mittag in ihren Stellungen, hinter ihnen der Kronprinz mit seinem Hauptquartier in Heinersdorf, noch nicht zwei Meilen von Berlin. Derweilen zog der Feind durch den großen Wald in drei Colonnen, welche jedoch wegen der dazwischen liegenden Sümpfe die Verbindung mit einander nicht aufrecht erhalten konnten. Die Franzosen waren frohen Muthes; sie wähnten sich schon in Berlin, sie hatten sich jeder sein Haus ausgesucht und im Scherz aus ihrer Mitte einen neuen Bürgermeister gewählt. Rechts brach der General Bertrand auf Blankenfelde zu hervor. Tauenzien tritt ihm mit seiner Landwehr entgegen, die heute ihre Bluttaufe bekommt, und treibt ihn nach kurzem Kampfe zurück, so daß er ganz nach Jühnsdorf umkehren muß. Als Bülow den Kanonendonner hört und merkt, daß seitens des Kronprinzen dem General Tauenzien keine Unterstützung wird, bricht er auf eigene Hand dahin auf. Allein nach einiger Zeit schweigt das Getöse. Da kommt ihm gegenüber um 3 Uhr aus dem Nordrande des Waldes das Corps des in der Kriegführung wohlerfahrenen Generals Reynier hervor und eröffnet trotz des strömenden Regens sein Geschützfeuer gegen Großbeeren, das nur 1/4 Stunde von dem Waldsaum entfernt ist. Zum Angriff übergehend, nehmen die hierzu beorderten Franzosen tapfer das brennende Dorf, welches nur von der preußischen Vorhut besetzt ist, und behaupten es. So wird es fünf Uhr. Eben hat Bülow den Befehl erhalten, sich an Berlin heranzuziehen: da giebt er, von Ingrimm erfüllt und wohl fühlend, daß ein Rückzug auf Berlin mit dem hinter Berlin gleichbedeutend sei, in offenem Ungehorsam seinen Preußen den Befehl zum Angriff. Eine Stunde lang beschießen 60 Kanonen Großbeeren, dann

stürzen 31,000 Preußen auf 20,000 Feinde los. Die Brigade Borstell, welche eben vier Meilen gemacht hat und gänzlich durchnäßt ist, fällt, ohne auszuruhen und zu essen, mit freudigem Hurrah von Kleinbeeren her in die Flanke der Sachsen, indeß die Brigade Krafft von vorn her Großbeeren angreift. Die Gewehre gehen nicht los, denn der Regen hat die Schlösser verdorben, es arbeiten desto schrecklicher Bajonet und Kolben. Dieser Art des Kampfes nicht gewachsen, und von zwei Seiten angegriffen, erliegen die armen Sachsen den weit stärkeren Märkern und Pommern. Viele werden mit den Kolben erschlagen, viele in das Wasser gejagt, viele gefangen, Geschütze und Munition in Menge erbeutet. Zwei Bataillone, welche die wilde Flucht aus Großbeeren nach dem Walde zu decken wollen, sind im Nu vernichtet, ein sächsischer General schwer verwundet. Auch die Brigade Hessen-Homburg wirft das Centrum Reynier's mit dem Bajonet zurück. Dieser befiehlt jetzt,



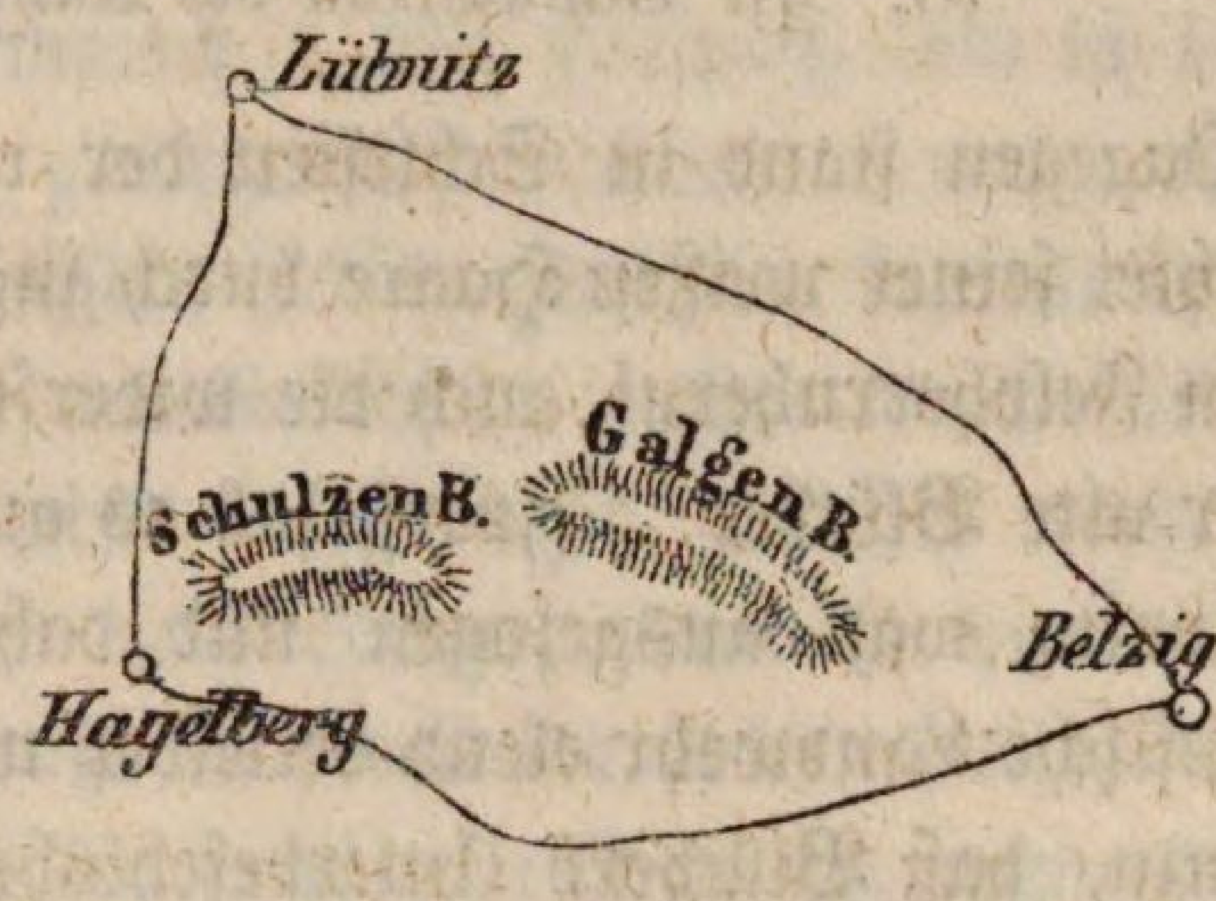
Großbeeren.

wo ein großer Theil seines Corps in Wald und Busch zerstreut ist, unter dem Schutze eines großen Vierecks von sechs Bataillonen und einer An-

zahl von Kanonen den Rückzug anzutreten. Das hereinbrechende Dunkel und die düstere Haide nimmt bald den Feind in ihren Schutz, nachdem auf dem linken Flügel die eben eintreffende Reiterei leicht geworfen ist. Ebenso kommen die Schweden viel zu spät; nur eine einzige schwedische Batterie unter dem Obersten Cardell erscheint gegen Abend auf dem Schlachtfelde und feuert einige Schüsse ab. Bernadotte schaute inzwischen von Ferne dem Handgemenge zu. Als er, erzählt man, sah, wie pommersche Landwehren mit dem Kolben dareinschlugen, ließ er ihnen sagen, sie thäten besser daran, die Bajonette zu gebrauchen. Ihre Antwort war: „et fluscht bäter", wozu er dann, sie gewähren lassend, bemerkte: »Eh bien, laissez-les floûcher!« Aber weniger harmlos war es, als er sofort ein Bülletin drucken ließ, in dem er seiner Person den Sieg zuschrieb. Schon vorher, noch in der Nacht, kam die Kunde von demselben in Berlin an und verbreitete sich am nächsten Morgen allgemein. Je tiefer die Stille vor der Entscheidung gewesen, je schwüler allen zu Muthe geworden war, als verlautete, die Stadt sei den Franzosen zur Plünderung überlassen, je lauter der Kanonendonner von Blankenfelde und Großbeeren herüberschallte, desto unermeßlicherer Jubel erhob sich jetzt. Zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen strömten Tausende und aber Tausende heraus, nicht blos aus Neugier, sondern um mit Speise und Trank ihre Retter zu erquicken und die Verwundeten zu verbinden oder nach Berlin zur Pflege mitzunehmen. Dankbarkeit und Patriotismus wirkten hier zusammen — noch nie haben es wohl Verwundete so gut gehabt! Doch abermals trübte ein Mißton die Freude: Bernadotte weigerte sich, den sich zurückziehenden Oudinot zu verfolgen, obgleich er ihn vernichten konnte, da derselbe das schwierige Sumpf- und Moorterrain um die Nuthe und Notte jetzt im Rücken hatte. So erreichten die Franzosen mit einem Verluste von 4000 Mann, darunter 1500 Gefangenen, von 14 Kanonen, 60 Munitionswagen und 3500 für die Landwehr höchst schätzbaren Gewehren das von ihnen besetzte Wittenberg, indeß die Preußen 1050 Mann verloren. Warum hatte man aber nicht mehr auf die eigene Kraft vertraut, sondern den Fremdling an die Spitze gestellt, der für die deutsche Sache kein Herz haben konnte! Wer verdenkt es ihm, wenn er sich sträubte, gegen seine Landsleute, gegen sein Vaterland zu kämpfen.

Von Magdeburg nach Osten ziehend, war General Girard mit 9000 Mann frisch conscribirter Truppen bis Belzig gelangt, wo er die Nachricht von der Schlacht bei Großbeeren erhielt. Anstatt nun schnell umzukehren, blieb er eine halbe Meile westlich von der Stadt bei Lübnitz

in einer hügeligen, waldbedeckten Gegend stehen. Obgleich es auch heute regnete — eine Regenperiode war in der zweiten Hälfte des August über Mitteleuropa hereingebrochen — beschloß der General Hirschfeldt, welcher 11,400 Mann befehligte, fast nur kurmärkische Landwehren, jenen daselbst anzugreifen. Sie, die heute zum ersten Mal in das Feuer gingen, warfen zuerst den Feind aus Lübnitz heraus und auf das südlich gelegene Hagelberg zurück. Als hier das Gefecht eine Zeit lang hin und her wogt, eilen einige hundert Kosaken unter Tschernitscheff, welche sich zufällig in der Nähe befinden, im Galopp herbei, um Antheil an Sieg und Beute zu haben. Um dieselbe Zeit weicht die Unruhe in den Reihen der jungen Landwehren dem grimmigen Hasse gegen die Unterdrücker. Stürmisch gehen sie gegen Hagelberg vor, da wirft die ihnen gegenüberstehende feindliche Linie die Gewehre und Tornister weg und läuft davon. Ein ganzes Bataillon wird am Dorfsaum gegen eine steinerne Gartenmauer gedrängt, an die angelehnt es Front gegen die Preußen macht. Diese hauen mit den Kolben gleichwie mit Dreschflegeln von oben herunter auf sie — kein Schuß, kein Schlachtruf, kein Signal oder Commando, nur das Knacken der Schädel unter den dröhnenden Hieben wird gehört. Bald liegen sie alle hochaufgeschichtet an der Mauer. Ein zweites Bataillon wird ebenfalls theils erschlagen, theils gefangen. Auch von der entgegengesetzten Seite dringen die Landwehren in das Dorf, eine neue Blutarbeit beginnt, die Dorfstraße, die Nebengänge und die Ausgänge sind von Todten versperrt, der Teich dicht vollgestopft. Eine kleine Zahl entflieht, als die Nacht hereinbricht und die Sieger sich zu ordnen suchen, den schwerverwundeten Girard mit sich führend, nach Magdeburg. Das war das Gefecht bei Hagelberg, der zweite Ehrentag der Landwehr. Mit einem Verluste von 1760 Mann hatten sie die feindliche Division vernichtet, eine im Verhältnisse zu den Streitkräften viel glänzendere That als die Schlacht von Großbeeren. 4000 Todte bedeckten die Erde, die Zahl der Gefangenen, von denen viele durch die Kosaken eingebracht wurden, betrug 5000, die der aufgesammelten Gewehre 8000, der Kanonen 7. Auch Luckau ergab sich jetzt mit 1200 Mann und 9 Geschützen. Davoust



Hagelberg.

aber, der eine Besatzung in Hamburg zurückgelassen hatte, ging vorsichtig nur bis Schwerin vorwärts und kehrte dann nach den Schlägen von Großbeeren und Hagelberg unter kleinen Gefechten wieder um, in deren einem Theodor Körner fiel. So war gegen den Willen des Oberbefehlshabers Berlin gerettet und die Mark vom Feinde gesäubert.

---

15. Die Schlacht an der Katzbach, den 26. August.

Dagegen stand in Schlesien der rechte Mann an der Spitze, der ungeachtet seiner weißen Haare durch jugendliches Feuer und durch angeborenen Feldherrnberuf auch die widerstrebenden Elemente mit sich fort riß, der alte Blücher. Zuerst sah es auch hier recht schwach aus; denn die Provinz war ausgesogen und daher die Verpflegung schlecht, auch die schlesische Landwehr elend bekleidet und mangelhaft einexerciert. Es trat hinzu, daß Blüchers Unterbefehlshaber York, der in ihm nichts als den tollen Husarengeneral und in dessen Generalstabschef Gneisenau den überspannten Theoretiker sah, mit ihm schlecht stand; kam es doch einmal zwischen ihnen in Gegenwart russischer Offiziere zu einem so heftigen Streit, daß York seinen Abschied forderte. Auch Langeron hielt Blücher für nichts als den Mann des Säbels und ging so weit, daß er, auf seine geheime Instruktion gestützt, demselben mehrmals ungehorsam ward. Nur Sacken erkannte, welcher Kern in Blücher stecke, und hielt treu zu ihm. Doch über alle diese Widerwärtigkeiten und Kränkungen trug den Helden sein unverwüstlicher Humor hinweg und der Hinblick auf sein hohes Ziel, die Befreiung des Vaterlandes; daneben versank ihm alles als nichtig und elend in die Tiefe. In wenigen Tagen rechtfertigte ihn der Erfolg, und freudig fiel ihm alles zu, was ihn bisher verkannt hatte. Seine Armee betrug jetzt etwa 100,000 Mann. Ihr standen in erster Linie Macdonald, Lauriston und Ney mit 103,000 Mann gegenüber, hinter diesen in zweiter Marmont mit 27,000; den Oberbefehl über das Ganze führte Ney. Da die Franzosen sich noch während des Waffenstillstandes erlaubt hatten, den neutralen Streifen zu betreten, der allein noch in ganz Schlesien Mittel der Verpflegung darbot, so glaubte sich Blücher an nichts mehr gebunden und besetzte am 15. und 16. August schnell dieses Gebiet; die Franzosen, überrascht und noch nicht gesammelt, wichen langsam zurück, indeß ihnen die Preußen auf dem Fuße folgten und sie nicht Athem schöpfen ließen. Bei Steudnitz kam es zum Gefecht, bei Lähn, bei Kaiserswalde, bei Plagwitz, bei

Siebeneichen, bis über den Bober mußte der Feind zurück. Da traf mit den Garden und mit Reitermassen von Dresden her Napoleon selbst am 21. in Löwenberg den Seinen zu Hülfe ein. Mit 160,000 Mann wollte er zuerst über Blücher herfallen, auf dessen Kampfeslust er rechnete, und ihn schlagen, wo möglich vernichten. Dann gedachte er, sich mit dem böhmischen Heere blutig zu messen. Nachdem er an neue Regimenter die silbernen Adler vertheilt und durch Ansprachen in dem gewaltigen Tone, der ihm eigen war, die Gemüther zum Kampfe angefeuert hatte, befahl er den Vormarsch. Bei Plagwitz kam es am 21. abermals zu einem Gefecht und gleichzeitig bei Bunzlau und dann zum Rückzuge Blüchers hinter den nächsten Gebirgsfluß, die schnelle Deichsel, am 23. zu den blutigen Kämpfen um Goldberg, welche den Verbündeten 4000 Mann kosteten. Gegen seine Natur wich Blücher noch weiter zurück, über die Katzbach hinaus nach Jauer; denn ihn hinderte seine Instruction, nach der er eine große Schlacht vermeiden sollte, nicht die Ueberzahl des Feindes. Allein die forcierten Märsche, namentlich die Nachtmärsche, in strömendem Regen, in aufgeweichtem Lehm, hatten seine Truppen über die Maaßen angegriffen, so daß viele vor Ermüdung liegen geblieben waren. Schon murrten ernstlich seine Unterbefehlshaber; wie verändert sich da die Scene! Napoleon brach am 23., von ihm ablassend, mit den Garden, dem Corps Marmonts und den Reitermassen unter Latour-Maubourg in Gewaltmärschen nach Sachsen auf, um Dresden zu retten, welches die böhmische Armee bedrohte. Mit sich nahm er auch den Marschall Ney und ließ in Schlesien Macdonald mit 80,000 Mann und dem Befehl, Blücher immer weiter zurück zu treiben. Der jedoch, von dem Abmarsche des Kaisers unterrichtet, beschloß, die ihn beengenden Fesseln zerreißend, die Schlacht.

Der Marschall brach, wie ihm befohlen war, in der Morgenfrühe des 26. August auf, vollständig sorglos, zum Kampfe nicht vorbereitet. Es goß von oben herab stärker denn je, der Himmel schien alle seine Schleusen aufgethan zu haben. Vor den Franzosen lagen im Regenschleier die Thäler der Katzbach und der wüthenden Neiße. Beide sind sonst Bäche, die im Sommer bei trockenem Wetter ein Kind durchwaten kann, mit Steingeröll aus dem Gebirg erfüllt. Jetzt aber waren sie durch die andauernden Regengüsse so sehr angeschwollen, daß sich Männer durch sie nur noch an einzelnen Stellen mit Mühe durchzuarbeiten vermochten; heute am Abende sollten sie zu reißenden Strömen werden. Auf beiden Ufern erheben sich steile Thalränder, hinter dem der wüthenden Neiße auf deren rechter Seite aber ein bedeutendes 150—200′ hohes,

felsiges Plateau, das in Schluchten und Hohlwegen nach dem Flusse zu abfällt. Macdonald wollte, den rechten Flügel an das Gebirg gelehnt, beide Flüsse überschreiten, das Plateau ersteigen und auf Jauer ziehen, wo er Blücher vermuthete. Er ahnte noch nicht, wie nah ihm derselbe stand, so trübe war es geworden. Denn die Verbündeten, deren linker Flügel unter Langeron das Gebirg berührte, indeß York das Centrum und Sacken den rechten Flügel führten, rückten scharf auf das Plateau zu vor, wenn auch der Nordwest den Mannschaften den Regen



Katzbach.

in das Gesicht trieb. Leicht schob der Marschall die Vortruppen Blüchers, welche schon die Katzbach überschritten hatten, nach 10 Uhr zurück, dann auch über die wüthende Neiße. Ihnen folgten die Franzosen auf dem Fuße, erstiegen das Plateau und fingen zwischen ein und zwei Uhr an, sich zu entwickeln. Das ist der Augenblick, den sich Blücher mit dem sicheren Auge ausersehen hat. Seine Adjutanten sprengen zu York und Sacken mit dem Befehl, die Franzosen in den Fluß hinabzuwerfen; freudig antwortet letzterer: „Melden sie dem General Blücher: „Hurrah!““ Beide Corps stehen jetzt in Schlachtordnung da, die Preußen links, die

Russen rechts, beide hart an einander. Da erscheint der alte Feldherr vor der Front und ermahnt die Seinen, sich bei dem Regenwetter nicht mit Schießen aufzuhalten, sondern mit dem Bajonet dem Feinde zu Leibe zu gehen; „nun Kinder, ruft er ihnen zu, habe ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!“ Der Befehl zum Angriff erfolgt um 3 Uhr. Eine Anzahl von Batterien, vor die Front gezogen, eröffnet ihr Feuer, dann geht Linie und Landwehr vor. Ein brandenburgisches Infanterie-Bataillon kehrt zuerst die Gewehre um und beginnt mit dem Kolben die Blutarbeit, andere folgen, schon liegt eine Menge erschlagen am Boden, schon wankt der Feind. Da formiert sich eine französische Reitermasse, die eben erst die Höhe erreicht hat, zu einem gewaltigen Stoße. Die Batterien, die am meisten vorgegangen sind, kehren um, die Preußen gerathen einen Augenblick in Gefahr, durchbrochen zu werden. Zum Gegenstoße sammeln sich brandenburgische Ulanen, litthauische Dragoner und russische Husaren, an ihre Spitze setzt sich, den Säbel ziehend, der alte Blücher selbst, in dem die Kampfeslust von früher neu erwacht. Vergebens! Zwar wird im ersten Anlauf die feindliche Reiterei eine Strecke zurückgetrieben, doch wirft sich dieselbe, sobald sie zur Besinnung gekommen ist, mit einem zweiten heftigen Anprall auf die Reiter der Verbündeten und zwingt sie umzukehren. Diesen kommen neue Schwadronen zu Hülfe, und es entspinnt sich eine Reiterschlacht zwischen mehr als 8000 Reitern. Sie endet damit, daß der Feind in wilde Flucht geworfen wird und sein eigenes Fußvolk durchbricht oder überreitet. Es ist dies der entscheidende Augenblick in der Schlacht an der Katzbach. Mit lautem Hurrah und unwiderstehlich dringt jetzt das Fußvolk der Alliirten vor und wirft die Franzosen hinab, welche schon die Gewehre wegwerfen und Geschütze und Munitionswagen in den Schluchten und Hohlwegen zurücklassen, die zu der Neiße hinunterführen. Diese sowie die Katzbach sind inzwischen noch gewachsen und nicht mehr durchwatbar, die Brücke bei Niederkrayn will nicht für Alle ausreichen, viele werden in das schäumende Wasser gedrängt. „Es war ein gräßlicher Anblick, sagt ein Augenzeuge, das ganze Flußbett von Wagen, Pferden und Menschen, die mit dem Ertrinken rangen und unter einander selbst um die Rettung kämpften, wie gedämmt!“ Dazwischen prasseln jetzt vom steilen Thalrande herab, wo die Kanonen der Preußen und Russen aufgefahren sind, die Kartätschen und sausen die Granaten. In Menge treiben Leichen zwischen allerlei Trümmern die Flüsse hinab, die erst später, als sich das Wasser verlief, im Schlamm, auf den Feldern, selbst auf den Bäumen gefunden wurden. Der Sieg war nun vollstän-

dig, erst die Nacht hemmte die Verfolgung. Da stellte sich auch heraus, daß Langeron auf dem linken Flügel keinen Schritt vorwärts gethan hatte, sondern selbst aus seiner festen Stellung bei Hennersdorf ohne die Hülfe einer preußischen Brigade verdrängt worden wäre; hat er sich vielleicht in der Stille geschämt, als er von dem Siege Yorks und Sackens hörte? Denn nun schwand jedes Mißtrauen gegen Blücher und Gneisenau vor dem mächtigen Erfolge. Wo sich der Feldherr zeigte, empfing ihn lautes Hurrah; das finstere Antlitz von York wurde heiterer, Sacken strahlte vor Freude, Langeron, etwas still, ward fortan gehorsamer. Ueberall Siegesfreude, Vertrauen, Einigkeit und guter Wille! Doch brach schon die Nacht mit ihren Schrecken für Sieger und Besiegte herein, da die Regengüsse nicht nachlassen wollten. In dem aufgeweichten Lehm, ohne Holz, ohne Stroh, zum Theil selbst ohne Brot mußten die Verbündeten in der Finsterniß lagern, alle durchnäßt, ein großer Theil baarfuß, da die Schuhe stecken geblieben waren. Wie viele hunderte, am Abend bis zu Tode erschöpft, starben in dieser Nacht! Dagegen waren die Franzosen in völliger Auflösung begriffen. „Drei Viertheile meiner Soldaten, schrieb ein Divisionsgeneral, haben sich in die Wälder und Häuser geworfen; Güte, Drohungen und Schläge haben nichts über sie vermocht; sie antworten, es sei besser gefangen zu werden als vor Elend umzukommen." Blücher und Gneisenau wollten sofort hinterdrein, um so mehr, da am folgenden Tage die Nachrichten von dem großen Siege Wellingtons bei Vittoria am 20. Juni über die Franzosen, von der Schlacht bei Großbeeren und dem Zuge der böhmischen Armee gegen Dresden eingingen; allein die menschliche Kraft reichte für ihren Ungestüm nicht aus. Erst am 28. überschritt die schlesische Armee, bis an die Brust im Wasser, die wüthende Neiße und ging gegen die schnelle Deichsel verfolgend vor. Galt es doch, die Früchte von der blutigen Aussaat zu erndten, die am Abende der Schlacht ziemlich spärlich schienen: zwar konnte man die Todten nicht zählen, doch betrug die Zahl der Gefangenen nur 1400, die der genommenen Geschütze 36, die der stehen gebliebenen Munitionswagen 100, indeß die Verbündeten ihren Verlust in der Schlacht selbst auf kaum 3000 Mann schätzten. Allein jetzt kam es anders. Zuerst fielen einzelne Verwundete und Nachzügler, Munitionswagen und Geschütze in die Hände der Verfolger, bald aber ganze Haufen von Fliehenden. Da trieb Blücher unablässig vorwärts: „Was zurück bleibt, bleibt zurück!" Als am 29. der Regen nachließ, und der Himmel hell wurde, erreichten die Gebirgswässer ihre höchste Höhe und stürzten schäumend und donnernd,

ihre Ufer verlassend, der Oder zu. Den stärksten dieser Flüsse, den Bober, suchte die Brigade Puthod vergebens zu überschreiten; zwischen den hoch angeschwollenen Strom und das Corps unter Langeron gekeilt, wurden 12,000 Mann völlig aufgelöst. 4000 Gefangene, unter ihnen der General selbst, 16 Kanonen und 2 Adler fielen den Russen in die Hände. So lächelte die Sonne des Glücks gerade dem General Langeron, welcher bisher am wenigsten gethan hatte! Auch bei Bunzlau kam es zu einem starken, dem Feinde nachtheiligen Gefechte bei dessen Uebergang über den Bober bei dieser Stadt. Weiter ging es auf den Queis zu, indeß die Vortruppen sich bereits der Lausitzer Neiße näherten, hinter welche sich Macdonald mit dem Rest seines Heeres zurückgezogen hatte. Da gönnte, es war der erste September, Blücher, den um diese Zeit die Russen „Marschall Vorwärts" zu nennen anfingen, ihnen und sich einen Tage der Ruhe, an dem ein Gottesdienst gehalten und Victoria geschossen wurde. Zugleich erschien ein Tagesbefehl von ihm: „Schlesien ist vom Feinde befreit. Bei der Schlacht an der Katzbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Muthig und mit Blitzesschnelle brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet ihr vor; eure Bajonette stürzten ihn den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Ihr littet zum Theil Mangel an Lebensmitteln. Mit Kälte, Nässe, Entbehrungen und zum Theil mit Mangel an Bekleidung habt ihr gekämpft; dennoch murrtet ihr nicht, und ihr verfolgtet mit Anstrengung euren geschlagenen Feind. 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Feldschmieden, seine Mehlwagen, ein Divisionsgeneral, zwei Brigadegenerale, eine große Anzahl Obristen, Stabs- und andere Offiziere, 1800 Gefangene, zwei Adler und andere Tropäen sind in euren Händen ...." In der That war die Armee Macdonalds, welche 30,000 Mann und mehr als die Hälfte ihrer Geschütze verloren hatte, so sehr entmuthigt, daß der Marschall den Kaiser dringend bat, in Person bei seinen Truppen zu erscheinen und dadurch den Muth neu zu beleben. Diesen Augenblick ging die Nachricht von der großen Niederlage der böhmischen Armee im Hauptquartier Blüchers mit der Aufforderung ein, schleunigst Hülfe zu leisten. Aber unbekümmert um die Bedrängniß Schwarzenbergs brach nach dem Ruhetage der rastlose Feldherr von neuem vorwärts auf, indeß Macdonald immer weiter zurückwich, jetzt bis hinter die Spree. Da eilte der Kaiser, noch mit dem frischen Lorbeer von Dresden geschmückt, eilends mit seinen Garden, dem Corps von

Marmont und den Reitern von Latour-Maubourg herbei, um sich auf die schlesische Armee zu werfen. Als jedoch Blücher merkte, daß ihm abermals Napoleon gegenüberstehe, wich er, dem Kriegsplane getreu, über die Lausitzer Neiße zurück und nahm hinter dem Queis eine feste Stellung ein.

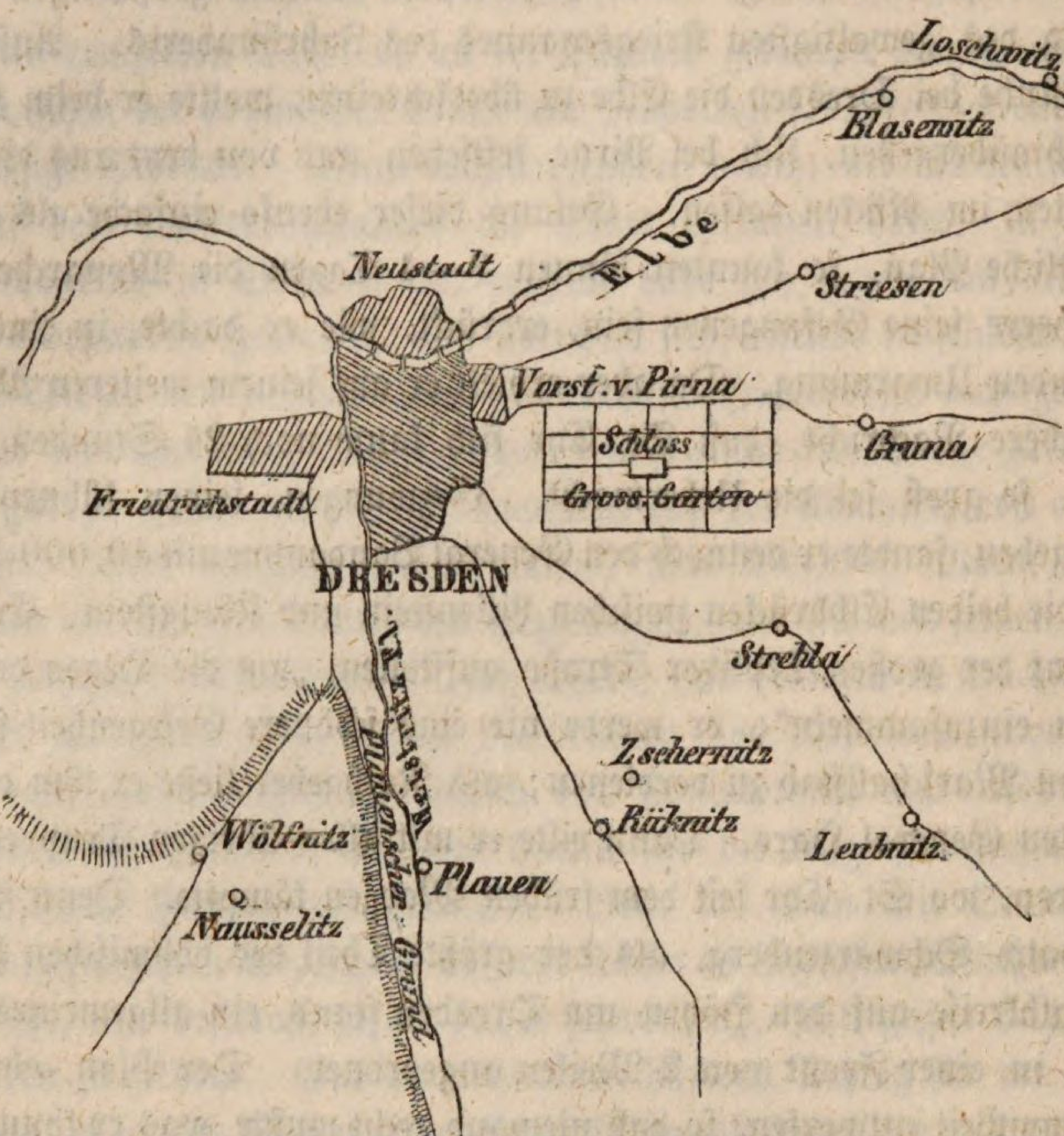
---

16. Die Schlacht bei Dresden, den 26. und 27. August.

An demselben Tage, da an der Katzbach gekämpft wurde, entspann sich zwischen der böhmischen Armee und Napoleon bei Dresden eine harte zweitägige Schlacht. Denn Schwarzenberg nahm, als der Kaiser nach Ablauf des Waffenstillstandes die Stadt verlassen hatte, in seinem Hauptquartier in Böhmen an, derselbe habe sich gegen das Nordheer unter Bernadotte gewandt, und entschied sich, eilends in seinem Rücken gegen Leipzig hin aufzubrechen. Allerhand Hindernisse nichtiger Art, wie sie im Lager einer Coalition zu entstehen und das Ganze zu lähmen oder gar zu gefährden pflegen, machten, daß der Abmarsch erst am 21. erfolgte. Vier mächtige Heeressäulen, über 200,000 Mann, überschritten am 22. den Kamm des Erzgebirges, das sich mit seinen bewaldeten Abhängen bis auf 2500 Fuß erhebt, und drangen in Sachsen ein. Bisher war man ohne sichere Nachrichten von Napoleon gewesen, ja man hatte einen kurzen Vormarsch von Poniatowsky und Lefèbvre mit einigen Streitkräften in Böhmen hinein für die Angriffsbewegung der französischen Hauptarmee gehalten. Jetzt las man mit Staunen in den aufgefangenen Depeschen, daß der Kaiser in Schlesien Blücher gegenüberstehe, und beschloß, sofort rechts schwenkend, statt gegen Leipzig auf Dresden zu ziehen. Gab es wohl einen härtern Schlag für den Feind, als den, in seinem Rücken seinen Hauptstützpunkt durch einen Handstreich zu verlieren? Konnte es wohl einen leichteren Sieg für 200,000 Mann 40,000 gegenüber geben, zumal da die Schanzen um Dresden noch nicht vollständig fertig waren? Alles sprach für das Gelingen des Unternehmens. In heftigen Gefechten wurde alsbald St. Cyr von Pirna auf Dresden zurückgedrängt, am 25. stand bereits die Hälfte der Hauptarmee auf den Höhen südlich von der Stadt. Staunen und Furcht bemächtigte sich der Einwohner, als sie die gelblichen Stoppelfelder, mit denen dieselben bedeckt waren, durch ungeheure Massen von Menschen, Pferden, Geschützen und Wagen dunkel werden sahen; denn sie wußten schon, daß die Oestreicher und Russen unterwegs vielfach geplündert und mancherlei Gewaltthat verübt hatten. Allein das blieb ihnen unbekannt,

daß jene Massen an den Bergen durch Nachtmärsche, Bivouaquiren unter freiem Himmel bei dem schrecklichen Regenwetter und durch mangelhafte Verpflegung erschöpft ankamen. Schon hatte St. Cyr, als die böhmische Armee das Erzgebirge überschritt, Napoleon, der damals in Schlesien stand, um schleunige Hilfe gebeten. Die Größe der Gefahr überschauend, eilte derselbe mit Heeresmacht in so starken Eilmärschen herbei, daß seine Truppen in 3 Tagen 16 Meilen zurücklegten, eine damals unerhörte Leistung. Unterwegs ersann er einen großartigen Plan, würdig des gewaltigsten Kriegsmannes des Jahrhunderts. Anstatt in aller Ruhe bei Dresden die Elbe zu überschreiten, wollte er beim Königstein hinübergehen, sich bei Pirna festsetzen und von dort aus die Verbündeten im Rücken fassen. Gelang dieser ebenso einfache als außerordentliche Plan, so konnten binnen 3—4 Tagen die Monarchen und ihre Heere seine Gefangenen sein, erdrückt, wie er dachte, in einer vernichtenden Umarmung. Da aber erhielt er auf seinem weiteren Marsche die sichere Nachricht, daß St. Cyr sich kaum noch 24 Stunden halten könne, so groß sei die Uebermacht. Gezwungen, seinen kühnen Plan aufzugeben, sandte er dennoch den General Vandamme mit 40,000 Mann über die beiden Elbbrücken zwischen Lilienstein und Königstein. Er sollte sich auf der großen Teplitzer Straße aufstellen, „um die Degen der Besiegten einzusammeln"; er werde nie eine schönere Gelegenheit finden, sich den Marschallstab zu verdienen; als Rathgeber ließe er ihm den gewandten General Haxo. Dann eilte er mit allen übrigen Truppen nach Dresden, wo St. Cyr seit dem frühen Morgen kämpfte. Denn für den 26. hatte Schwarzenberg, als der größte Theil des böhmischen Heeres im Halbkreise auf den Höhen um Dresden stand, ein allgemeines Vorgehen in einer Front von 2 Meilen angeordnet. Der Plan, ohne alle Bestimmtheit entworfen, so daß niemand recht wußte, was er thun sollte, wurde, dem entsprechend, langsam und unentschlossen ausgeführt. Nirgends ein ordentlicher Stoß mit Gewalthaufen, nirgends Zusammenrücken der drei Völker, die hier stritten! Rechts versuchten die Russen von $\frac{1}{2}$ 8 Uhr ab die französischen Redouten vor der Pirnaer Vorstadt zu nehmen. Obgleich sie jedoch mit außerordentlicher Tapferkeit kämpften, und der Kampf mehrere Stunden hin und her wogte, gelang es Wittgenstein doch nicht, mehr als eine zu nehmen. Die Preußen im Centrum griffen, nachdem sie das Dorf Strehla verlassen gefunden hatten, den damals mit einer steinernen Mauer umgebenen großen Garten an, dessen Länge $\frac{1}{4}$, dessen Breite $\frac{1}{8}$ Meilen beträgt, und in dessen Mitte ein Schloß liegt, und nahmen den größten Theil desselben nach wüthendem

Kampfe mit Sturm. Dagegen thaten links die Oestreicher so gut wie gar nichts, sondern verbrachten die Zeit mit Aufstellen und Hin- und Herziehen ihrer Truppen. Auf allen Punkten aber hörte gegen Mittag das Feuer mehr und mehr auf, da jetzt Schwarzenberg angeordnet hatte, es solle um ein Uhr ein Hauptangriff stattfinden. War es nicht schon zu spät, und die Stunde, Dresden zu nehmen, vorüber? Denn schon um



Dresden.

11 Uhr hatte der Kaiser Alexander, auf einer Höhe haltend, sich gewaltige Truppenmassen auf der Bautzener Straße gegen Dresden eilig bewegen sehen. Das konnte nur Napoleon sein, den man in Schlesien wähnte. Als die Vermuthung durch eingebrachte Gefangene, die den Kaiser selbst gesehen, zur Gewißheit ward, wollte Alexander eilig den Rückzug antreten; allein Friedrich Wilhelm erklärte es für unwürdig, an der Spitze von 200,000 Mann zu fliehen, und forderte die Schlacht. Auch Schwarzenberg entschied sich für dieselbe und bestimmte, als seine Meinung durchdrang, daß drei vereinzelte Kanonenschüsse einer russi-

schen Batterie kurz vor 4 Uhr das Signal zu einem allgemeinen Angriff auf Dresden sein sollten. Dort war Napoleon, dem 80,000 Mann auf dem Fuße folgten, eingetroffen und jubelnd von seinen Soldaten und von den Einwohnern empfangen; »vive l'empereur!« erschallte ihm aus allen Kehlen entgegen, der Retter aus großer Bedrängniß schien gekommen. Auf der Stelle traf er seine Maßregeln. Die zuerst angekommenen Truppen verstärkten die Vertheidiger der Redouten an der Südseite der Stadt, so daß, als die drei Kanonenschüsse zum allgemeinen Sturm das Zeichen gaben, sich deren Widerstand verdoppelte. Ein furchtbares Feuer begann mit dem Glockenschlage 4 Uhr auf Seiten der Verbündeten, die Erde erbebt, die Kanonenkugeln fliegen in die Stadt und zerschmettern die Ziegel und die Sparren der Dächer, die Granaten platzen auf dem Steinpflaster, in der Pirnaer Vorstadt zünden sie an mehreren Stellen, die Feuer- und Rauchsäulen lodern hoch empor. Zu gleicher Zeit sehen und hören die erschreckten Dresdener, wie Regiment auf Regiment unter Trommelwirbel oder mit Hörnerschall oder mit schmetternden Trompeten von der Neustadt her über die prächtige Elbbrücke im Sturmmarsch vorrückt, an deren Eingange von Napoleon begrüßt. Hunger, Durst und Müdigkeit sind vergessen, als ihr Kaiser sie anredet, zur Schlacht begeistert, jeder Abtheilung ihre Stelle auf dem Schlachtfelde anweist. Derselbe leitet von einem freien Platze aus neben der katholischen Kirche, nur wenige Schritte von der Südseite der Brücke entfernt, die Schlacht, indeß vom hohen Kreuzthurme, wo man eine große Rundschau hat, ein mit der Gegend genau bekannter sächsischer Oberst jede Bewegung des Feindes signalisirt. Ohne eine Miene zu verziehen, ertheilt er inmitten des Getöses seine Befehle; nur einmal lächelt er, als in der Nähe eine Granate platzt, und die Neugierigen entsetzt auseinanderstieben. Inzwischen gelingt es den Verbündeten nicht, weiter vorwärts zu dringen, sondern sie fühlen, daß eine andere Kraft ihnen gegenübersteht, und ein anderer Wille diese beherrscht als am Vormittage. Da beschließt um 6 Uhr Napoleon seinerseits den Angriff, als er seine Streitkräfte in hinreichender Zahl gesammelt sieht. Wittgenstein auf der rechten Seite der Verbündeten wird aus seiner Stellung auf dem Windmühlenberge bei Striesen geworfen, während auffliegende Pulverwagen Schrecken und Verwirrung in den Reihen der Russen hervorbringen. Vom Berge aus zünden die Franzosen Striesen selbst durch Granaten an und nehmen es darauf mit Sturm, obgleich die Russen Haus für Haus vertheidigen. Herausgeworfen und total geschlagen, werden sie durch eine preußische Brigade

gerettet, die ihnen zu Hülfe kommt, und durch die Nacht. Die Preußen im Centrum unter Kleist haben den großen Garten vollends genommen und gehen stürmender Hand auf die Vorstadt los. Aber in das mörderische Kreuzfeuer der Franzosen gerathend, verlieren sie in kurzer Zeit vier Bataillone, nutzlose Opfer einer unfähigen Heeresleitung, und müssen zurück. Auch die Hälfte des großen Gartens geht ihnen verloren, und der Abend findet sie an dessen Ostseite und bei Strehla. Auf dem linken Flügel haben die Oestreicher eine furchtbare Kanonade angefangen und eine Redoute der Franzosen erobert, doch vergebens suchen sie, auch die übrigen zu nehmen. Ney und St. Cyr werfen sich mit aller Gewalt auf sie, entreißen ihnen die eroberte Schanze und werfen sie bis an die Berge zurück. Damit sind alle Angriffe der Verbündeten auf Dresden abgeschlagen.

In der Nacht, die nun folgte, mußten die Einwohner Dresdens Licht an alle Fenster stellen, denn immer neue Schaaren von Fußvolk und Reitern, Geschütze, Pulverwagen zogen durch die Stadt. Die Franzosen, gehoben durch das Bewußtsein des Sieges, hatten es unter Dach und Fach, von der Bevölkerung wohl gepflegt, recht gut. Ihr Kaiser speiste spät Abends in der heitersten Stimmung mit seinen Marschällen beim Könige von Sachsen, dessen Glückwünsche er entgegennahm. Er glaubte, fern davon, zu ahnen, daß die Sonne seiner Siege untergehe, die Verbündeten würden in der Nacht abziehen, und er ihnen morgen auf den Fersen folgen und sie zwischen sich und Vandamme bringen und zermalmen. Allein die Monarchen wollten, da sie 50,000 Mann Zuzug erwarteten, noch nicht weichen, sondern die zweite Schlacht liefern. Ihre geschlagenen Krieger, von den Regenschauern dieser Nacht bis auf die Haut durchnäßt, lagen, gleichwie die siegreichen Blüchers, in eben denselben Stunden todmüde, hungernd auf der kalten, aufgeweichten Erde, während die zahlreichen Schwerverwundeten ohne ausreichende Hülfe wimmernd dem Tode entgegensahen.

Auch der 27. begann mit Regen. Als Napoleon zu seinem Erstaunen die Verbündeten noch stehen geblieben sah, kam er ihnen im Angriff zuvor. Ney und Mortier werfen sich mit der jungen Garde und zahlreicher Reiterei auf den rechten Flügel der Feinde, auf die Russen unter Wittgenstein. Bald sind diese aus dem Thal auf die Höhe zurückgeworfen und damit von der wichtigen Straße nach Teplitz abgedrängt. In der Mitte, wo St. Cyr und Marmont den Preußen gegenüberstehen, gehen die Franzosen nicht zum Angriff über, sondern beschränken sich auf eine furchtbare Kanonade, welche feindlicherseits

kräftig erwidert wird, und von sieben Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags dauert. Immer näher schiebt der Kaiser seine Batterien an den Feind, um denselben hier festzuhalten, damit er nicht seinem linken Flügel zu Hülfe komme, und setzt sich dabei dem feindlichen Feuer fortwährend aus. Gegen Mittag hält ihm gegenüber der Kaiser Alexander auf der Höhe bei Räcknitz: da zerschmettert eine Kanonenkugel dem wenige Schritte entfernten General Moreau das linke Bein und reißt, durch das Pferd hindurchgehend, auch einen Theil des rechten mit fort; der so Getroffene erlag der schweren Verwundung erst am 2. September. Die Franzosen haben das als ein Gottesgericht über den Verräther an seinem Vaterlande bezeichnet, die Deutschen aber ihn wenig beklagt, da sie nicht durch die Kriegskunst eines Fremdlings, sondern durch eigene Kraft frei zu werden hofften. Noch immer bleibt es bei der Kanonade, nirgends ziehen Sturmcolonnen in das Thal hinab, obgeich die preußisch-russischen Garden zur Stelle sind und das Centrum auf 80,000 Mann verstärkt haben. Seinen linken Flügel, der auf die ungeschickteste Weise aufgestellt ist, so daß der Plauensche Grund ihn vom übrigen Heere trennt, überläßt Schwarzenberg seinem Schicksal. Napoleon hat diesen schwächsten Punkt der ganzen feindlichen Aufstellung mit dem geübten Feldherrnauge erkannt und insbesondere, daß vom Centrum über den steil abfallenden Grund, in dem die angeschwollene Weistritz rauscht, den Oestreichern keine schnelle Hülfe werden kann. Während daher die Kanonen gegen die Preußen donnern, sendet er den König von Neapel, Mürat, mit dem Marschall Victor ab, den linken Flügel aufzurollen und zu vernichten. Der Letztere marschiert stürmender Hand die Weistritz hinauf und nimmt Dorf auf Dorf, indeß sich der Reitergeneral an die Spitze von 124 Schwadronen, das sind 20,000 Reiter, stellt und, durch einen Nebel begünstigt, die linke Flanke der Oestreicher umgeht. Plötzlich sehen sich diese, die seit mehreren Tagen hungerten, denen die Uniformen, von dem fortwährenden Regen verdorben, in Fetzen am Leibe hingen, in der Seite und im Rücken angegriffen. Dazu ist, wie der Kaiser im Geiste gesehen, das Terrain für die Entfaltung von Reitermassen ganz vortrefflich. Vergebens versuchen die armen Oestreicher zuerst, sich im athemlosen Laufe zu retten, dann aber Vierecke zu bilden; die Gewehre versagten im Regen, ein Haufen nach dem andern wird übergeritten und zersprengt, die Zersprengten sind rings umzingelt. Ein Theil entkommt in den Plauenschen Grund, 13,000 Mann, unter ihnen der Divisionsgeneral Metzko, werden gefangen, 15 Fahnen, 26 Kanonen, 30 Munitionswagen erbeutet. Die Niederlage der Oestreicher war also eine totale. Als zu

den beiden verbündeten Monarchen die traurige Kunde davon kam, sowie die zweite, daß Vandamme vom Königstein her vorgedrungen sei und Pirna genommen habe, so beschlossen sie den Rückzug. Sie hatten 40,000 Mann und eine zweitägige Schlacht durch Mangel an Umsicht und Energie in der Oberleitung verloren. Wohl so mancher im Hauptquartier mochte sich leise fragen: „Sind wir selbst mit großer Uebermacht dem Schlachtenkaiser gewachsen? Können wir noch hoffen, mit unsern auf den Tod erschöpften und zum ferneren Kampfe fast unbrauchbaren Truppen Böhmen zu erreichen?"

---

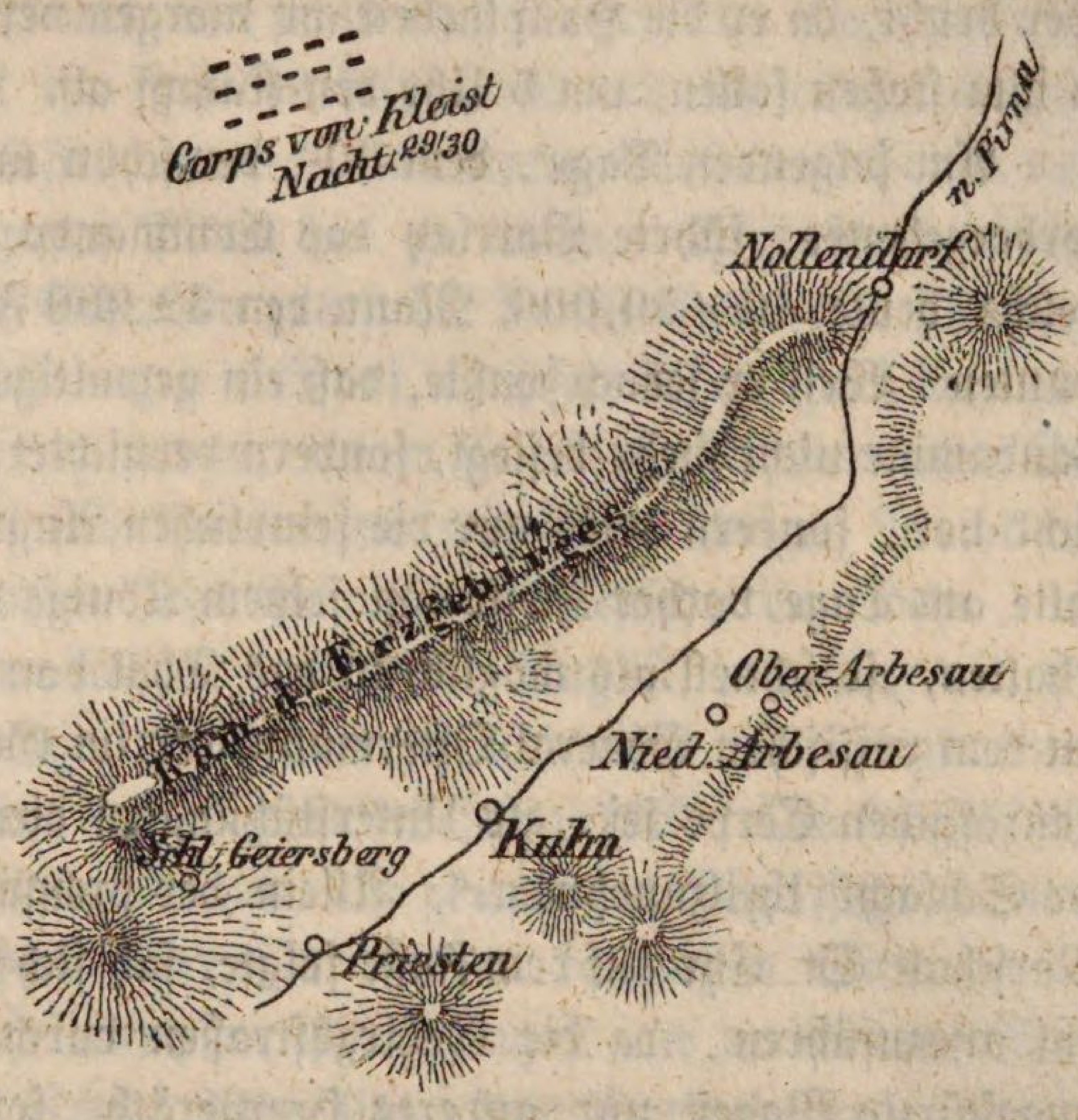
17. Die Schlacht bei Kulm. Kleist.

Den 29. und 30. August.

Als Rückzugsplan hatten Radetzky, Chef des östreichischen, und Toll, der des russischen Generalstabs, festgesetzt, daß Russen und Preußen sämmtlich auf der großen Straße nach Pirna und Teplitz, dagegen die Oestreicher direct auf das Erzgebirge südwärts zurückgehen sollten. Allein Barclay gehorchte dem Befehl Schwarzenbergs nicht, sondern gab die Teplitzer Straße auf und trat gleichfalls nach Süden den Rückzug auf Dippoldiswalde und Maxen an. Die Gebirgswege, von Regen weich und hier und da grundlos, setzten dem Marsche vielfach unüberwindliche Hindernisse entgegen, hunderte von Wagen blieben stecken, nirgends Nahrung und Obdach für den hungrigen und ermüdeten Soldaten. Dagegen drängten Victor, Murat, Marmont und St. Cyr, vom Kaiser beauftragt, mit dem Tagesanbruch des 28. den Feind auf das Aeußerste zu verfolgen und die Früchte des Sieges zu erndten, unablässig die Verbündeten; Tausende von Verwundeten, Nachzüglern und Deserteuren der Oestreicher sowie zahlreiches Heergeräth fielen ihnen in die Hände. Sie sahen dem Augenblick entgegen, da Vandamme in Teplitz Stand gefaßt hätte, um die aufgelösten Corps zwischen sich und ihm zu erdrücken.

Inzwischen mußte der fünfundzwanzigjährige Prinz Eugen von Würtemberg das von ihm besetzte Pirna und dessen Plateau nach einem hartnäckigen Kampfe der Uebermacht Vandamme's gegenüber räumen. Auf seine Bitte um Hülfe war ihm der tapfere, doch gemüthsleidende General Ostermann als Beistand gesandt worden, bald auch die Gardedivision Yermolofs. Unter steten Gefechten zog er sich auf der Straße nach Teplitz zurück, über Berg-Gieshübel und Nollendorf hinaus von den Franzosen verfolgt, die am 29. um 7 Uhr Morgens die Nollen-

dorfer Höhe erreichten, hier den höchsten Punkt auf dem Kamm des Erzgebirges. Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen, zur Zeit, da die Glocken schon zur Kirche läuteten. Als sich tief unten die Nebel zertheilten, und die ersten Sonnenstrahlen in das wunderschöne Thal fielen, sah man unten vor sich Kulm und in der blauen Ferne Teplitz. Sobald Vandamme wahrnahm, eine wie geringe Zahl von Russen ihm gegenüber bei Priesten, zweitausend Schritte von Culm, aufgestellt war, schritt er um 9 Uhr zum Angriff. Die Berge warfen tausendfach den Donner der Kanonen zurück, welcher das Läuten der Kirchenglocken übertönte, das Thal wogte im weißen Pulverdampfe, der tiefe Friede war aus ihm gewichen. Obgleich die Franzosen gleich zuerst 30,000 Mann zur Hand hatten, die Zahl der Russen dagegen nur 20,000 betrug, obgleich Vandamme alles daran setzte, die russischen Garden zu überwältigen, so standen diese wie eine Mauer. Heute ist ihr Ehrentag, heute kämpfen sie für die Rettung des großen Heeres, wie sie noch nie gekämpft haben. Ist doch außerdem an den General Ostermann ein Schreiben des Königs Friedrich Wilhelm mit der dringenden Aufforderung eingegangen, „Er möge sich nach Möglichkeit halten, um dem oben im Gebirge noch mit den größten Hindernissen kämpfenden Heere den Rückzug durch die Schluchten zu sichern.“ Vor 10 Uhr erscheint der König selbst bei den Russen, dann sendet er Adjutanten nach allen Thalausgängen, die hervorbrechenden Truppen sollen Bataillons- und Compagnieweise zu Hülfe herbeieilen; indessen wirft der Kaiser Alexander die östreichische Division Colloredo auf den bedrohten Punkt. Hier haben sich die wenigen Russen einstweilen selbst zu helfen; als endlich das bluttriefende Priesten geräumt werden muß, bilden Linie und Garde einen großen Haufen, der bald vorwärts wogt,



Kulm.

bald zurück, mit Kolben und Bajonet streitend. Priesten wird den Franzosen entrissen, diese erstürmen es auf kurze Zeit von neuem, das brennende Dorf wird wiederum von den Russen erstürmt. Während dieses blutigen Ringens reißt eine Kanonenkugel dem General Ostermann den linken Arm ab; jetzt liegt das Obercommando allein in den Händen des Prinzen Eugen. Dieser sammelt, was er an Reiterei hat, und wirft mit einem wüthenden Angriff noch einmal den Feind zurück; Vandamme aber bricht, da er die Hauptarbeit auf morgen verschiebt, wo zwei Corps zu ihm stoßen sollen, um 5 Uhr den Kampf ab.

Am folgenden Tage, dem 30., der schön und hell anbrach wie der vorhergehende, führte Barclay das Commando über die Verbündeten, welche heute 40—50,000 Mann den 32,000 Franzosen entgegensetzen konnten. Weil er jedoch wußte, daß ein gewaltiger Streich geführt, und Vandamme nicht mehr besiegt, sondern vernichtet werden sollte, ging er nicht vor, sondern wies nur die feindlichen Angriffe zurück. Denn es hatte am Tage vorher Kleist von seinem Könige den schriftlichen Befehl erhalten, „so schnell als möglich in das Thal von Teplitz hinabzusteigen, um dem russischen General Ostermann, der im Gefecht mit einem starken französischen Corps sei, als Unterstützung zu dienen und wo möglich an der Schlacht theilzunehmen." Allein der preußische General, dem der Marschall St. Cyr auf dem Fuße folgte, sah sich außer Stande, den Befehl auszuführen, da die Gebirgsstraßen durch zerbrochene Laffetten, umgestürzte Wagen und anderes Heergeräth, sowie durch Bagage und Troß völlig verstopft waren. Da faßte er den kühnen Entschluß, auf Nollendorf in den Rücken des Feindes zu marschieren; so konnte er sein Corps retten und den Franzosen eine totale Niederlage bereiten. Dem König antwortete er: „Die Lage, in der ich mich befinde, ist verzweiflungsvoll; ich habe die Meldung erhalten, daß das Defilé vom Geiersberge durch Bagage und stehen gelassenes Fuhrwerk so verfahren ist, daß 24 Stunden zur Räumung erforderlich sind. Unter diesen Umständen habe ich mich entschlossen, am morgenden Tage auf Nollendorf zu marschieren und mich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen!" Am folgenden Morgen um 10 Uhr erschien er auf der Höhe von Nollendorf, als der Kampf in vollem Gange war. Barclay hatte bisher jeden Angriff zurückgewiesen und fing soeben an, die Feinde auf den Flanken zu umgehen, welche bei der Ankunft des Corps von York in laute Freude ausbrachen. Sie mußten natürlich glauben, die Hülfe sei da, welche ihnen ihr Kaiser versprochen. Sie wußten noch nicht, daß derselbe nach einem leichten Unwohlsein, erschreckt durch die eben eingehenden Nachrichten seiner

Niederlagen bei Großbeeren und an der Katzbach, von Pirna nach Dresden zurückgekehrt war, alle seine Befehle verändernd. Vier Marschälle sollten jetzt die böhmische Armee verfolgen, Mortier aber von Pirna her den General Vandamme stützen. Weshalb aber erscheint derselbe nicht, da er nur drei Meilen davon steht, auf der großen Straße, das Verderben von seinen Waffengefährten abzuwenden? Ist sein Ausbleiben wirklich die Folge persönlicher Feindschaft gegen Vandamme? Als dieser seine schreckliche Lage erkennt, wie er in eine fürchterliche Enge zwischen erbitterte Feinde gekeilt ist, faßt er blitzschnell den Entschluß, all sein Geschütz im Stiche zu lassen und sich, mit einem Stoße das Corps von Kleist durchbrechend, gegen Pirna hin zu retten. Aber schon dringt Barclay vor: da erfaßt Schrecken zuerst die Artilleristen. Sie schneiden die Stränge los und schwingen sich auf die Pferde, oft zwei oder drei auf eines, und galoppieren davon, indem sie den Oestreichern ihre Geschütze überlassen. Als sich Vandamme mit seiner übrigen Macht auf die Preußen wirft, wanken sechs Bataillone schlesischer Landwehr, die zum ersten Mal im Feuer stehen; doch Prinz August, den Degen in der Faust, sammelt und ordnet die Verwirrten und wirft, eine Regimentsfahne erfassend, den Feind auf Nieder-Arbesau zurück. Die französische Reiterei formirt, um durchzubrechen, ein gewaltiges Angriffsgeschwader und jagt mitten durch die Preußen in der rasendsten Carriere bis Nollendorf, alles niederreitend; der Prinz August und der General Kleist retten sich mit genauer Noth. Aber hinter dem Dorfe fallen die Reiter in die Hände der Brigade Zieten, die sie mit einem heißen Empfange völlig auseinandersprengt. So ist es drei Uhr Nachmittags geworden, und das Corps von Vandamme vernichtet. Einzelne Soldaten und kleine Haufen hatten sich zwar gerettet und irrten auf den Gebirgswegen umher; doch waren 82 Kanonen, alles Heergeräth und Gepäck, zwei Adler und drei Fahnen in den Händen der Verbündeten. Dieselben hatten an den beiden Schlachttagen 9300 Mann verloren, die Franzosen 15,000; Vandamme und Haxo befanden sich beide unter den Gefangenen. Der Erstere, von den Kosaken eingebracht, erfuhr von denselben Mißhandlungen, da sie in ihm nicht den Tapferen sahen, sondern die Bestie, die in Bremen gewüthet. Friedrich Wilhelm und Alexander erhielten an dem Tage des Sieges auf dem Schloßberge bei Teplitz die große Kunde von der Katzbach — das war doppelt heller Sonnenschein nach trüben Regentagen! Den tapfern Kleist aber, dessen kühner Entschluß so glänzende Erfolge herbeigeführt hatte, erwarteten am Abende noch besondere Ehren.

Emil Friedrich von Kleist, geboren 1762 zu Berlin, hatte sich in früher Jugend für den Soldatenstand entschieden, schon als Capitän die Rheinfeldzüge mitgemacht und 1803 die Stelle als Generaladjutant des Königs erhalten, 1809 die als Commandant von Berlin und 1812 den Feldzug der Preußen in Rußland mitgemacht. Seinen Feldherrnruf bewährte er im Maifeldzuge bei Bautzen, heute aber fand er die Gelegenheit, durch die Rettung der böhmischen Armee in der deutschen Geschichte unsterblich zu werden. Am späten Abende erhielt er für seine muthige That aus den Händen des Königs den schwarzen Adlerorden; beim Schluße des Krieges in den Grafenstand erhoben und mit Gütern belohnt, hieß er fortab „Kleist von Nollendorf."

---

18. Die Schlacht bei Dennewitz.

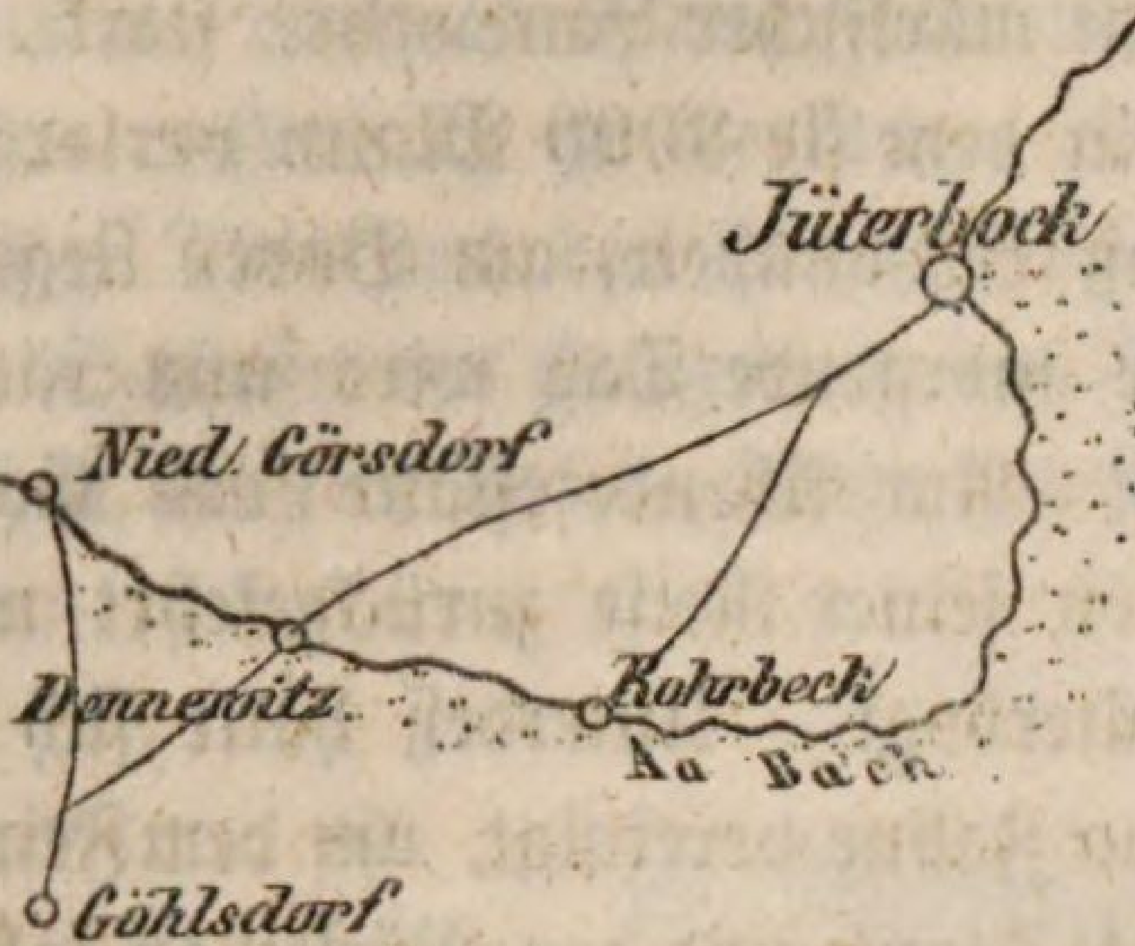
Den 6. September.

Von Pirna nach Dresden zurückgekehrt, hatte Napoleon seinen Plan wieder aufgenommen, einen großen Schlag gegen die Verbündeten durch Wegnahme Berlins zu führen. Damit, hoffte er, seien die von den Landwehren umschlossenen Festungen Stettin und Küstrin entsetzt, und ein neuer Stützpunkt für Operationen anstatt Dresdens gewonnen; der Krieg werde, von Mitteldeutschland nach Norddeutschland verlegt, eine andere Gestalt annehmen. Demgemäß sollte Ney, dem er den Befehl über die nach der Schlacht von Großbeeren schnell verstärkte Armee Oudinots übertragen hatte, aus dem verschanzten Lager von Wittenberg hervorbrechend, nach Nordosten ziehen und sich mit ihm in der Gegend von Baruth, zwei Tagemärsche von Berlin, vereinigen. Schon am 4 September zog der Marschall, der talentvollste und unerschrockenste aller Feldherrn aus Napoleons Schule, doch noch nie selbstständig an der Spitze einer großen Armee, mit 77,000 Mann aus, die jedoch zum großen Theil ihr früheres Selbstvertrauen nicht mehr besaßen. Der Kronprinz von Schweden hatte inzwischen die Zeit, wie er nur irgend konnte, nutzlos vergeudet. War es nicht zugleich tief betrübend und lächerlich daß er ermöglichte, bei der Verfolgung nach den Tagen bei Großbeeren und Hagelberg in eilf Tagen eilf Meilen vorwärts zu kommen? Mußten nicht Bülow und seine Offiziere an Verrath denken, als er dann seine Heeresabtheilungen auseinanderzog, so daß es zu keinem ordentlichen Schlage kommen konnte? War es nicht möglich, daß Oudinot, plötzlich die Elbe überschreitend, über einen Theil der Nord-

armee herfiel? Mehr und mehr fingen die Preußen an zu glauben, der Fremdling wolle ihren und des preußischen Staates Untergang. Jetzt rückte Ney heran und traf am 5. September bei Zahne die Vortruppen des Corps von Tauenzien, welcher sich gerade im Hauptquartier des Kronprinzen befand, unter dem Kommando des Generals Dobschütz. Nachdem sich jene fechtend auf die Hauptarmee zurückgezogen hatten, bestand dieselbe, 14,000 Mann, meist märkischer Landwehr, stark, bei Zelmsdorf einen blutigen Strauß, in dem sie 3000 Mann verlor; es war so erbittert gekämpft worden, daß Verwundete, am Boden liegend, den Feinden drohend zuriefen: „Der morgende Tag wird uns rächen und euch den Untergang bringen." Am Abende stand das Corps Tauenzien, zu dem der General von seiner Reise zurückgekehrt war, concentrirt auf den Höhen neben Jüterbogk. Unterdeß hatte sich das Corps unter Bülow in der Gegend von Zahne vereinigt, um dem Feinde, welcher Tauenzien drängte, in die linke Flanke und den Rücken zu fallen. Während der Nacht herrschte die größte Stille im Lager; selbst Wachfeuer durften nicht angezündet werden, die dem arglos dahinziehenden Ney die große Nähe des Feindes hätten verrathen können. Massen von trefflicher Reiterei, der französischen an Zahl und Brauchbarkeit überlegen, auch Kosaken, gehörten zum Corps und kundschafteten alles aus, was nah und fern geschah; „wer überall Reiter hat, hat überall Augen". Am Morgen des 6. September stand Bülow bei Eckmannsdorf, zwei Meilen westlich von Jüterbogk, der Ankunft des Feindes sowie andererseits Tauenziens entgegensehend. Dem Kronprinzen hatte er, um jede andere Weisung zu vermeiden, sagen lassen, er werde angreifen, und erwarte die Brigade Borstell zur Unterstützung. Da er jedoch das tiefste Mißtrauen hegte, so ließ er außerdem diesem Brigadegeneral auch seinerseits den Befehl zugehen, zu ihm zu stoßen. So hatten Bülow und Tauenzien nicht allein mit den Franzosen, sondern auch mit dem Feinde im eignen Lager zu kämpfen.

Die Gegend, deren Mittelpunkt das Dorf Dennewitz ist, gehört zu den sandigsten Theilen der Mark. Sanfte Wellen erheben sich aus der Ebene, traurige Haideflächen, mit Strandhafer und Fichtenbüschen hier und da bewachsen, liegen zwischen Stoppel- und Kartoffelfeldern; durch die Ebene hindurch rinnt träge ein Bach mit morastigen Ufern, die Aa, welche sich hier nur bei Nieder-Görsdorf, Dennewitz und Rohrbeck passieren läßt und sich weiter abwärts an Jüterbogk hinschlängelt. Es war ein warmer und um Mittag sogar heißer Tag, obgleich der Wind ging und dichte Staubwolken in die Höhe jagte.

Eben setzte sich in der Morgenfrühe Tauenzien bei Jüterbogk in Bewegung, um zu Bülow abzumarschieren, da ging die Meldung ein, das Corps von Bertrand sei im vollen Anzuge. Es blieb also dem preußischen General nichts übrig, als schnell seine Heeresabtheilung in Schlachtordnung aufzustellen, wozu er eine Hügelkette, $^1/_4$ Meile westlich von der Stadt, ausersah. Schon hatte Bertrand Dennewitz hinter sich und rückte mit 20,000 Mann, nur die große Hauptstraße benutzend, da seine Geschütze sonst im Sandmeer stecken geblieben wären, geradezu auf die 10,000 Landwehren zu. Als Tauenzien sah, daß ihn noch eine Hügelkette vom Feinde trenne, so veränderte er seine Stellung und besetzte, unter dem Feuer der Kanonen den zu seinen Füßen liegenden Grund überschreitend, die nächste Sandwelle vorwärts. Damit steht er, es ist neun Uhr Morgens, hart vor dem Feinde, der Kampf beginnt. Vier Stunden schlagen die märkischen Landwehren unerschütterlich jeden Angriff der Franzosen ab, so daß kein Fuß breit Bodens verloren geht; heute ist der dritte Tag ihres Ruhmes. Da jedoch Bülow die Reihen der Seinen durch das feindliche Feuer immer dünner werden sieht, obgleich schon seit zwei Stunden die Reserven eingerückt sind, weicht er auf die dahinterliegende Hügelreihe zurück. Es ist ein Uhr Mittags geworden, deutlich schallt der Kanonendonner von der Seite herüber, auf der Bülow erwartet wird. Während der Feind einen Augenblick stutzt, sendet Tauenzien seine gesammte zahlreiche Reiterei gegen ihn. Mit verhängtem Zügel werfen sich die Schwadronen auf die feindlichen Bataillone, deren fünf sie zersprengen, und auf die feindlichen Reiter, welche in wilder Flucht dahinjagen, und kehren, nachdem sie das ganze feindliche Corps in Unordnung gebracht haben, um dessen rechten Flügel mit zahlreichen Gefangenen zurück. In diesem Augenblick ordnet der preußische General, da er den Feind also erschüttert sieht, ein Vorgehen seines Fußvolks auf der ganzen Linie an. Die Franzosen aber erwarten ihn nicht mehr, sondern weichen, bereits von Dennewitz abgedrängt und von der preußischen Reiterei scharf verfolgt, auf Rohrbeck zurück. Indessen kam der Kanonendonner von der Seite Bülows immer näher. Eben, als derselbe von Eckmannsdorf aufgebrochen war, traf die frohe Bot-



Dennewitz.

schaft von der Schlacht an der Katzbach und Blüchers markiger Heeresbefehl ein. Lauter Jubel erscholl, als er verlesen wurde, es wuchs die Zuversicht auf einen großen Sieg am heutigen Tage. Zuerst besetzt Bülow Nieder-Görsdorf, um sich hier den Uebergangspunkt über die morastige Aa zu sichern, dann sendet er auf deren linkem Ufer den General Thümen mit einer Brigade ab, um Tauenzien zu Hülfe zu kommen, auf dem rechten die Brigaden Krafft und Hessen-Homburg mit der Reserve-Reiterei, damit sie den Feind in Flanke und Rücken nehmen. Der erste Angriff von Thümen mißlingt gegenüber der französischen Division Durutte vollständig. Seine Truppen, von einem furchtbaren Kartätschenfeuer empfangen, weichen und gerathen in Unordnung. Vergebens ruft Thümen, dem schon zwei Pferde unter dem Leibe erschossen sind, ihnen laut zu: „Ein Hundsfott, wer mir nicht folgt und nur noch einen Schritt zurückweicht!" Bülow, stets an Ort und Stelle, wo die Gefahr am größten ist, ruft einen Theil der Brigade Hessen-Homburg zu Hülfe und stellt persönlich eine Batterie von 18 Geschützen auf einem die Gegend beherrschenden Punkte auf. Das Feuer von hier, besonders aus den 12 Zwölfpfündern der Russen, erschüttert den Feind sichtlich. So kann denn Thümen nach mehrstündigem Kampfe durch den ihm gegenüberstehenden Feind hindurchbrechen und sich mit Tauenzien vereinigen. Jetzt ist auf dem linken Ufer der Aa für die Franzosen kein Halt mehr, sondern sie behaupten nur noch kümmerlich die Bachübergänge bei Dennewitz und Rohrbeck. Viel schrecklicher aber wüthet indessen der Kampf auf dem rechten Ufer, wo die Brigade Krafft und ein Theil der Brigade Hessen-Homburg die Rückzugslinie der Franzosen bedrohen. Letztere, unter Sturmmarsch vorwärts dringend, nimmt inmitten furchtbaren Staubes und Pulverdampf Gölsdorf, das im Rücken von Dennewitz liegt, beim vierten Angriff. Hier fechten mit altsächsischer Tapferkeit sächsische Divisionen, es kommt zum Handgemenge mit Kolben und Bajonet, selbst in der Kirche und am Altar wird gekämpft. Eine schwedische Batterie fährt heran und eröffnet ihr Feuer auf die Preußen, die sie für Feinde hält; ein Adjutant sprengt, das Taschentuch schwingend, unter der äußersten Lebensgefahr gerade auf die feuernden Geschütze los und bringt sie von ihrem Irrthume ab. Dazu um diese Zeit furchtbare Hitze und quälender Durst! Links von Gölsdorf will die Brigade Krafft den Windmühlenberg erstürmen, von dem herab eine große Batterie den Tod in ihre Reihen schleudert. Schon gewinnt sie Terrain, schon steht das Treffen überall günstig für die Preußen: da trifft das Corps Oudinots auf den Schlachtfelde ein, 47 Bataillone treten nun deren 17

entgegen, nehmen wiederum das brennende Gölsdorf und drängen auch die Brigade Krafft zurück. Aber bald wendet sich das Blatt; denn im Eilmarsch naht als Retterin die Brigade Borstell. Ihr General hat vom Kronprinzen den Befehl erhalten, zu den Russen und Schweden zu stoßen und seine hart bedrängten Brüder ihrem Schicksal zu überlassen; er aber mißachtet den Befehl und marschiert dahin, von wo der Kanonendonner am lautesten erschallt. So wird Gölsdorf von neuem genommen und abermals von den Franzosen zurückerobert. Jetzt erhält das Corps Oudinot den Befehl, hier vom Kampfe abzulassen und den von Tauenzien und Thümen hart bedrängten Bertrand und Durutte zur Hülfe auf die Brücke von Rohrbeck los zu marschieren. Dem Befehl gehorsam, verläßt er die armen Sachsen unter Reynier, die in kurzer Zeit für immer aus Gölsdorf hinausgeworfen werden. Als ihre Reiter sich der überlegenen Reiterei Bülows entgegenwerfen wollen, werden sie mit einem gewaltigen Stoße zurückgeworfen und durchbrechen ihr eigenes Fußvolk, das in Unordnung weicht. Um 6 Uhr sind die Truppen bis Dennewitz vorgedrungen, wo sie auf die von Tauenzien stoßen, der sich inzwischen dieses Dorfes und Rohrbecks bemächtigt hat. Welcher Jubel, welche herzliche Begrüßung, als sich die Waffenbrüder hier wiederfinden! Mit Lebensgefahr überschreiten nun mehrere Bataillone den moorigen Bach, da die Brücke nicht für alle reichen will, und stürmen hinter den fliehenden Franzosen her. Das „sauve, qui peut“ erschallt, das eben ankommende Corps von Oudinot wird in die allgemeine Flucht mit hineingerissen, jeder Befehlshaber sucht seine Abtheilung auf eigene Hand zu retten. Gefangene werden in Masse gemacht, namentlich von der Reiterei und den Kosaken, die den Flüchtigen auf den Fersen sitzen, stehen gelassene Geschütze, Munitionswagen und Fuhrwerke jeder Art erbeutet, bis Dunkelheit und völlige Erschöpfung der Verfolgung ein Ziel stellen. In dieser neunstündigen Schlacht schlugen die Preußen, 50,000 Mann stark, 77,000 Feinde bis zur Vernichtung. 15,000 Gefangene, 80 Kanonen, 4 Fahnen, 800 Wagen waren die Beute der Sieger, welche zwar 9000 Mann verloren hatten, aber stolz waren, heute so gut wie allein ohne fremde Hülfe gesiegt zu haben, ja zum zweiten Male gegen den Willen ihres zweideutigen Oberfeldherrn. Derselbe kam am Abend mit seinen Schweden und Russen herangezogen und ließ lächerlicher Weise dem General Bülow melden, die Schlacht sei gewonnen, dann aber weigerte er sich, schwedische Reiterei zur Verfolgung auszusenden. In seinem Bulletin machte er bekannt, Bülow und Tauenzien hätten sich brav gehalten, seine Ankunft jedoch erst den Sieg entschieden. So

galt er lange Zeit für den Sieger auch hier; erst viel später kam der wahre Sachverhalt an das Licht, und Bülow zu der ihm gebührenden Anerkennung. Auf dem weiteren Rückzuge sah sich der Marschall Ney von Wittenberg abgedrängt und gezwungen, hinter den Wällen von Torgau seine Zuflucht zu suchen. Ungeachtet der nachlässigen Verfolgung wurden noch 12 Kanonen erbeutet, und mehrere Tausend Gefangene gemacht; man sah Soldaten mit Gewehren und ohne dieselben, Reiter zu Pferde und zu Fuß, Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine stumm und traurig flüchten. Voller Verzweiflung schrieb der Marschall Ney an den Commandanten von Wittenberg, er sei nicht mehr Herr seiner Armee, sie versage ihm den Gehorsam und habe sich aufgelöst, er möge demnach seine Maßregeln treffen, und an den Kaiser: „Sire, ich bin gänzlich geschlagen, und Ihre Flanke ist entblößt; ich glaube, es ist Zeit, die Elbe zu verlassen und sich hinter die Saale zurückzuziehen!" Während dieser Zeit fuhr Bernadotte fort, Bulletins in die Welt zu schicken, von denen Bülow schreibt: „Wenn man die Berliner Zeitungen liest, so ekelt es Einen an, die erbärmlichen Bulletins des Kronprinzen zu lesen; sie enthalten beinahe weiter nichts wie Lügen." Napoleon dagegen, der wegen der Niederlage Vandamme's bei Kulm seinen eignen Zug gegen Berlin unterlassen hatte, konnte nun nicht mehr daran denken, die feindliche Hauptstadt zu nehmen. Hatte er nicht 120,000 Mann und 200 Geschütze eingebüßt, wogen nicht die Unglückstage von Großbeeren, Hagelberg, an der Katzbach und von Dennewitz seinen Sieg bei Dresden doppelt auf, erblich nicht der ehemals strahlende Schein napoleonischer Kriegführung, stand nicht jetzt das Bündniß der Monarchen fester als je? Schon am 9. September schloß sich Oestreich durch den Vertrag von Teplitz enger an Preußen und Rußland an und erhielt nun von England für den Rest des Jahres 1,333,333 Pfund Sterling als Subsidien. In seinem Ingrimm schob der Kaiser alle Schuld auf die Sachsen, die bei Großbeeren und Dennewitz für ihn so blutig gerungen, und klagte sie der Feigheit an. Die Braven, deren Herzen schon lange heimlich für die deutsche Sache schlugen, geriethen in Verzweiflung ob dieser Lüge und sehnten sich nach der ersten Gelegenheit, auf die Seite ihrer Brüder zu treten. Dagegen brach in Preußen überall die Freude über die Siege der letzten funfzehn Tage in stille Dankgebete und in lauten Jubel aus, während von den Thürmen die Glocken läuteten. Höher hob sich die Brust des Mannes, da die Hoffnung auf Sieg und ein deutsches Reich wuchs; die Frau und Jungfrau heilte mit verdoppeltem Eifer in Lazarethen und Privathäusern die Wunden, die der Krieg geschlagen.

19. Napoleon verläßt Dresden. Der Uebergang der schlesischen Armee bei Wartenburg. Unternehmungen der Streifcorps. Vormarsch der Verbündeten auf Leipzig.

Rathlos, was zu thun sei, verweilte Napoleon vier Wochen in Dresden, in denen er vergeblich zweimal gegen Blücher und zweimal gegen Schwarzenberg vorbrach. Zuerst eilte er dem bedrängten Macdonald zur Hülfe herbei, da sein einzig gefährlicher Gegner, wie ihm immer klarer hervortrat, Blücher war, der die andern mit sich fortriß; denn Schwarzenberg hatte sich mehr als vorsichtigen Diplomaten denn als Feldherrn bewährt, und Bernadotte konnte sich nur noch auf seine Schweden verlassen, da ihn die Preußen und Russen als Verräther ansahen und Miene machten, von ihm zu Blücher abzufallen. Schon am 4. September griff er dessen Nachhut an, allein der Alte zog sich, dem ursprünglichen Kriegsplane unerschütterlich getreu, nach einem Reitergefechte bei Markersdorf wieder über die Neiße und den Queis zurück. Mit tiefer Verstimmung hatte der Kaiser die bleichen, zerlumpten und verwilderten Schaaren Macdonalds gesehen, die zum Theil keine Waffen mehr trugen, und von deren Zuchtlosigkeit der von Feuersbrünsten geröthete Abendhimmel Zeugniß ablegte. Schon am 5. kehrte er nach Dresden zurück, weil die Nachricht einging, die böhmische Armee rücke heran. Sofort wandte sich Blücher, wiederum zum Angriff übergehend, gegen Macdonald und trieb ihn abermals bis hinter die Spree. Unterdessen hatte in der That ein Theil der Armee von Schwarzenberg beim Zurückweichen des schlesischen Heeres das Erzgebirge überstiegen, um Napoleon im Rücken anzugreifen. Als nun dieser schnell heranzog, kehrten die Verbündeten nach Böhmen um; er aber folgte ihnen nur bis Kulm und befand sich schon wieder auf die Botschaft in Dresden, daß Ney bei Dennewitz geschlagen sei, und Macdonald sich vor Blücher zurückziehe. Schwarzenberg war den Franzosen gefolgt und hatte ihnen auf dem Gebirgskamm und weiter abwärts empfindliche Verluste beigebracht. Abermals wandte sich Napoleon gegen ihn und zog am 17. zum zweiten Male nach Kulm hinunter; aber, da er einsah, daß es ihm unmöglich sein werde, hier in Böhmen einzudringen, so gab er das Unternehmen ganz auf. Die Furcht, daß sich das schlesische Heer mit dem böhmischen vereinigen, und beide über Dresden herfallen würden, rief ihn schon am 18. dorthin zurück. Dieses Mal folgte ihm die böhmische Armee nicht, sondern blieb, der Ruhe dringend bedürftig, da sie in kurzer Zeit die größten Strapazen durchgemacht hatte, ruhig in Böhmen stehen,

die Ankunft der polnischen Armee erwartend, d. h. eines russischen, in Polen gesammelten Reserve-Heeres. Dasselbe kam unter Führung von Benningsen, 70,000 Mann stark mit 198 Geschützen, am 28. in Teplitz an. Nach seinem Erscheinen setzte sich Schwarzenberg in Bereitschaft, über das Gebirge in die Ebene um Leipzig hinabzusteigen und sich dort mit der Nordarmee und der schlesischen zu vereinigen. Die letztere, welche längere Zeit stehen geblieben war, um das Herannahen Benningsens mit der Reserve-Armee zu decken und zu verbergen, hatte unterdeß noch einen schwachen Stoß Napoleons von Dresden her geschickt vermieden. Da kehrte derselbe, rastlos wie immer, zum letzten Male, am 24., eben dahin zurück; spottend schreibt ein preußischer Offizier: „Wenn er noch eine Woche so fortfährt, so laufen sich seine Soldaten die Beine zwischen Bautzen und Dresden ab.“ Nun faßte er den Entschluß, das ganze rechte Elbufer zu räumen, und befahl, alle Vorräthe und alles Vieh auf das linke zu schaffen. Dagegen wollte Blücher durch einen Seitenmarsch nach rechts die Elbe erreichen, den Uebergang über sie mit Gewalt erzwingen und sich auf der linken Seite des Flusses mit Bernadotte vereinigen. Derselbe hatte nach der Schlacht bei Dennewitz abermals vier Wochen in gänzlichem Nichtsthun hingebracht. Als Bülow ungeduldig wurde, erhielt er, damit er beschäftigt würde, den Befehl, auf dem rechten Elbufer die Festung Wittenberg zu beobachten. Die Offiziere spotteten über diese gemüthliche Kriegsführung, „die nicht wie die Blüchersche die Truppen bei Tag und Nacht durch Bäche und Ströme jage, sondern ihnen Zeit lasse, auf die Jagd zu gehen und die Landjunker zu besuchen.“ Jetzt aber, von Blücher hart gedrängt, der ihn schon fühlen ließ, daß bei fortgesetzter Weigerung Bülow, Tauenzien und Wittgenstein von ihm abfallen und sich an die schlesische Armee anschließen würden, mußte er gute Miene zum bösen Spiele machen und folgen. Am 3. Oktober erreichte die schlesische Armee nicht weit von der Stelle, wo die schwarze Elster mündet, Wartenburg gegenüber, die Elbe. An einem Punkte, wo der Fluß einen gewaltigen Bogen macht, und das linke Ufer von dem rechten beherrscht wird, hatte bereits York zwei Brücken schlagen lassen, eine aus Pontons für das Fußvolk und eine Schiffsbrücke für Reiter, Kanonen und Heergeräth. Es ist aber die Halbinsel, welche durch die Krümmung der Elbe gebildet wird, eine Niederung, erfüllt von todten Flußarmen, Lachen und Sumpfstellen, mit dichtem Gehölz bedeckt, beim mindesten Steigen des Wasserstandes überschwemmt. Da nun nicht hier, sondern erst weiter jenseits bei Wartenburg Bertrand mit 12,000 Mann in einer durch Elbdämme und Sandhöhen gesicherten

Stellung stand, so handelte es sich nicht darum, den Uebergang mit Gewalt zu erzwingen, sondern hinüberzugehen und den Feind aus seiner festen Stellung zu vertreiben. York, der die Spitze des Heeres führte, begann, um 6½ Uhr Morgens den Strom zu passieren. Schnell weichen die Vorposten des Feindes zurück, dann geht es unter Führung von Bauern, die mit der Gegend vertraut sind, in das wildverwachsene Holz und das Gewirr von Lachen und Sumpfstrecken hinein. Endlich ist der Saum, Wartenburg gegenüber, erreicht: da empfängt den Oberst Steinmetz, welcher das Dorf in der Front nehmen will, von den Elbdämmen her ein mörderisches Kartätschen- und Gewehrfeuer, links wird der Prinz von Mecklenburg zurückgeworfen und bittet dringend um Verstärkung. York sendet zwei Brigaden zu Hilfe, Blücher, an der Brücke haltend, feuert sie mit kräftigen Worten zum Kampfe an. Indessen hat der Prinz Wege für Geschütz und Reiter bahnen lassen und bricht nach mehrstündigem Gefechte mit einer Anzahl von Kanonen, sechs Bataillonen und sieben Schwadronen auf das Dorf Bleddin vor. Um 2 Uhr ist dasselbe erstürmt, und der General Franquemont, welcher es gehalten, von Bertrand in Wartenburg abgedrängt. Nun geht es von mehreren Seiten auf dieses Dorf los, heiß und heißer wird der Kampf. Der tapfere General Horn, welchem eine Kanonenkugel das Pferd unter dem Leibe getödtet hat, springt schnell wieder vom Boden auf und geht dem zweiten Bataillon des Leibregiments mit dem Rufe voran: „Ein Hundsfott, wer noch einen Schuß thut! Zur Attaque Gewehr rechts!“ Die Tambours schlagen den Sturmmarsch, die andern Bataillone folgen, bis an die Hüften geht es durch Wasser und Schlamm mit lautem Hurrah, dann bis zum Damme, dann den Damm hinauf, von dem ihnen das Verderben entgegengesprüht hat. Der Feind flieht hinter einen zweiten Damm, doch auch dieser wird im ungestümen Anlauf genommen. Nun ist Wartenburg verloren. Der General Bertrand, der es eilig räumt, wendet sich, wenig verfolgt, nach Wittenberg; die nasse Elbniederung mit ihren Gräben und Weidengestrüpp hält die Reiterei der Verbündeten zu sehr auf. Der Feind hatte in seiner gedeckten Stellung an Todten und Verwundeten verhältnißmäßig wenig verloren, dagegen 1000 Gefangene und 11 Geschütze. Andererseits betrug der Verlust der Preußen nicht weniger als 1600, von denen 282 allein auf das Bataillon kamen, das der General Horn geführt. Als am nächsten Tage dasselbe an dem sonst im Lobe kargen, strengen York vorüberzog, nahm er vor dem ersten Zuge den Hut ab und hielt ihn in der Hand, bis der letzte vorüber war. In gerechter Anerkennung der Bedeutung dieses Flußüberganges verlieh

der König später dem General den Grafentitel und den Beinamen „von Wartenburg." Nun konnte auch der Kronprinz von Schweden nicht mehr zurückbleiben, sondern mußte am 4. bei Aken und Roslau den Strom überschreiten, freilich jeden Augenblick bereit, auf das rechte Ufer zurückzugehen. So vermochten sich nun an einem Tage die schlesische und Nordarmee zu vereinigen und vereint der heranziehenden böhmischen Armee die Hand zu reichen. Napoleon, der den Krieg nicht mehr in seiner Hand hatte, sondern schon ganz den Bewegungen seiner Feinde folgen mußte, sah jetzt ein, daß durch den kühnen Vormarsch Blüchers seine Stellung bei Dresden unhaltbar geworden war.

Dazu streiften in seinem Rücken überall fliegende Corps und unterbrachen seine Verbindungen mit dem Westen. Am 2. September hatte der ehemals sächsische, jetzt russische General Thielmann mit 1500 Reitern Weißenfels, am 15. Tettenborn mit 2000 Mann Bremen überrumpelt, am 16. Wallmoden in einem heißen Gefechte an der Göhrde auf dem linken Elbufer einen Theil des Corps von Davoust zur Vernichtung geschlagen. Der Verlust des Feindes, gegen den hier zum ersten Male Congrevische Brandraketen angewandt wurden, betrug 2400 Mann und 8 Geschütze; der General Pechaux mußte, da er sein Pferd verloren, zu Fuße fliehen. Als auch Merseburg am 18. in Thielmanns Hände gefallen war, sandte Napoleon, dem die Geduld ausging, gegen ihn den General Lefebvre mit 8000 Mann Garde. Ihn griffen Thielmann, der Oberst Mennsdorf und der Kosakenhetmann Platof von allen Seiten bei Zeitz an, vernichteten fast sein ganzes Corps und erbeuteten fünf Kanonen. Das fliegende Corps von Marwitz jagte am 25. die Franzosen aus Braunschweig, am 28. erschien Tschernitscheff mit 2000 Reitern und sechs Geschützen vor Kassel. Schleunigst entfloh der König Hieronymus, allein die Kosaken jagten hinter ihm drein und hätten ihn fast ereilt; ein Theil seines Gefolges und seines ansehnlichen Gepäcks fiel in ihre Hände. Am 10. Oktober wurde dann Kassel, da sich die Stadt und Umgegend erhob, von Tschernitscheff genommen, und das Königreich Westphalen für aufgelöst erklärt. Zwar kehrte Hieronymus nach einigen Tagen auf einen Augenblick zurück, doch fühlte er unter sich den deutschen Boden wanken gleichwie sein Bruder. Derselbe, welcher seit dem 24. September in Dresden geblieben war, Plan auf Plan brütend und wieder verwerfend, entschloß sich endlich, die stark verschanzte Stadt zugleich mit dem Könige von Sachsen zu verlassen. Nach Zurücklassung einer Besatzung unter St. Cyr wandte er sich mit 120,000 Mann zunächst gegen Blücher. In Wurzen angekommen, ward er bei einer großen Heerschau

von den Franzosen mit »vive l'empereur« empfangen, von den Sachsen mit düsterm Schweigen. Bald merkte er, daß Blücher ihm abermals ausgewichen sei und bei Halle und Wettin die Saale überschritten, daß sich seiner Bewegung auch Bernadotte angeschlossen habe. Voller Unmuth kam er in Düben an. Hier soll er den großartigen, an das Abenteuerliche grenzenden Plan gefaßt haben, mit seinem ganzen Heere die Elbe zu überschreiten, Berlin zu nehmen und, auf Magdeburg gestützt, gegen die Elbe wieder Front zu machen. Seine Marschälle und Generale, heißt es weiter, hätten laut gemurrt, als sie von diesem verzweifelten Entschlusse hörten, um so mehr, da der Abfall Baierns in naher Aussicht stand; alle meinten, der Kaiser wolle ihr Verderben. Eine Deputation von Generalen mit einem Marschall an der Spitze begehrte bei ihm Gehör und trug ihm ihre ernsten Bedenken vor. Er versprach, sich die Sache noch einmal zu überlegen, und brütete für sich in herber Pein noch zwei Tage auf dem Schlosse zu Düben; ein Augenzeuge erzählt, daß er stundenlang, scheinbar gedankenlos, vor einem weißen Bogen Papier gesessen und Frakturbuchstaben darauf geschrieben habe. Plötzlich ertheilte er, als er sich wieder zeigte, seine Idee gänzlich aufgebend, den Befehl, nach Leipzig gegen die böhmische Armee aufzubrechen.

Dieselbe war unterdeß mit der peinlichsten Vorsicht und systematischer Langsamkeit unter fortwährenden Recognoscirungen über Chemnitz nach den Ebenen um Leipzig aufgebrochen. Als sich am 14. Napoleon der Stadt näherte, schallte ihm bereits Kanonendonner entgegen. Eben wurde eine heftige Reiterschlacht bei Liebertwolkwitz geschlagen, wo die Vorhut der böhmischen Armee unter Pahlen auf Reiterei der Franzosen unter Murat stieß. Es befanden sich bei ihr alte Regimenter, welche schon in Spanien gedient, die besten im französischen Heere. Sie trafen jedoch heute auf Gegner, die noch fester im Sattel saßen als sie. Lange wogte, indeß die Linien sich durchbrachen, der Kampf hin und her. Zuletzt befanden sich nicht weniger als 14,000 Reiter im Handgemenge, die preußischen und russischen verwegener und schneller, die französischen zu Anfang an Zahl überlegen. Als nach dem wilden Durcheinander einen Augenblick Ruhe eintrat, erkennt ein kühner Lieutenant von den neumärkischen Dragonern, Guido von Lippe, den König Murat, welcher vor der Front die Seinen von neuem ordnet, an seinem phantastischen Anzuge. Pfeilschnell fliegt er mit einigen Dragonern auf ihn zu, um ihn niederzuhauen; das Gefolge stäubt auseinander, der König ergreift mit seinem Stallmeister die Flucht. Mit den Worten: „Halt, König, Halt!"

setzt der Wüthende ihm nach, erhält aber von dessen Begleiter einen Säbelhieb über das Gesicht und wird dann von demselben vom Pferde gestochen. Das Gefecht endet mit dem Rückzuge der Franzosen nach einem Verlust von 1600 Mann und ist das Vorspiel der Völkerschlacht, die nach zwei Tagen beginnen soll.

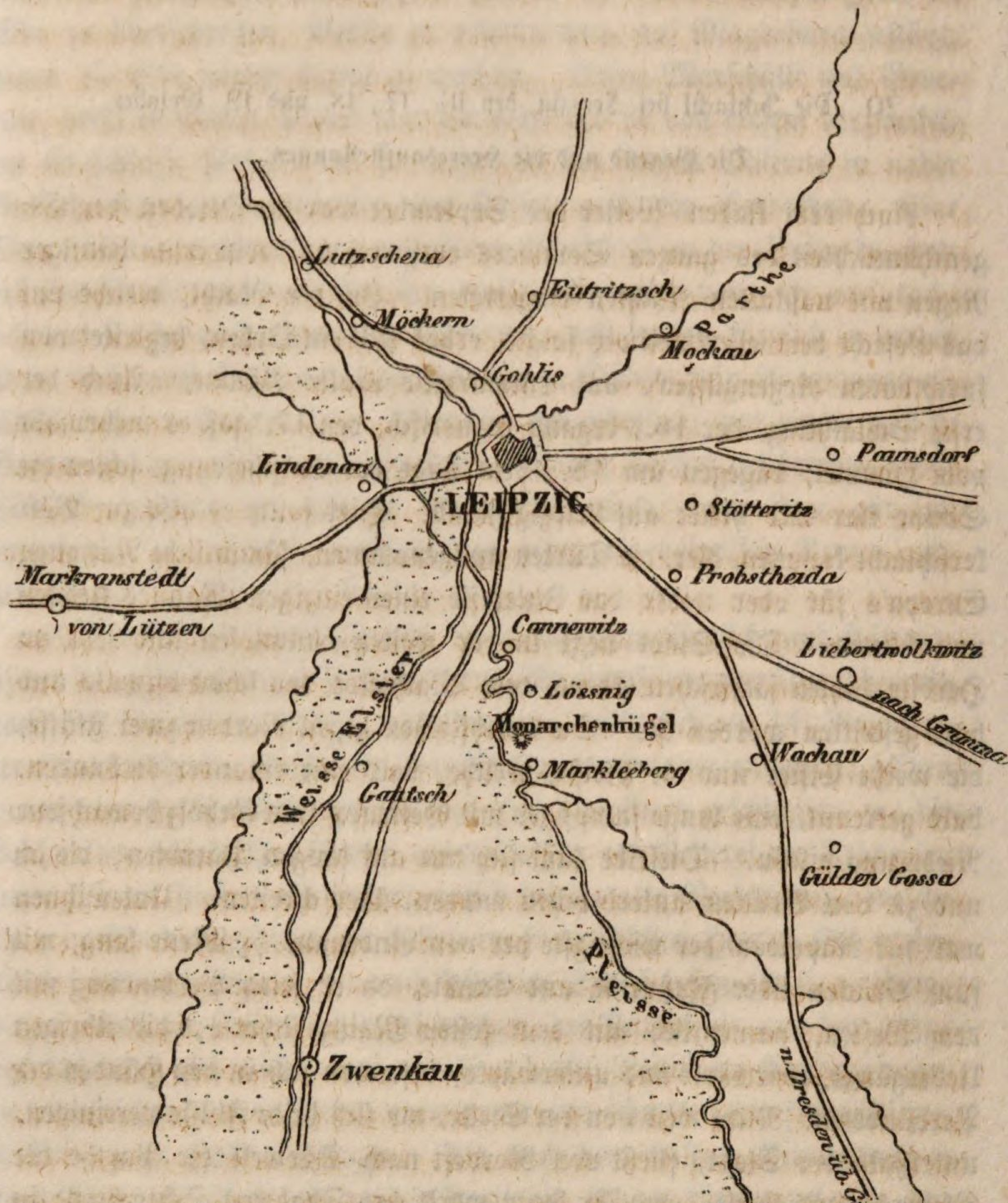
---

20. Die Schlacht bei Leipzig, den 16., 17., 18. und 19. October.

Die Gegend und die Heeresaufstellungen.

Nach dem klaren Wetter des September war im Oktober, der Eigenthümlichkeit des ganzen Sommers entsprechend, wiederum häufiger Regen mit naßkalten Nächten eingetreten. In der Nacht, welche auf das Gefecht bei Liebertwolkwitz folgte, erhob sich ein Orkan, begleitet von furchtbaren Regengüssen, und entwurzelte uralte Bäume. Auch der erste Schlachttag, der 16., begann regnerisch, den 17. goß es mehrmals vom Himmel, dagegen am 18., dem Tage der Entscheidung, schien die Sonne klar und heiter auf Leipzig herab. Hier sollte es also zur Völkerschlacht kommen, hier, die Türken ausgenommen, sämmtliche Nationen Europa's für oder wider das Interesse eines einzigen Mannes streiten und bluten. Die Stadt liegt in der weiten baumlosen und jetzt im Herbste kahlen sächsischen Ebene, dem Blachfelde, wo schon oftmals und hart gestritten worden ist. Sie durchfließen gegen Norden zwei Flüsse, die weiße Elster und die Pleiße, welche, bald mit einander verbunden, bald getrennt, eine lange sumpfige, mit Gestrüpp und Gehölz bewachsene Niederung bilden. Dieselbe läßt sich nur auf langen Dämmen, die ab und zu von Brücken unterbrochen werden, überschreiten. Unter ihnen war für Napoleon der wichtigste der von Lindenau, 1/2 Meile lang, mit fünf Brücken über Flußarme und Canäle, da er seine Verbindung mit dem Westen, namentlich mit dem festen Mainz sicherte; die übrigen Uebergänge, oberwärts und unterwärts, befanden sich in den Händen der Verbündeten. Nicht weit von der Stelle, wo sich beide Flüsse vereinigen, unterhalb der Stadt, fließt von Nordost nach Südwest die Parthe der Pleiße zu und theilt durch ihr kaum merkliches Thal das Schlachtfeld in eine nördliche und südliche Hälfte. Leipzig selbst hatte bisher zum Hauptlazareth für die französische Armee dienen müssen; in Folge dessen war auch unter der Bürgerschaft, deren Herzen in der Stille für die deutsche Sache schlugen, der Typhus ausgebrochen. Jetzt wälzten sich die Massen der französischen Armee auf die unglückliche Stadt zu, deren Einwohner

darauf gefaßt sein mußten, Hab und Gut durch Raub und Brand zu verlieren, und froh, wenn sie nur das nackte Leben retteten. Denn in dem übrigen Sachsen hatten die Franzosen bereits die Erndte des Sommers verzehrt, das Vieh den Landleuten mit Gewalt weggenommen und dieselben unter Mißhandlungen vielfach von Haus und Hof gejagt.



Leipzig.

Schlimmeres stand den Leipzigern in Aussicht, da der Feind, um ihre Stadt in einen engen Kreis gedrängt, sich in seiner Verpflegung auf diesen beschränkt sah.

Von Westen her zog am 13. Oktober der Marschall Augereau durch Leipzig, um zu dem südlich davon stehenden Heere des Königs von Neapel zu stoßen, von Osten Marmont, um nördlich von der Stadt eine Stellung einzunehmen. Endlich erschien am 14. gegen Mittag Napoleon selbst mit der Hauptmacht von Düben, hielt aber nicht an, sondern stieg, schnell durchfahrend, auf freiem Felde aus, ließ ein Wachfeuer anzünden und einen Stuhl und einen Tisch heranrücken, auf welchem er die Karte der Umgegend ausbreitete. Bald kam auch der König von Sachsen, nach Leipzig flüchtend, angefahren, begrüßte den eifrig studierenden Kaiser und setzte seinen Weg nach Leipzig fort. Daselbst dauerte der Durchzug der Truppen einen Tag und eine Nacht; im Sturmmarsch schritten die Kolonnen durch die Stadt, die Rosse trabten über das Steinpflaster, dröhnend und die Gebäude erschütternd, fuhr Batterie auf Batterie hindurch. Als endlich nach dem vielen Trommeln und Blasen Ruhe eintrat, wagten sich einzelne Einwohner auf die Kirchthürme und sahen mit Staunen und Bangigkeit, wie um Leipzig ein großes Heer in Schlachtordnung aufgestellt stand, indeß sich am fernen Horizont bereits Kosakenschwärme zeigten. So still wie drinnen war es auch draußen — die Stille vor dem Sturm. Da steigen um 8 Uhr im Süden drei weiße Raketen auf, hell gegen den dunkeln Abendhimmel leuchtend, eine Minute später im Norden vier rothe als Antwort. Sie sind die zwischen der böhmischen und schlesischen Armee verabredeten Zeichen, daß alles fertig ist, und die feurigen Verkünderinnen der großen Schlacht.

Auf sie hatte noch an demselben Tage der Fürst Schwarzenberg die Gemüther durch einen Aufruf vorbereitet. „Russen, Preußen, Oestreicher! rief er ihnen zu, ihr kämpft für die Sache, kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit eurer Söhne, für die Unsterblichkeit eurer Namen. Alle für einen! Jeder für alle! Mit diesem erhabenen Rufe eröffnet den heiligen Kampf. Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist euer!" Darauf ordnete derselbe, dem alten Kriegsplan gemäß, nach welchem Napoleon von allen Seiten umstellt und erdrückt werden sollte, sein Heer. Auf die Westseite der großen Niederung um die Elster und die Pleiße, also nach dem Damme von Lindenau, beorderte er den Feldzeugmeister Gyulai mit 22,000 Mann, die Rückzugslinie Napoleons zu besetzen und wo möglich dem von Norden heranrückenden Blücher die Hand zu reichen. Zwischen die beiden Flüsse sandte er den General Merveldt, damit derselbe etwa bei Connewitz die Pleiße überschreite und den rechten Flügel Napoleons umgehe und aufrolle. Der Hauptangriff aber sollte gegen Wachau und Liebertwolkwitz

gerichtet sein, wo das Centrum und der linke Flügel Napol ons stand, auf dem östlichen Ufer der Pleiße, südlich von der Partha. So sollte nach Schwarzenbergs Anordnung hier an drei von einander gesonderten Stellen gekämpft werden. Dagegen hatte Napoleon die Absicht, dem böhmischen Heere eine Niederlage zu bereiten und sich dann auf das schlesische zu werfen, welches er für noch nicht so nahe hielt; Bernadotte schien ihm nach seinem bisherigen Verhalten ungefährlich. Darum behielt der Meister der Schlachten gerade an der entscheidenden Stelle seine Hauptmacht concentriert, so daß er hier den Verbündeten überlegen blieb. Gegen Gyulai sandte er mit einem Corps den General Bertrand ab, um das Defilé von Lindenau zu vertheidigen, gegen Merveldt 8000 Polen unter Poniatowsky, gegen Blücher den Marschall Marmont. Seine Streitkräfte betrugen an dem ersten Schlachttage 160,000 Mann, die der Verbündeten 200,000 Mann. Letztere, stärker an Zahl, ermuthigt durch eine Reihe glänzender Siege, in der letzten Zeit gut verpflegt, sahen freudig der Entscheidung entgegen. Dagegen befanden sich die Franzosen in der Minderzahl, entmuthigt noch dazu durch Niederlagen, erschöpft durch Hunger und furchtbare Märsche, in zerrissenen Uniformen, manche barfuß, die Reiter auf halb verhungerten Rossen. Aber dieselben Jammergestalten richten sich bei dem Namen Napoleons, wie mit einem Zauberstaube berührt, stolz auf und und schlugen sich bald vor seinen Augen mit unerschütterlicher Tapferkeit.

Der sechszehnte October.

1. Die Schlacht von Wachau.

Die naßkalte und regnerische Nacht war noch nicht vorüber, da wurde es in allen Lagern lebendig, weil jede Abtheilung eilte, ihre Stellung einzunehmen; manche brachen schon viel vor Tagesanbruch auf. Die Verbündeten kamen dem Plane Napoleons, selbst anzugreifen, zuvor, indem sie den Regen und Nebel benutzten, welche den Anmarsch ihrer Kolonnen verhüllten. Gegen neun Uhr begrüßten bei der Hauptarmee drei Signalschüsse aus schwerem Geschütz den Kaiser und sein Gefolge, welche in die Ferne spähten. Die Kugeln, über sie hinwegsausend, schlugen in dahinter haltende Reiterregimenter ein, der Donner gab das Signal zum allgemeinen Angriff. Bei Lindenau hatte dem General Bertrand gegenüber der Feldzeugmeister Gyulai wenig Glück, als er das Dorf zu nehmen versuchte, um den Rückzug der Franzosen auf Lützen unmöglich zu machen. Stürmender Hand war er im ersten An-

lauf eingedrungen, ebenso schnell jedoch wieder hinausgeworfen worden und, beim zweiten Angriff nicht minder unglücklich, bis auf den Abend davor stehen geblieben. Noch viel schlimmer erging es dem General Merveldt, welchen Schwarzenberg mit den Kerntruppen der östreichischen Armee in den Zwickel von Flußarmen, Gräben und Sümpfen zwischen Elster und Pleiße hineingesandt hatte. Nur mit Mühe und Noth sich durch das Gestrüpp durchwindend, wo er vergebens versuchte, ein Geschütz aufzustellen, litt er unter dem Feuer der feindlichen Artillerie und Tirailleurs, das ihn von dem höher gelegenen rechten Pleißeufer überschüttete, stark. Umsonst bemühte er sich den ganzen Tag lang, bei Connewitz oder Dölitz den Uebergang zu erzwingen. So kam der Abend heran. Da gelang es ihm, an einer günstig gelegenen Stelle einen Steg über den Fluß zu legen und mit einem Bataillon hinüber zu defiliren; aber am andern Ufer erhielt er eine Salve, die ihm sein Pferd unter dem Leibe tödtete, und wurde, von den Feinden umzingelt, mit der Abtheilung, die bei ihm war, gefangen genommen. Doch hatten diese Kämpfe bei Lindenau und Connewitz wenig zu bedeuten, denn der entscheidende Punkt war Wachau. Als am Morgen die drei Kanonenschüsse ertönten, eilte Napoleon hierher, um seinerseits die Schlacht zu leiten, während Friedrich Wilhelm und Alexander auf einer Anhöhe hinter Güldengossa hielten. Eine furchtbare Kanonade begann und dauerte volle fünf Stunden, so daß die Erde im eigentlichen Sinne des Worts erbebte, und selbst die ältesten Generale, welche doch schon so manches erlebt, staunten. Man konnte keinen einzelnen Schuß heraushören, vielmehr war das Ganze ein ununterbrochenes Donnergetöse, in der Luft sauste und zischte es von Geschossen, um den Kaiser, dem jetzt erst wohl wurde, fielen Offiziere und Pferde. Vier Angriffssäulen der Verbündeten folgten darauf den vorgezogenen Batterien. Mit großer Entschlossenheit und Kaltblütigkeit rückten sie vor und ließen sich, obgleich die französische Artillerie, auf den Abhängen des Terrains massenhaft aufgepflanzt, sie mit Kugeln überschüttete, nicht beirren. Die erste Kolonne unter Kleist ging zur Linken auf Mark-Kleeberg, Poniatowsky gegenüber. Viermal ward das Dorf genommen, viermal wieder verloren und endlich unter großen Verlusten gegen die Franzosen behauptet, denen Augereau zur Hülfe kam. Die zweite Heeressäule unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg brach gegen das im feindlichen Centrum gelegene Wachau auf, wo der Marschall Victor befehligte. Mit Leichtigkeit wurde das Dorf genommen, doch kurz hernach nirgends heftiger als hier gekämpft. Denn Napoleon, der mit gewohnter Seelenruhe die Schlacht sich erst

hat entspinnen lassen und ruhig in das Schlachtgetümmel hineinschaut, sendet jetzt Massen, um Wachau wieder zu nehmen, und läßt durch den General Drouot zugleich 170 Kanonen auf einen Fleck auffahren. Ein Höllenfeuer beginnt, dichter Pulverdampf hüllt die Gegend ein, nur durchleuchtet von den dunkelrothen Blitzen der Geschütze. In wenigen Minuten liegen 22 Kanonen Eugens zertrümmert am Boden, tiefe Furchen werden durch seine Angriffskolonnen von den Eisenbällen gezogen, das Dorf ist bald nur noch ein großer Haufen von Ruinen und Leichen. Vergeblich sucht der heldenmüthige Prinz es zu halten, vergebens kämpft er unter furchtbarem Verlust weiter: er muß es räumen und sich auf Güldengossa zurückziehen. Dorthin geht auch Gortschakoff mit der dritten Angriffskolonne, sich darauf beschränkend, Liebertwolkwitz zur Rechten mit Kanonen zu beschießen. Die vierte unter Klenau ist in der That einen Augenblick in dieses Dorf eingedrungen und hat Lauriston zurückgedrängt, doch es wieder räumen müssen, als bei demselben Verstärkungen, vom Kaiser hergesandt, eintreffen. So ist der Angriff aller vier Sturmkolonnen, die aus Preußen, Oestreichern und Russen zusammengesetzt sind, zurückgewiesen, und Wittgenstein geschlagen. Schon läßt Napoleon nach Leipzig hin dem Könige von Sachsen den Sieg melden und ordnet an, daß dort sowie in allen Dörfern der nächsten Umgegend von den Thürmen die Glocken zur Siegesfeier läuten sollen. Das sind Klänge der Trauer für manches deutsche Herz! Doch die Freude der französisch Gesinnten ist verfrüht, bald wendet sich das Blatt. Zunächst hat Napoleon den Plan gefaßt, durch einen gewaltigen Vorstoß seiner Reiterei unter dem verwegenen Murat das Centrum der Verbündeten bei Güldengossa zu durchbrechen. Um 3 Uhr stehen zwischen Liebertwolkwitz nnd Wachau 10,000 Reiter in Schlachtordnung da, ein furchtbar prächtiger Anblick! Sie sind voller Kampfeslust, voller Zuversicht, denn sie haben ja letzt bei Dresden so glänzend gesiegt. Es verstummen die französischen Kanonen, man hört nur das Getrabe der Pferde und das Klirren der Säbelscheiden. Wie eine dunkle Wetterwolke dahinjagt, so werfen sich diese Reitermassen auf den Prinzen Eugen. Sein Fußvolk bildet schnell Vierecke, um sich vor dem gewaltigen Anprall zu schützen, doch schnell sind zwölf Kanonen in den Händen der Feinde, ist die russische Gardereiterei geworfen — ihr General Schaiwitzsch fällt, von einer Kugel getroffen —, ist das Centrum der Verbündeten durchbrochen. Bis Güldengossa geht die wilde Jagd weiter, bis zu der Stelle, wo der König Friedrich Wilhelm und der Kaiser Alexander auf der Höhe halten, indeß der Kaiser Franz im sicheren Altenburg verweilt. Nur ein

sumpfiger Teich trennt noch die Monarchen von den Schaaren Murat's. In diesem Augenblicke der dringendsten Gefahr bittet der tapfere Schwarzenberg die Fürsten, ein wenig zurückzureiten, damit sie nicht in Gefangenschaft gerathen; er selbst zieht den Degen und eilt zur Schlachtlinie hinab. Da werfen sich zunächst auf Befehl des Kaisers die donischen Kosaken der Leibgarde unter Orlof-Denisof mit schrillem Pfeifen und wildem Schlachtruf auf den Feind und bringen ihn zum Stehen. Neue Batterien der Verbündeten erscheinen, mit Kartätschen zwischen die Franzosen feuernd, neue Reiterregimenter traben heran und hauen ein, der Feind wankt und weicht. Er läßt seine erbeuteten Kanonen bis auf zwei fahren, er verliert seinen ausgezeichneten Führer Latour-Maubourg, dem eine Kugel den Schenkel zerschmettert, er muß von neuem durch die Lücken der feuernden Vierecke hindurch; noch mancher wird durch Feuern hinterher aus dem Sattel geworfen, ehe er wieder Wachau erreicht. So ist es 4 Uhr, und der große Reiterangriff gescheitert. Was Murat nicht gelang, soll das Fußvolk versuchen, denkt Napoleon, um jeden Preis muß jetzt das Centrum durchbrochen werden. Allein derweilen haben sich die Reihen der Verbündeten bei Güldengossa so gut geordnet und durch die herangezogenen Garden und Reserven ergänzt, daß zwei Stürme der französischen Infanterie, mit verzweifelter Kraft auf das Dorf unternommen, fehlschlagen; haufenweise stürzen die Feinde unter dem mörderischen Kartätschenfeuer der Reserveartillerie. Gegen Abend beschränkt sich der Kampf auf Kanonen- und Tirailleursfeuer, das matt und matter wird und nach 6 Uhr erlischt. Also war mit der äußersten Erbitterung gekämpft worden, der Verlust auf beiden Seiten riesig, die Geschütze durch das ununterbrochene Feuern zum Theil unbrauchbar gemacht. Wenn auch Napoleon hier ein wenig Terrain gewonnen hatte, so glich doch in seiner Lage, bei der Minderzahl seiner Truppen, eine unentschiedene Schlacht, wie die bei Wachau, einer verlorenen; nur ein ganz entschiedener Sieg, eine Niederlage der böhmischen Armee hätte Rettung bringen können.

---

2. Die Schlacht bei Möckern.

Eben wurde um Wachau und Liebertwolkwitz blutig gerungen, da drang in den Pausen zu den Streitern ein fernes Getöse wie das Donnerrollen eines Gewitters, das erst am Horizont steht. Es kam von Norden her, wo Blücher für sich allein und in seiner Weise stritt, grimmiger und siegreicher als Schwarzenberg. Als er um neun Uhr Morgens den furchtbaren Kanonendonner hörte, der ihm von Süden her entgegen-

schallte und meilenweit die Erde erbeben machte, ließ sich sein Soldatenherz nicht mehr halten. Was kümmerte ihn, ob ihm, der Verabredung gemäß, Bernadotte links zur Seite blieb oder nicht! Was fragte er danach, wie stark er sei, ob ihm Napoleon oder ein Marschall gegenüberstand! In seiner markigen und einfachen Manier mahnt er, die Reihen entlang reitend, sich heute tapfer zu halten, und dann; „Vorwärts!“ „Vorwärts im Eilmarsch, lautet der Befehl, den Feind angreifen, wo man ihn findet!“ So stieß denn nach mehrstündigem Marsche die Vorhut auf das Corps des Marschalls Marmont, welches eben abziehen wollte, um eilig nach Wachau zu marschieren und dort die Reserve zu bilden. Von den Preußen angegriffen, hatte der Feind keine Wahl mehr, sondern mußte Stand fassen und die Schlacht annehmen. Der linke Flügel der schlesischen Armee unter dem General Langeron rückte auf Breitenfeld über die Felder, wo einst Gustav Adolph den Zerstörer Magdeburgs schlug, auf Klein- und Groß-Widderitsch vor, York auf der großen Straße von Halle nach Leipzig, hinter beiden das Corps von Sacken. Dagegen wählte Marmont, einer der tüchtigsten napoleonischen Führer, folgende Aufstellung: seinen linken Flügel an die weiße Elster lehnend, nahm er das Dorf Möckern zum Stützpunkte desselben, sein Centrum und sein rechter Flügel reichten bis Eutritzsch. Um drei Uhr kam die preußische Vorhut unter dem Major Hiller, acht Bataillone stark, vor Möckern an. Das Dorf machte durch seine eigenthümliche Bauweise eine hartnäckige und erfolgreiche Vertheidigung möglich; denn aus Gebäuden und hinter Gartenmauern, zu denen man oft nur auf Fußsteigen gelangen konnte, ließ sich ein mörderisches Feuer unterhalten, während die Kanonen auf den Höhen hinter Möckern die Dorfstraßen mit Kartätschen bestrichen. „Allein jeder brannte vor Begierde, erzählt der tapfere Hiller selbst, nahe an den Feind zu kommen, und, ohne sich zu besinnen, stürzten die Bataillone auf meinen Zuruf, daß heute Deutschlands Schicksal entschieden werden müsse, über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrah auf den Feind!“ Allein die Geschütze auf den Höhen lichten gewaltig ihre Reihen, in Menge sind ihre Offiziere gefallen, sie müssen halb aufgerieben zurückweichen. Da giebt York den Befehl, die Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg soll zur Attaque gegen Möckern vorgehen, an sie sich die Trümmer der Vorhut von Hiller anschließen. Jetzt nehmen stürmender Hand die Ostpreußen das Dorf und treiben den Feind von Haus zu Haus bis zu denjenigen Gebäuden am äußersten Ende, welche in der nächsten Schußweite der Kanonen stehen. Entsetzlich lodert hier die Wuth der Stürmenden auf, denn, was sich in den Häusern findet,

wird ohne Erbarmen erstochen oder erschlagen. In diesem Augenblicke sendet Marmont seine Reserven von den Höhen in das Dorf hinab, und es beginnt ein neues furchtbares Ringen. Die größere Hälfte der rauchenden Trümmer, denn Häuser sind es nicht mehr, geht für die Preußen abermals verloren; der Prinz von Mecklenburg wird verwundet, die meisten Führer seiner Brigade sind todt oder kampfunfähig. Aber York bleibt unerschütterlich: sein letztes Fußvolk, die Brigade Steinmetz und und seine Reservegeschütze sendet er nun zur Hülfe. Zwei Bataillone gehen in das Dorf hinein, die andern links davon gegen die Höhen vor, von denen ihnen der Kartätschenhagel entgegenprasselt. Als Marmont sie kommen sieht, setzt auch er seine letzten Kräfte daran, sie zurückzuwerfen. Funfzig Geschütze eröffnen ein verheerendes Feuer auf die vorrückenden Angriffscolonnen, das ganze Reihen zerschmettert und den Boden mit Leichen dicht besät. Auch die Brigade Steinmetz, ihrer meisten Offiziere beraubt, muß zurück. Allein unbeirrt, läßt York jetzt seine Reiterei vortraben. Doch ehe sie an Ort und Stelle ist, tritt urplötzlich und ungeahnt die Entscheidung ein. Der Major Sohr, ein verwegener Reiteranführer, hält mit drei Schwadronen brandenburgischer Husaren rechts neben dem rauchenden Möckern. Als die Brigade Steinmetz weicht, läßt er auf die Weisung Yorks zum Angriff blasen und wirft sich mit glänzendem Erfolg auf den vorrückenden Feind. Zwei Bataillone sind im Nu übergeritten und zersprengt, dann geht es mit verhängtem Zügel die Höhen hinauf auf die Kanonen zu. Sechs davon hat bereits die kühne Reiterschaar in den Händen, als ihr ein Uhlanenregiment zur Hülfe kommt. Vereint werfen sie die feindliche Reiterei, sprengen drei Vierecke und nehmen drei Kanonen, ehe noch das Dragonerregiment erscheint, das York nachgesandt hat. Dieser läßt jetzt im entscheidenden Augenblicke das gesammte Fußvolk zu einem allgemeinen Angriff vorrücken; auf der ganzen Linie Trommeln und Blasen und freudiges Hurrah. Hinauf geht es jetzt auf die Höhen, deren Batterien so lange den Tod herabgesandt, nun aber entweder von den Reitern erobert oder im Abfahren sind, hinein geht es in das blutgetränkte Dorf. Auf französischer Seite fliegen jetzt, durch eine Granate entzündet, Pulverwagen in die Luft; Schrecken und Verwirrung verbreiten sich in den Reihen der Feinde, Marmont selbst, an der Hand verletzt und an der Schulter gequetscht, hat die Schlacht verlassen müssen. Als er fort ist, verwandelt sich der Rückzug der Franzosen in wilde Flucht, auf den Fersen sitzen ihnen die preußischen Reiter bis vor Gohlis, als schon die Nacht hereinbricht. Die Zahl der Gefangenen betrug 2000, die Tropäen bestanden in 53

Kanonen, zwei Fahnen und einem Adler. Es ist dies der blutigste und glorreichste Kampf unter allen dieser großen Zeit gewesen; jeder Soldat, jeder Offizier, jeder General ging heute wie ein Held in den Tod. Am Abend ritt der ernste York an den Major Sohr mit den Worten heran: „Ihnen allein habe ich den Sieg des heutigen Tages zu danken, und ich werde es Ihnen und Ihrem braven Regimente nie vergessen."

Unterdeß war Langeron, links marschierend, in Klein- und Groß-Widderitsch auf 4000 Polen gestoßen, die sich unter Dombrowsky gegen die sechsfache Uebermacht heldenmüthig vertheidigten. Sie schlugen sich ja gegen den Russen, ihren Erbfeind, sie schienen zu ahnen, daß es sich heute um die Zukunft ihres Vaterlandes handle. Schon hatten sie die beiden Dörfer verloren, da kehrten sie um und stürmten Klein- und Groß-Widderitsch auf's Neue. Aber wiederum hinausgeworfen, büßten sie sieben Kanonen ein und gedachten, sich zu Marmont zu retten, als der Marschall Ney mit zwei Divisionen erschien, sie aufnahm und sich der Dörfer bemächtigte. Eine Zeit lang stand der Kampf, da Langeron jetzt zauderte, und Ney, noch nicht von dem unterrichtet, was in seiner linken Flanke vorgehe, stehen blieb. Aber auf die Meldung, daß Marmont geschlagen sei, zog sich der Marschall mit einem Verlust von noch fünf Kanonen über die Partha nach Süden zurück. So hielt Blücher bei Möckern das Corps Marmonts zurück, daß es nicht Napoleon zu Hülfe kam und die unentschiedene Schlacht bei Wachau in einen entscheidenden Sieg verwandelte, so schlug er dasselbe zur Vernichtung, so machte er einen Tag, an dem Nachmittags die Glocken von den Thürmen einen großen Sieg verkündeten, Abends zu einem Unglückstage des Kaisers.

Das blutige Werk war vollbracht, und der letzte Kanonenschuß gefallen, als die Thurmuhren in Leipzig sechs schlugen. Bald hörte auch das Knattern des Gewehrfeuers auf, und leuchteten viele Tausend Wachfeuer rings im großen Kreise um Leipzig durch den Schleier der Nacht, noch heller jedoch sieben brennende Dörfer. Viele Tausende schliefen auf diesen Feldern den festen Todesschlaf, viele Tausende kämpften mit bitteren Schmerzen und erflehten sich den Tod als eine Gnade. Am schrecklichsten sah es in Leipzig selbst aus, wo die Verwundeten, da ihrer zu viele waren, zum größten Theil unter freiem Himmel auf dem nassen und harten Steinpflaster stöhnend und weinend lagen — ein grausiger Anblick! So erging es Tausenden, die man hierher aus der vierfachen Schlacht geschafft hatte. Es fehlte an Stroh, an Decken, an Verbandmitteln, an Helfern, welche mit einem Tropfen Wasser die fieberglühenden und lechzenden Zungen hätten kühlen können. Wie viele der

schwerer Verwundeten mögen in dieser schaurigen Nacht vor Schmerzen, Kälte und Hunger umgekommen sein! Der Urheber dieses Mordens, in dem auf beiden Seiten mehr als 40,000 getödtet oder verwundet waren, saß gegen Abend an einem Wachfeuer in der Nähe seines Zelts inmitten seiner rings um ihn gelagerten Garden. Eben hatte er dem tapferen Führer der Polen, Poniatowsky, den Marschallstab übersandt, da führte man den gefangenen östreichischen General Meerveldt zu ihm. Er kannte ihn persönlich schon von früher her und ersah ihn sich jetzt als Boten, um durch ihn einen Brief an seinen Schwiegervater, den Kaiser Franz, zu richten, in welchem er wahrhaft glänzende Friedensvorschläge den Verbündeten machte. Er erbot sich nämlich, hinter die Saale zurückzugehen, Hannover und das übrige 1810 in Frankreich einverleibte nordwestliche Deutschland zurückzugeben, Polen und den Rheinbund zu opfern. Wie freigebig seinen früheren Zugeständnissen gegenüber, doch wie kurzsichtig! Er wollte die Rückkehr des Generals in das französische Lager abwarten und die Antwort des Kaisers Franz, ehe er zu neuem Kampfe überginge. Der Emporkömmling, er kannte noch nicht den Stolz eines alten Hauses, der sonst Siegreiche nicht den nagenden Schmerz und Haß des Besiegten. Meerveldt wird nicht zurückkehren, der Schwiegersohn keiner Antwort gewürdigt werden, der Feldherr einen kostbaren Tag verlieren und seinen Untergang beschleunigen!

Der siebenzehnte October.

Der Morgen des 17. Oktobers, eines Sonntags, brach trübe und regnerisch an, und so blieb es auch den übrigen Tag hindurch; wie ein Trauerschleier lag es auf der ebenen Landschaft. Im Hauptquartier der Verbündeten kam man zu dem Entschlusse, heute nicht anzugreifen, da 100,000 Mann von drei Seiten als Verstärkungen heraneilten: von Norden der Kronprinz von Schweden, von Osten Benningsen, von Süden Colloredo. Dagegen mußte man erwarten, von Napoleon angegriffen zu werden, da derselbe nur noch 12,000 Mann von Düben her an sich heranziehen konnte. Denn das Corps von St. Cyr, das in Dresden stand, erhielt, wie man annahm, den Befehl Napoleons, eilig nach Leipzig aufzubrechen, nicht. Die Kosaken, welche auf dem linken Elbufer streiften, fingen unterwegs glücklich alle Boten des Kaisers auf. Um einen plötzlichen Angriff desselben abzuwehren, ließ Schwarzenberg sein Heer in Schlachtordnung unter die Waffen treten und frische Munition vertheilen. Sein Kaiser Franz, bisher den Schlachtfeldern fern, erschien zum ersten Male dem nahen Feinde gegenüber; er hatte Meerveldt ohne Antwort an Napo-

leon gelassen. Im Norden schlug Blücher, der die Entschließung Schwarzenbergs noch nicht kannte und sich freute, daß es heute zur zweiten Schlacht gehe, von neuem los. Nachdem er aus je zwei derjenigen Bataillone, welche bei Möckern so furchtbar gelichtet waren, immer eines formirt hatte, griff er den Feind nördlich von der Partha an. Derselbe eilte fliehend über das Flüßchen zurück, zwei russische Reiterregimenter nahmen, ihm bis vor die Thore von Leipzig nachjagend, fünf Kanonen weg und machten zahlreiche Gefangene. Nur die Polen Dombrowsky's, standhaft wie am Tage zuvor, wiesen jeden Angriff mit den Waffen ab und erreichten, jeden Fuß breit vertheidigend, das linke Ufer der Partha. Schon wollte Blücher dieselbe überschreiten und Leipzig selbst angreifen und stürmen, da kam ihm aus dem Hauptquartier der Befehl: „Heute keinen Schuß, morgen allgemeine Feldschlacht!" Der Held hatte ihr vorgearbeitet wie keiner. In dieser Zeit sah der Kaiser, schon am Morgen trübe gestimmt, von Stunde zu Stunde sorgenvoller aus, und ähnlich seine stumme Umgebung. Wo bleiben Meerveldt und St. Cyr? Von den Thürmen Leipzigs wird gemeldet, daß auf der Dresdener Straße Benningsen heranzieht, von Norden her die Armee Bernadotte's. Ist es da nicht gerathen, schleunig den Rückzug anzutreten? Aber damit würde er vor der Welt seine Niederlage eingestehen, und das erlaubt ihm sein Stolz noch nicht. Was sollte auch aus den 170,000 Franzosen in Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg, Hamburg, Glogau, Küstrin, Stettin und Danzig werden? Unter diesen Betrachtungen und Zweifeln wurde es Abend — ein unersetzlicher Tag war verloren gegangen. Nun dämmerte es dem Löwen auf, daß an Sieg nicht mehr zu denken sei, sondern nur noch an Rettung aus dem eisernen Netze, und er bequemte sich zum Rückzuge. Aber nur bei hellem Tage, langsam, in Achtung gebietender Stellung wollte er denselben antreten. Gegen zwei Uhr Morgens sollte sich die französische Armee bis auf eine Stunde vor Leipzig zurückziehen, und dann nach Tagesanbruch ein Corps nach dem andern auf der Straße nach Lützen das lange Defilé von der Stadt nach Lindenau passieren. Den Ausgang dieses Dammes, den eine ganze Reihe von Brücken über die Pleiße und Elster unterbricht, ließ er stark besetzen, indeß eine nicht minder große Nachhut den Rücken der Armee zu decken hatte. Allein es kam ganz anders, als der Kaiser berechnet, es trat bald die grausamste Enttäuschung ein. Wie hätten wohl die Verbündeten ihn bei Tage ruhig ziehen lassen sollen? War es nicht geboten wie noch nie, ihn nun endlich festzuhalten und zu vernichten?

Der achtzehnte October.

Die lange Nacht war vergangen, noch zuletzt vom Scheine zweihundert bei Probstheida angezündeter Wagen erhellt, der große Morgen angebrochen. Napoleon, seit zwei Uhr zu Pferde, beorderte um fünf Bertrand, nach Weißenfels zu marschieren und den Saalübergang zu besetzen, damit der Rückzug nach dem Rhein nicht schon dort unterbrochen würde. An des Generals Stelle sollte heute der Marschall Mortier mit zwei Divisionen der jungen Garde den Ausgang des endlosen Defilés bei Lindenau vertheidigen. Warum will sich aber der Kaiser auf einen einzigen, eine Meile langen Damm beschränken, warum läßt er nicht oberwärts und unterwärts Brücken schlagen? Hofft er im Stillen noch immer auf einen entscheidenden Sieg? Als Bertrand aufbrach, folgte ihm ein unendlicher Zug von Fuhrwerken jeder Art und von Heergeräth und viele Tausende von Pferden. Alles, was außer den Soldaten seit dem Frühjahr aus Frankreich und dem Rheinbund hierher gekommen war: Marketender und Marketenderinnen, Soldatenfrauen mit Kindern, Commissäre, Proviantmeister, Polizei, Spione und allerhand Gesindel, das im Gefolge großer Heere zu sein pflegt, alle diese Gäste zogen jetzt bunt durch einander mit ihrem Gepäck auf Nimmerwiedersehen ab. Bald ging die Sonne auf, heute nach langer Zeit zum ersten Male klar und heiter, und warf Octoberstrahlen auf das Schlachtfeld von vorgestern: da rückten noch vor 8 Uhr die mächtigen Angriffssäulen der Verbündeten heran, doch nicht gleichzeitig, wie es im Schlachtplan lag. An Rückzug war für die Franzosen nun nicht mehr zu denken, sondern es hieß: stehen und festen Fußes den Feind erwarten. Das französische Heer, in einen engeren Halbkreis als am sechszehnten um Leipzig zusammengezogen, stand von Connewitz an der Pleiße über Probstheida bis Schönefeld an der Partha in einer Länge von immer noch zwei Meilen. Den rechten Flügel befehligten Poniatowsky, hart an der Pleiße, Angereau und Victor bis Probstheida, Lauriston vor Stötteritz und Macdonald bei Holzhausen; den linken — denn ein eigentliches Centrum existierte nicht — Marmont, Ney und Reynier auf der Parthalinie. Napoleon selbst ertheilte von einer halbzerstörten Windmühle aus, zwischen Connewitz und Stötteritz, der sogenannten Tabaksmühle, seine Befehle; so oft er auch von ihr im Laufe des Tages wegsprengte, so kehrte er doch immer wieder dahin zurück. Gegen diese Aufstellung richtete Schwarzenberg, der nun seine ganze Macht beisammen hatte, drei gewaltige Heersäulen. Die erste unter dem tapferen

Prinzen von Hessen-Homburg, 40,000 Mann stark, sollte hart am rechten Ufer der Pleiße Connewitz nehmen. Die zweite, gleichfalls von Süden sich vorwärts bewegend, 55,000 an der Zahl unter Barklay, hatte die Aufgabe, Probstheida anzugreifen, welches gleich einer Bastion aus der französischen Stellung hervorragte. Mit der 50,000 Mann zählenden dritten sollte Benningsen, von Osten heranrückend, Holzhausen und Stötteritz nehmen. Hier auf dem rechten Flügel Napoleons, wo die Entscheidung lag, standen heute seinen 85,000 nicht weniger als 145,000 Verbündete gegenüber. Dazu geschah auch von Norden her gegen den linken Flügel der Franzosen der Angriff durch Blücher mit 25,000 und durch den Kronprinzen von Schweden mit 100,000 Mann, indeß Gyulai mit 20,000 Lindenau von neuem bedrohte. So standen an diesem neuen Schlachttage, da der Herr der Heerschaaren zürnend herabsah, 150,000 Streitern des Kaisers 290,000 Verbündete gegenüber. Einer steht gegen zwei, die Niederlage der Franzosen scheint unvermeidlich, dennoch kommt es anders.

Die erste Angriffssäule der böhmischen Armee unter dem Prinzen von Hessen-Homburg, aus Oestreichern bestehend, erstürmte Dölitz und Döfen und drang, als der Prinz schwer verwundet zurückgetragen wurde, unter dem Commando Colloredo's bis an Connewitz heran. Zwei Divisionen junger Garde, eilig hierher gesandt, warfen sie zurück, Schwarzenberg sandte Verstärkungen, auch der König von Preußen eilte persönlich dahin, die Schlacht kam an dieser Stelle zum Stehen; doch der Feind behauptete seinen Stützpunkt an der Pleiße. Viel blutiger ging es bei Probstheida zu, fast so wie zwei Tage zuvor bei Möckern. Zuerst findet Barklay, da er Güldengossa verlassen hat, Liebertwolkwitz und Wachau vom Feinde geräumt. Weiter darf er jedoch nicht, weil Benningsen, der seinen Angriff von Osten her unterstützen sollte, noch nicht heran ist. Ganze Stunden verfließen in ungeduldiger Erwartung, endlich um zwei Uhr geht es auf Probstheida. Es ist dieses ein sehr großes Dorf mit vielen massiven Häusern und Gartenmauern aus Lehm, heute von den Franzosen mit dem ihnen eigenthümlichen Geschick in den besten Vertheidigungszustand gesetzt. Denn während zu beiden Seiten zahlreiche Batterien, von Drouot aufgestellt, in verschanzten Stellungen das Feld und die Dorfstraßen rein fegen, sind die Letzteren noch durch Verhaue gesichert, Schießscharten durch die Mauern gebrochen, die Häuser in Festungen verwandelt. Hier ist ja der Mittelpunkt der feindlichen Stellung, hier handelt es sich um den Sieg oder den Untergang des Kaiserreichs. Stürmender Hand dringen die Preußen ein, die immer

die Vordersten sein wollen, werden jedoch von der Uebermacht wieder hinaus geworfen. Prinz August von Preußen, ein Hohenzoller, seiner Ahnen werth, sammelt die Seinen, ordnet sie und nimmt zum zweiten Male das Dorf, das auch er wiederum verliert. Als nun Prinz Eugen von Würtemberg mit seinen Russen — es ist der dritte Angriff — dasselbe zum Theil mit Sturm nimmt, setzt Napoleon seine alten, an den hohen Bärenmützen kenntlichen Garden daran und stößt mit Gewalt auch diese Stürmer wieder hinaus. Schon liegen die Todten haufenweise in und neben dem Dorfe, zwischen ihnen hält Napoleon inmitten der sausenden Kugeln mit ruhiger Miene in den vordersten Reihen; auf einer solchen Stelle zu verweilen, ist ihm liebe Gewöhnung, das Getöse der Schlacht für ihn erhebend und feierlich. Barclay, blutig von Probstheida abgewiesen, weicht eine kleine Strecke zurück und beschränkt sich dann bis zum Abend auf ein furchtbares Geschützfeuer. Auch Benningsen kam erst nach 2 Uhr zum Angriff. Nach heißem Kampfe, in dem Preußen gegen Hessen-Darmstädter und Badenser stritten — wieder ein trauriges Stück deutscher Geschichte — wich die Division Marchand. Ein anderer Theil der Heeressäule von Benningsen unter Klenau entriß dem Marschall Macdonald das Dorf Holzhausen, das genommen und verloren und wieder genommen und wieder verloren, zuletzt aber standhaft behauptet wurde. Reynier gegenüber, auf dem rechten Flügel von Benningsens Angriffslinie, eroberte Bubna mit seinen Oestreichern, da schon die Spitzen der Nordarmee heranrückten, in einem kurzen, aber energischen Anlaufe Paunsdorf. Hier in der Nähe steht auch die sächsische Division, innerlich kochend und gährend, daß sie ihr Blut für einen Mann vergießen muß, der sie beschimpft und ihr Vaterland unglücklich macht. Haben die Armen eine Ahnung davon, daß schon an anderen Orten Abtheilungen von ihnen und den Würtembergern zu den Verbündeten übergegangen sind? Als die Oestreicher sich nähern, fassen sie einen kurzen Entschluß: im Trabe fahren die sächsischen Geschütze, 38 an der Zahl, zu jenen hinüber, ihnen folgt im Sturmschritt die Division bis auf ein abgetrenntes Bataillon, indeß ein General, ein weißes Taschentuch an der Spitze seines Degens emporhaltend, den ihm Gegenüberstehenden zuwinkt, nicht zu feuern. Vergebens senden ihnen die Franzosen eine Ladung Kartätschen nach, schon sind sie bei den Brüdern. Welche Freudenthränen, welches Händedrücken, welche Umarmungen derer, die sich noch so eben auf Tod und Leben gegenübergestanden! Die Sachsen wollen sofort gegen die Franzosen schlagen, doch sendet man sie, wie sich geziemt, zur Reserve und gebraucht nur ihre Geschütze. Ihren Generalen aber, die zum

„Monarchenhügel“ zwischen Liebertwolkwitz und Probstheida ritten, wo Friedrich Wilhelm und Alexander zu Rosse hielten, sprachen dieselben ihren Dank für ihre deutsche Gesinnung aus; nur fügte der König die Worte hinzu, sie hätten lange auf sich warten lassen. Auf der anderen Seite ergriff den wackern Reynier tiefe Bestürzung, als er den Abfall der Sachsen erfuhr, nicht minder den Kaiser selbst. Derselbe sprengte sofort persönlich zur Stelle und warf auf den entblößten Fleck alles, was er zur Hand hatte, um die Lücke von 7600 Mann auszufüllen. Denn drohend rückte jetzt von Norden in ungeheuren Massen die Nordarmee heran.

Der Kronprinz von Schweden befehligte heute außer seinem Heere noch das Corps von Langeron, das ihm Blücher mit einer Selbstverleugnung zugestanden hatte, die in der Geschichte nicht oft vorkommt. Dennoch zauderte er seiner Gewohnheit gemäß mit seinen 100,000 Mann in jeder erdenklichen Weise. Daher konnte der ihm untergeordnete Bülow, so kampfbegierig er auch vorwärts drängte, dennoch erst um vier Uhr Nachmittags Paunsdorf angreifen, das von der französischen Division Durutte den Oestreichern wieder entrissen war. Vor seine Front zog der preußische General 32 Kanonen und eine Batterie Congrevischer Brandraketen und rückte unter den Klängen des „Heil dir im Siegerkranz“ auf das brennende Dorf zu. Schnell wurde es genommen, doch zwei Bataillone, die sich zu weit vorgewagt, zurückgedrängt und zersprengt. Endlich, die Uhr schlug jetzt fünf, war der Aufmarsch des Nordheeres vollzogen; vor seiner überwältigenden Uebermacht zog sich der Feind, ohne besonders heftigen Widerstand zu leisten, auf die Leipzig nächstgelegenen Dörfer zurück. So kam nur ein Theil der eigentlichen Nordarmee zum Schlagen, dagegen bestand das ihr beigegebene Corps von Langeron einen harten Strauß bei Schönefeld, welches der Marschall Ney mit starker Macht besetzt hielt. Um drei Uhr griffen die Russen das in Brand gerathene Dorf an, dreimal verloren sie es. „Während des Kampfes, erzählt ein Augenzeuge, stürzte der brennende Kirchthurm krachend zusammen. Das Toben und Schreien der Soldaten, der Lärm des Geschütz- und Gewehrfeuers, das Einschlagen und Springen der Granaten und übrigen Geschosse, das Gewinsel und der Hülferuf der Verwundeten und Verschütteten, sowie das Geheul der Fliehenden war grausig. Der Rauch, Staub und Dampf verdunkelte den Tag dergestalt, daß niemand mehr wußte, in welcher Tageszeit er lebte.“ Im heftigsten Kartätschenfeuer, in den vordersten Reihen erschien mehrmals der Kronprinz von Schweden, um zu zeigen, daß es nicht Mangel an persönlichem Muth gewesen sei, der bisher seine Handlungen geleitet. Zuletzt be-

haupteten die Russen die rauchenden Ruinen von Schönefeld und drangen bis in die Nähe von Leipzig vor. Dort hielt auch Blücher, der ja edelmüthig ein ganzes Corps an Bernadotte abgegeben, den Feind bei Gohlis, dem Rosenthale und den Vorstädten im Schach; heute trat er bescheiden zurück, um nicht die gute Sache zu gefährden. Im Westen war Gyulai auf dem linken Ufer der Elster bei Lindenau von französischen Garden zurückgedrängt worden; dies sicherte den Rückzug der Franzosen nach der Saale. Den Rest des Tages ließ Schwarzenberg durch eine gewaltige Kanonade ausfüllen, dann wurde es still und Nacht.

Vorher hielten im Abendsonnenscheine die beiden Monarchen, von einem Kreise von Generalen umgeben, indeß die Kanonen noch überall donnerten, auf ihrem Hügel. Während Boten auf Boten heransprengten, um Erfolg auf Erfolg zu künden, beriethen sie über den Schlachtplan des nächsten Tages, da sie glaubten, Napoleon wolle es noch einmal versuchen. Denn sie wußten, daß er seine Stellung von der doppelten Anzahl seiner Feinde nicht hatte durchbrechen lassen, sondern dieselbe noch jetzt behauptete, nur ein wenig näher an Leipzig herangedrückt. Sie wußten nicht, daß seine letzten Reserven schon darangesetzt, seine Kräfte erschöpft waren. So wollten sie denn den halben Erfolg des achtzehnten zu einem ganzen machen und den Löwen in die Stadt Leipzig selbst wie in einen Sack hineintreiben, indem sie Bernadotte und Blücher die Hand reichten. Hätte der Letztere an diesem Tage den Oberbefehl führen dürfen, es wäre anders gekommen.

Nach dem Berichte eines Augenzeugen ertheilte Napoleon, auf einem Holzschemel neben einem Wachfeuer sitzend, mündlich die Befehle zum nächtlichen Rückzuge dem General Berthier, der sie dann an einem Seitenwachfeuer mehreren Adjutanten dictirte. Der Trotz des Kaisers war gebrochen, wenn er sich auch zwang, seine Gefühle tief im Herzen zu verbergen. Untergang oder nächtlicher Rückzug? so trat die Frage an ihn heran. Eine Viertelstunde schlief er ein, erschöpft von den unerhörten Anstrengungen der letzten Tage, die Hände im Schooße. Träumte er von alten Siegen, alter Macht, oder von Niederlagen und einer Krone, die in Stücken geschlagen werden sollte? Stumm stand um ihn der Kreis der Generale, sinnend in das Feuer blickend. Plötzlich erwachte er und gab, schnell gefaßt, noch weitere Befehle. Da schlug eine feindliche Granate in sein Wachfeuer und warf es aus einander, und als man die Brände wieder zusammenlegte und anschürte, fuhr eine Kanonenkugel mitten hinein und löschte sie von neuem aus. Das Ereigniß als ein schlechtes Vorzeichen betrachtend, verbot der Kaiser, das Feuer von

neuem anzuzünden, und brach bald nach Leipzig auf. Sobald es völlig dunkel war, trat ein Corps nach dem andern so still als möglich den Rückzug durch Leipzig auf Lindenau an; rings in der Runde aber brannten die Wachfeuer, um die Verbündeten glauben zu machen, das französische Heer erwarte in seiner bisherigen Stellung den neuen Morgen und die neue Schlacht.

Der neunzehnte October.

Obgleich die Vorposten im Halbdunkel allerlei verdächtiges Geräusch vernahmen, vermochten sie jedoch nichts Gewisses zu melden. Dunkle Nacht und ein dichter Octobernebel hüllten die Abziehenden in einen undurchdringlichen Schleier ein, den erst die Sonne nach acht Uhr Morgens sinken ließ. Die Garde zog voran, dazu bestimmt, wenn sie den langen Damm passiert hätte, sich auf dem Plateau von Lindenau aufzustellen, welches die Elster beherrscht, und dann für die nächste Zeit eine starke Nachhut zu bilden. Es folgten andere Corps, dazwischen Kanonen, Munitionswagen, Pontons und Fuhrwerke anderer Art in Unzahl. Da nun alle eine und dieselbe Straße zu ziehen hatten, so verfuhren sich häufig Geschütze und Wagen in einander und hinderten das schnelle Fortkommen, andere, zerbrochen, mußten erst aus dem Wege geschafft werden. Als 8½ Uhr die Sonne, mit ihrem klaren Glanze einen schönen Tag verkündend, durch die Dünste brach, gewahrten mit Staunen die Verbündeten, daß ihnen kein französisches Heer mehr gegenüberstand; nur noch in weiter Ferne zeigten sich abziehende Colonnen. Bald traf man im Hauptquartier die Vorbereitungen zur Verfolgung und zur Erstürmung von Leipzig. Drei Sturmcolonnen: rechts die Russen, in der Mitte die Preußen, links die Oestreicher, brachen über das grauenvolle Schlachtfeld des achtzehnten gegen die Stadt auf. Leichen, Pferdekörper, zerschossene Geschütze, zertrümmerte Wagen hinderten vielfach den Marsch. Bald erschien eine Deputation, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln; doch Friedrich Wilhelm und Alexander verlangten die Ergebung aller der Truppen, welche noch innerhalb Leipzigs wären. Wollten sie doch mit Recht die Früchte von der Saat zweier so blutiger Tage erndten, wie sie die Weltgeschichte kaum kennt. Jetzt, wo klar hervortrat, daß die Macht Napoleons in denselben gebrochen war, dachten sie, gleichwie auch Kaiser Franz, in freudiger Bewegung zuerst an die, welche das große Werk vollbracht hatten. Der Fürst Schwarzenberg erhielt die höchsten Orden aller drei Staaten, Metternich wurde wegen kluger

Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zum Fürsten ernannt, Blücher zum Generalfeldmarschall, Standeserhöhungen, Beförderungen, Belohnungen, Ordensverleihungen traten in der allernächsten Zeit in Menge ein.

In dem Augenblicke, wo die böhmische Armee mit klingendem Spiele Leipzig erreichte, hatten Bülow, Benningsen, Sacken und Langeron dieselbe schon mit Sturm genommen. Es war damals die eigentliche Stadt von Alters her noch mit Wall und Graben umgeben und hätte wohl eine Zeit lang vertheidigt werden können; allein der Marschall Macdonald, der in Leipzig befehligte, sollte nur drei Vorstädte: die Hallische, die Grimmaer und die Petersvorstadt eine Weile halten, dann aber sich zur rechten Zeit zurückziehen und die Pleißebrücke hinter sich sprengen. Darum waren die Thore dieser Vorstädte durch Barrikaden, spanische Reiter und andere Hindernisse gesperrt, und durch die dünnen Umfassungsmauern der Gärten Schießscharten gebrochen. Zuerst griff Bülow an der Ostseite das äußere Grimmaer Thor an, dann links von ihm im Süden Benningsen das Petersthor, rechts Sacken und Langeron das Hallische, zunächst nur mit Kanonenfeuer. Während dessen, gegen neun Uhr, verabschiedete sich Napoleon bei dem unglücklichen Könige von Sachsen, der in wenigen Stunden Gefangener werden sollte; ist er damals wirklich so großmüthig gewesen, demselben zu rathen, er möge sich von Frankreich trennen und mit den Verbündeten in Unterhandlungen treten? Darauf ritt er davon, als schon die feindlichen Kanonenkugeln krachend die Dächer durchschlugen, und bekam auf dem Markte den Ruf eines seiner deutschen Soldaten zu hören: „Gottlob, nun muß auch er auskratzen!" Bald gerieth er in einen unentwirrbaren Knäuel von marschierenden Trupps, von Geschützen, Wagen und Schlachtvieh, der nicht zur Seite auswich. Vergebens zog seine Begleitung die Säbel und hieb flach ein, der Trieb der Selbsterhaltung überwog in der wogenden Masse alles andere; der Kaiser mußte Seitenwege einschlagen, um das Freie zu erreichen. Der Sturm auf das Grimmaer Thor geschah um 11 Uhr, wo das Königsberger Landwehrbataillon unter dem Major Friccius in die Vorstadt eindrang. Ein furchtbares Feuer empfing die Stürmenden, auch mit Kolben und Bajonet wurde in den Gärten und Straßen gekämpft, reihenweis lagen die Todten da, die Verluste mehrten sich zusehends. Zwei schwedische Geschütze eilten herbei und eröffneten ein Kartätschenfeuer, zwei schwedische Compagnien folgten, machten sich jedoch, der Schrecken des Kampfes ungewohnt, bald wieder aus dem Staube. Da erschien als Retterin die Brigade Borstell und drang durch die eingeschossene Vorstadtmauer; ein pommersches Grenadier-Bataillon erreichte den

Roßplatz und behauptete ihn, andere Truppen folgten, die Grimmaer Vorstadt war um ein Uhr bis an das Glacis erstürmt. Hell klangen jetzt in die Stadt die Hörner der pommerschen Jäger hinein, Klänge der Freude für die geängsteten Einwohner. Noch blutiger ging es gegen Norden in der Hallischen Vorstadt zu, wo Sacken erst um elf Uhr Fortschritte machen konnte, als Langeron erschien. Denn hier wehrte sich der Feind mit der äußersten Hartnäckigkeit, um den nicht allzu fernen Pleißeübergang zu schützen. „Vorwärts" rief auch hier der General Blücher, der in wenigen Stunden Feldmarschall heißen sollte, vorn an der Spitze der Truppen diesen zu, „vorwärts!", und es ging. Um ein Uhr hatte er die Vorstadt inne. Die dritte, im Süden, die Petersvorstadt, vertheidigte der heldenmüthige Poniatowsky mit 2000 Polen, dem Rest seiner Schaar, er wie sie auf das Aeußerste erschöpft und wenig vom Marschall Macdonald unterstützt. Nach kurzer Gegenwehr wich er vor der gewaltigen Uebermacht Bennigsen's bis auf das Glacis zurück und stellte sich hier den nachrückenden Russen zum Kampfe. Beide Parteien zogen ihre Geschütze vor und unterhielten lange Zeit gegen einander ein mörderisches Kartätschenfeuer, das plötzlich von einem ungeheuren Krach übertönt wird. Er verkündet, daß die Katastrophe gekommen ist. Der Kaiser hatte nämlich vor seinem Abzuge den der Stadt nächsten Pfeiler der großen Pleißebrücke unterminieren und einem Ingenieur-Obersten den Befehl zugehen lassen, die Pulvermine zu sprengen, sobald alle Truppen hinüber wären. Derselbe geht von seinem Posten weg und läßt bei dem Pfeiler einen Korporal und vier Mann Sappeurs zurück. Es nähern sich russische Tirailleurs, ihre Kugeln pfeifen um die Brücke und fliegen in die Masse, die darüber zieht. In dem Gewirr werden angstvolle Stimmen laut: „Anzünden, anzünden!" Der Korporal, vollständig verwirrt geworden, glaubt, nichts Besseres thun zu können, und steckt die Lunte an; krachend, daß die Erde erbebt, und die Trümmer auf beide Ufer fallen, fliegt der Pfeiler mit einem Theile der Brücke in die Luft. Damit sind denn alle abgeschnitten, die noch auf dem rechten Pleißeufer stehen. Sie stürzen verzweifelnd auf den Fluß zu, der, sonst so flach, daß er durchwatet werden kann, durch die Regengüsse der früheren Tage so gestiegen ist, daß nur Schwimmer hinüber können. Ein Theil wirft sich in das Wasser, der Gefangenschaft zu entgehen, und kommt hindurch, darunter der Marschall Macdonald, dessen Pferd ihn schwimmend hinüberträgt. Ein anderer und größerer Theil ertrinkt im Flusse, so Poniatowsky, der erst seit drei Tagen den Marschallsstab führt, und dem schon die Königskrone winkt. Tausende werden bei der Verfolgung, die bis

an das Ufer geht, erschossen, erstochen, erschlagen; der Rest, ganze Brigaden, strecken das Gewehr.

Schon um ein Uhr hatten Friedrich Wilhelm und Alexander von der entgegengesetzten Seite her an der Spitze der Garden unter rauschender Musik ihren Einzug in Leipzig gehalten; Kaiser Franz kam erst später nach. Unermeßlicher Jubel ihrer siegreichen Truppen und der Einwohner, welche aus ihren Kellern, eben noch blaß und zitternd, jetzt unter lautem Zuruf und mit Tücherwehen hervorkamen, empfing die beiden Fürsten. Konnte man doch vorher kaum anders denken, als daß Leipzig mit Bomben beschossen werden würde, während die Preußen und Russen sich damit begnügten, die Vorstädte zu stürmen. Die Leiden der letzten Vergangenheit und der Gegenwart schwanden vor der frohen Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Zunächst nach dem Empfange der Monarchen wandten sich die Gemüther den Errungenschaften der Riesenschlacht zu, in der zuletzt 150,000 Mann gegen 300,000, 700 Geschütze gegen 1400 standen. Da ergab sich, daß die Franzosen außer vielen, vielen Tausenden von Verwundeten, welche in den großen Lazarethen innerhalb der Stadt lagen, 45,000 Mann, 300 Geschütze und 900 Wagen verloren hatten; unter den hervorragenden Gefangenen befanden sich Lauriston und Reynier. Andererseits zählten die Verbündeten, da sie überall stürmend vorgegangen waren, nicht weniger als 47,000 Todte und Verwundete — eine ungeheure Zahl, ein unermeßliches Elend! Neunundzwanzig Dörfer in der Umgegend lagen ganz oder theilweise in Trümmern, während ihre unglücklichen Bewohner, um Hab' und Gut gebracht, obdachlos und hungernd umherirrten. Voller vierzehn Tage bedurfte es, die Todten und die Pferde zu begraben und die zahllosen Beutestücke aufzulesen. Viele Tausende von Verwundeten kamen in der nächsten Zeit aus Mangel an Pflege, Verbandstücken, Medicin und Lebensmitteln um. Dazu brach der Typhus in den Lazarethen von Leipzig aus und vermehrte, grausig auch unter den Aerzten wüthend, die Zahl der Opfer. Aber ganz Deutschland jubelte, denn es sah die Befreiung des deutschen Bodens und die Herstellung des deutschen Reiches nahe. Millionen Dankgebete stiegen in den Kirchen und der stillen Kammer zum Herrn der Heerschaaren empor, überall leuchteten Abends die Freudenfeuer auf den Bergen, nirgends mischte sich damals ein Mißton in die reinen Klänge. „Wir sind freie Männer, freie Menschen" schrieb Arndt, „wir können die deutsche Eiche wieder ansehen als den Baum, wovon unsere Kinder und Enkel sich Kränze brechen dürfen, wir können die Sonne wieder ansehen als das Licht, welches Ehre und Tugend wieder bescheinen wird."

Auch die andern unterdrückten Völker schauten freudevoll nach den Gefilden Leipzig's, wo sie ihr Joch zerbrochen glaubten. Wir aber, die Söhne und Enkel der Preußen, die dort gestritten und geblutet, werden nie die Zeiten der tiefen Schmach und die der glorreichen Siege vergessen, niemals, was unsere tapfern Väter um des deutschen Vaterlandes willen gelitten und was sie geopfert haben. Die Erinnerung daran, tiefer wie irgend eine andere in die Tafeln der Geschichte gegraben, wird lebendig bleiben, so lange es ein deutsches Volk giebt.

---

21. Das Gefecht bei Freiburg an der Unstrut.

Den 21. October.

Wohl war der Feind geschlagen, doch nicht vernichtet. Das wäre das Werk einer rastlosen Verfolgung gewesen, die Tag und Nacht auf den Fersen des flüchtigen Heeres hätte sitzen müssen; allein dazu gehörte ein anderer Mann als Schwarzenberg. Vergebens erbot sich Blücher, mit 20,000 Reitern den Resten der Franzosen nachzujagen und sie nach Herzenslust niederzusäbeln oder zu zerstreuen, ehe sie den Rhein erreichten, ein Unternehmen, wie geschaffen für den gebornen Husaren; sein Anerbieten wurde jedoch im Hauptquartier abgelehnt. Dafür blieb sein Vortrab unter York stets an der Spitze der Verfolgenden; so saumselig zeigte sich die böhmische Armee, welche den Feind mit Leichtigkeit den heranrückenden Baiern in die Arme treiben konnte. Verstand Schwarzenberg seine Aufgabe nicht, oder fürchtete er sich noch immer, eingedenk der Tage von Dresden und von Wachau, vor dem Löwen? Oder durfte er den Schwiegersohn seines Kaisers nicht ganz verderben? Während er zauderte, zog Napoleon mit den ihm gebliebenen 100,000 Mann von Leipzig über Lindenau und die ihm wegen seines Mangels an Reiterei höchst gefährliche Ebene von Lützen nach Weißenfels an der Saale. Nur noch die Artillerie befand sich in einem erträglichen Zustande, die andern Waffengattungen dagegen in voller Auflösung. Die Häuser und Ortschaften neben der Heerstraße bis auf eine Stunde weit wurden geplündert, viele verbrannt, überall lagen todte Menschen und Thiere, zerbrochene Wagen und sonstige Trümmer. Der Typhus, welcher unter diesen Resten der jungen Armee herrschte und sie alle, früher oder später, wegraffte, theilte sich auch der sächsischen Landbevölkerung mit. Als das Heer in einem solchen Zustande Weißenfels erreichte, vernahm der Kaiser, daß Gyulai mit seinen Oestreichern bereits Naumburg besetzt habe, um den wichtigen Paß von Kösen zu vertheidigen. Da er

theils den Feind überschätzte, theils einen neuen Kampf vermeiden wollte, verließ er jetzt die Hauptstraße, um auf Nebenwegen Freiburg und Erfurt zu erreichen. Hastig ging es vorwärts, es wurde noch im tiefsten Dunkel um drei Uhr Morgens wieder aufgebrochen, die engen Gebirgspfade waren steil und schlüpfrig, insbesondere der Hinaufzug nach Eckartsberge. Als die Franzosen am 21. Oktober Freiburg erreicht hatten, drängte sich, da, wie an der Beresina, ein jeder seine Person in Sicherheit bringen wollte, ein wilder Knäuel den Brücken über die Unstrut zu; nur die Gegenwart des Kaisers konnte die Ordnung herstellen. Schon hatte gegen 3 Uhr ein Theil den Fluß passiert, da erschien auf den Höhen nordwärts die Vorhut von York und feuerte mit Kanonenkugeln und Granaten in das Gedränge. Napoleon, persönlich eine kurze Zeit denselben ausgesetzt, ließ auf einer die Gegend beherrschenden Anhöhe Geschütz aufpflanzen und einen Theil der Truppen auf das linke Ufer der Unstrut zurückgehen, indeß sich auf dem rechten die Garden, den Rückzug deckend, drohend aufstellten. So gelang es ihm, nach einem verlustvollen Gefechte die Unstrut zu überschreiten. Die Preußen, deren voraufgaloppierende Reiter bei Roßbach eben 4000 Gefangene befreit hatten, erbeuteten bei Freiburg 18 Geschütze und machten 1000 Gefangene, indeß 1000 Mann von den Rheinbundstruppen zu ihnen übergingen. In Eckartsberge verließ das französische Heer die Gebirgspfade und kehrte auf die Hauptstraße nach Erfurt zurück. „Zwischen den Bewaffneten, gesteht ein Franzose selbst zu, marschierten an 20,000 ohne Waffen; die Einen trugen einen Arm in der Schlinge, die andern hinkten, die meisten aber gaben sich für verwundet aus, ohne es doch zu sein, oder behaupteten, sie hätten ihre Waffen verloren, die sie doch selbst weggeworfen. Alle diese Leute verbreiteten sich jeden Abend in die umliegenden Dörfer und plünderten diese aus." In Erfurt angekommen, gönnte Napoleon den Seinen zwei Tage Rast, um wenigstens einige Ordnung herzustellen und dem größten Mangel abzuhelfen. Hier wurden aus den Magazinen Kleidungsstücke, Schuhe, Lebensmittel und Waffen in Masse vertheilt. Dann ging es aber weiter, da Blücher heranrückte und so sehr eilte, daß er sich öfters Nachmittags in demselben Zimmer befand, das der Kaiser am Morgen desselben Tages verlassen hatte. Fortwährend traten Rheinbündler über, noch immer gab es Beute in Menge. Am Hörselberge vor Eisenach gelang es Blücher, die Nachhut der Franzosen unter dem General Bertrand einzuholen und mit großem Verluste zu werfen. Dann aber mußte er die Verfolgung aufgeben, da er den Befehl erhielt, sich rechts wendend, die Straße nach Wetzlar einzuschlagen, um dem Feinde, den man im Haupt-

quartier dorthin gezogen wähnte, den Weg zu verlegen. Jenem kam es jedoch nur darauf an, möglichst bald den Rhein zu erreichen. Schon rückten von allen Seiten die Truppen der Verbündeten heran, ja es hieß, es sollte dem geschlagenen Heere durch einen neuen Feind, die Baiern, der Weg nach Frankreich ganz und gar verschlossen werden.

Bereits am 8. Oktober hatte der König Maximilian von Baiern in dem Vertrage von Ried mit Oestreich seinen Besitz und die Königskrone gerettet und am 14. unter dem Zujauchzen seines Volkes an Frankreich den Krieg erklärt. Dabei war abgemacht worden, daß Baiern für die an Oestreich wieder abzutretenden Provinzen, d. h. für Tirol und die andern am Inn gelegenen Länder, entsprechend entschädigt werden sollte. Zu den Bajern stießen nun die Oestreicher, die bisher ihnen gegenüber am Inn unthätig gewesen waren, und dann rückte das vereinte Heer unter dem Oberbefehl von Wrede auf den Main zu. Gleichzeitig marschierte die Nordarmee auf Hannover, um Davoust den Rückzug nach Frankreich abzuschneiden, dann weiter nach Holstein und Schleswig, um Dänemark zur Abtretung Norwegens zu zwingen. Nach Nordwesten zog mit starker Heeresmacht Bülow und säuberte so schnell Holland von den Franzosen, daß schon am 2. Dezember der Prinz von Oranien unter dem jubelnden Rufe: „Oranje boaven!" seinen Einzug in Amsterdam halten konnte. Endlich entfloh der König Hieronymus, der, schon einmal vertrieben, auf kurze Zeit nach Kassel zurückgekehrt war, vor den Russen eilig aus der Stadt. Das Königreich Westfalen aber, der Schmutzfleck in der deutschen Geschichte, ward sofort für aufgelöst erklärt.

---

22. Die Schlacht bei Hanau.

Den 30. und 31. Oktober.

Von Südosten her zog der General Wrede an der Spitze von 32,000 Baiern und 25,000 Oestreichern heran, um den abgehetzten Feinden den Weg zu verlegen. Die böhmische Armee wollte ihm dieselben zutreiben, so daß sie zwischen zwei Feuer geriethen, und kein Franzose über den Rhein entränne. Anfangs bewegte sich der bairische General in starken Eilmärschen vorwärts, dann aber ließ er sich vor Würzburg mehrere Tage aufhalten und erreichte, nachdem er seine Streitkräfte durch Absenden von Seitencorps auf 40,000 Mann geschwächt hatte, am 28. October Hanau. Die Stadt liegt am rechten Ufer des Mains da, wo die Kinzig, sie im Halbkreise umschließend, in denselben mündet.

Hier ist die Gegend weithin eben und mehrfach mit Wäldern bedeckt, unter denen der Lambohwald, in östlicher Richtung von Hanau gelegen, sich der Kinzig nähert. Durch ihn geht die große Heerstraße, welche dann die Ebene durchschneidet, bei Hanau durch Kanonenfeuer bestrichen werden kann und darauf den Main entlang nach Frankfurt und Mainz führt. Diesen Weg kam der Kaiser von Langenselbold her gezogen. Hier an der Kinzig wollte ihm Wrede mit der Minderzahl, eben noch durch den Zuzug der Streifschaaren von Tschernitschef, Orlof-Denisof und Mennsdorf wenig verstärkt, einen ehernen Riegel vorschieben. Zuerst hatte er geglaubt, die französische Armee sei in völliger Auflösung, so



Hanau.

daß es sich nur darum handle, die einzelnen Trupps abzufangen. Aber eines Besseren belehrt, da ihm die Meldung zuging, in Erfurt habe der Kaiser ein gutes Stück Ordnung hergestellt und sei mit der Uebermacht im Anzuge, blieb er dennoch stehen. War nicht für die Baiern, welche so lange für Napoleon stritten, eine Bluttaufe nothwendig, auf daß die Verbündeten sähen, sie meinten es ehrlich? Wrede äußerte selbst: „Wir sind zu neue Freunde, um nicht unsern guten Willen mit dem blutigsten Ernste zu bethätigen." Demnach stellte er sein Heer an der Kinzig in einer Schlachtordnung auf, die für eine der fehlerhaftesten gehalten wird. Denn der Fluß, hier nur über die Lamboy-Brücke passierbar, theilte die bairisch-östreichische Aufstellung in zwei Theile, indeß der Lamboy-Wald,

vor der Front gelegen, die Bewegungen des Feindes verhüllte; um die aus ihm hervorbrechenden Franzosen niederzuschmettern, stellte er nach dem Beispiele seines Lehrmeisters Drouot eine ungeheure Batterie von 60 Geschützen an einer die Ebene bestreichenden Stelle auf. Schon am 28. und 29. Oktober hatte es bei Hanau Gefechte gesetzt, am 30. gegen Mittag näherte sich Napoleon selbst dem Lamboy-Walde. Bald hallte derselbe von tausendfachem Gewehrfeuer wieder, in kurzer Zeit trieben die französischen Tirailleursketten Wrede's Vortruppen hinaus. Als die Franzosen sich darauf über die unbewaldete Ebene hin gegen die feindliche Schlachtordnung in Bewegung setzten, empfing sie ein verheerendes Feuer der großen Batterie. Aber Drouot wußte sich zu helfen. Den 60 Kanonen setzte er 50 entgegen und brachte die ersteren bald zum Schweigen, da ihnen — ein neuer großer Fehler — die Munition ausging; durch fortgesetztes mörderisches Feuern erschütterte er den Feind. In dem entscheidenden Augenblicke warf Napoleon auf die Baiern seine Reiterei, welche, ob des Abfalls der langjährigen Bundesgenossen erzürnt, mit grenzenloser Erbitterung einhieb. Rafften sich doch die Erschöpften, Kranken und Hungernden zu einem letzten verzweiflungsvollen Kampfe auf, um sich den Weg zum Rhein zu erkämpfen. Der linke Flügel und das Centrum der Baiern, durch welche der Weg des Feindes ging, mußten vor dessen wüthendem Anlauf zurückweichen. Doch konnte der Rückzug nur unter starken Verlusten durchgeführt werden, da nur die Lamboy-Brücke hier über die Kinzig führte, bei derselben sich alles zusammendrängte, die Geländer brachen, und viele im Flusse ertranken. Andere suchten über ein Wehr zu flüchten, doch auch hier fanden viele, ausgleitend, den Tod in den Wellen. Nun stellte sich Wrede quer über die Landstraße nach Aschaffenburg auf; doch Napoleon beschloß, um ganz ungestört weiter ziehen zu können, erst Hanau zu nehmen und dann ihn noch weiter zurückzudrängen. Zunächst wurde am 31. in der Morgenfrühe Hanau mit Granaten beschossen, welche hier und dort zündeten, und hierauf zum Theil mit Sturm genommen. Die Oestreicher, welche das Uebrige noch besetzt hielten, zogen auf Befehl Wrede's ab, der die brennende Stadt nicht dem Untergange weihen wollte. Hiermit war der Weitermarsch der Franzosen vollständig gesichert. Aber Marmont, der hier kommandierte, ging einen Schritt weiter und drängte Wrede so arg, daß er einen Flügel desselben in den Main geworfen haben würde, wäre er nicht zurückgerufen worden. Da schöpften denn die Baiern wieder Luft und wollten die Nachhut der Franzosen abschneiden. Stürmend gingen sie abermals gegen Hanau, nahmen es wieder und erreichten die

Kinzigbrücke, als eine Kugel den General Wrede schwer, doch nicht tödtlich, im Unterleibe verwundete. Ein tapferer Mann, doch kein Feldherr! „Einen Grafen", soll Napoleon über ihn geäußert haben, „konnte ich aus ihm machen, doch keinen General." Auch nach seinem Falle ward seitens der braven Baiern, die hier eine alte Schuld ihrer Regierung tilgen wollten, mit außerordentlicher Erbitterung gekämpft. Ein Augenzeuge drückt sich so aus: „So zahlreich lagen die Leichname da, daß wir in einem Morast von Menschenfleisch hinliefen." Es dauerte der Kampf an den beiden Brücken bis in die Nacht, ohne daß es den Baiern gelang, die der großen Heerstraße, die Lamboy-Brücke, zu nehmen. Erst in der Dunkelheit zog die Nachhut der Franzosen nach Frankfurt a. M. ab, die Baiern aber hatten mit ihrem Blute Zeugniß dafür abgelegt, daß sie bei der deutschen Sache bleiben wollten. Ihr Verlust betrug 9000 Mann, der französische an die 10,000. Nun nicht mehr gehindert, erreichte Napoleon mit 70,000, deren größter Theil einem baldigen Tode durch das Spitalfieber geweiht war, und mit 200 Kanonen am zweiten November den Rhein und das schirmende Mainz. Er ahnte wohl nicht, als er über die Brücke hinüberzog, daß er den deutschen Strom niemals wiedersehen sollte!

---

23. Der Schluß des großen Jahres.

Aus den großen Siegen ging noch am Schluß des Jahres und mehr noch zu Anfang des folgenden Erfolg auf Erfolg hervor, errungen ohne allzu großes Blutvergießen. Zuerst warfen einige Brigaden der böhmischen Armee am 9. November das Corps des Generals Bertrand über den Rhein zurück, das sich bei Hochheim in Verschanzungen festgesetzt hatte; eine starke Kanonade reichte aus, den Feind mit Verlust von vier Kanonen in die Veste Kassel hineinzujagen. So war das rechte Rheinufer von den Franzosen gesäubert, mit Ausnahme derer, die noch in den Festungen zwischen Weichsel und Rhein standen, 120,000 Mann an der Zahl, im Besitz eines ganz unermeßlichen Kriegmaterials. Modlin, Zamosk, Danzig, Glogau, Küstrin, Stettin, Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg, Hamburg, Erfurt und Würzburg, dreizehn Festungen noch in Feindeshand! Besetzt hielten sie, berichtet ein französischer Geschichtschreiber, lauter jetzt am Schlusse des Jahres gut geschulte, gut disciplinirte Leute unter bewährten Offizieren. Diese Trümmer vereint hätten eine ganz treffliche neue Armee abgegeben, eine bessere als die untergegangene. Doch Napoleon wollte bis zu den Tagen von Leipzig, daß

sämmtliche Festungen behauptet würden, damit er nach einer einzigen glücklichen Schlacht wieder als der Allgewaltige dastehe. Daher konnten jetzt diese Besatzungen nur dann gerettet werden, wenn ein kühner Mann an der Spitze einer dieser Garnisonen ausgezogen wäre, das Blokadecorps zersprengt, sich der nächsten angeschlossen und so fortgefahren hätte. Allein dies geschah nicht, da die Befehle Napoleon's unerbittlich forderten, bis zum Aeußersten auf dem Posten zu bleiben. Zuerst ergab sich in dem verschanzten Dresden das Corps des Marschall St. Cyr, ein verlorner Posten, in dem ausgesogenen Sachsen hungernd, den Oestreichern, nachdem ein Versuch, sich nach Torgau durchzuschlagen, mißlungen war. So geriethen am 12. November der Oberbefehlshaber, der General Löbau, einunddreißig andere Generale, 1759 Offiziere und 33,744 Unteroffiziere und Gemeine in Kriegsgefangenschaft. Die Stettiner Besatzung, 7000 Mann stark, streckte am 21. das Gewehr. In Danzig behauptete sich viele Monate hindurch der unerschrockene General Rapp mit einer buntgemischten, aus Franzosen, Polen und Italienern zusammengesetzten Garnison, Trümmern der ehemaligen großen Armee. Der Kaiser hatte ihm eingeschärft, die Festung nur auf einen von ihm eigenhändig geschriebenen Befehl zu übergeben, und sich mit allen seinen Leuten lieber dem Tode zu weihen, als sich auf Unterhandlungen einzulassen. Daher wehrte sich Rapp, obgleich die unglückliche Stadt, durch Landbatterien und englische Kanonenschaluppen mit einem Feuerregen überschüttet, jeden Augenblick zu brennen anfing, obgleich das aus Rußland mitgebrachte Frostfieber wüthete, bis zum 26. December. Der an diesem Tage abgeschlossenen Capitulation gemäß sollte die Besatzung, gegen Ende der Belagerung aus 15,000 Gesunden und 10,000 Kranken bestehend, freien Abzug haben, wurde jedoch, da man im Hauptquartier die Bedingungen der Uebergabe verwarf, kriegsgefangen. Ungefähr um dieselbe Zeit fielen die polnischen Festungen Modlin und Zamosk und das sächsische Torgau, die übrigen aber haben sich erst im Laufe des nächsten Frühjahrs ergeben müssen, oder sie wurden nach dem Sturze Napoleons geräumt; eine, Wittenberg, ward erstürmt. Nach langer Beschießung, während die Preußen in Regen und Sturm oder in winterlicher Kälte davor bivouaquierten, nahm Tauenzien in der Nacht von 12. zum 13. Januar die Festung mit Sturm und erhielt davon später den Ehrennamen Tauenzien-Wittenberg. So konnten allmählig zahlreiche, an Entbehrungen, Strapazen und Kälte gewöhnte Streitkräfte, die bisher vor den Festungen lagen, nach dem Rhein nachrücken und die Heere der Verbündeten verstärken.

Unterdeß blieb den übrigen Fürsten des Rheinbundes, obgleich sie im Herzen noch immer zu Napoleon hinneigten, nichts übrig, als sich den Siegern in die Arme zu werfen. Zuerst sagte sich der König von Würtemberg unter ähnlichen Bedingungen von Frankreich los wie Baiern. Also erhielt er die ihm von Napoleon verliehene Königswürde, die Souveränetät in seinem Lande und den freien Besitz desselben durch die Verbündeten verbürgt. Bald kam der Eine nach dem Andern, und was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Hessen, Baden, Nassau, Koburg u, s. w., sie alle fanden sich, wenn auch widerwillig, ein und wurden in Gnaden angenommen. Nur die Napoleoniden in Westphalen und Berg, der Großherzog von Frankfurt, die Fürsten von Isenburg und Leyen sollten mit dem Verluste ihrer Länder büßen. Die Vertriebenen kehrten zurück: der Herzog von Cumberland nach Hannover, der Herzog Friedrich Wilhelm nach Braunschweig, der Kurfürst von Hessen nach Cassel, sie alle als die Bringer einer besseren Zeit in ihren festlich geschmückten Hauptstädten mit Jubel begrüßt; damals leuchtete am unbewölkten Himmel heller Sonnenschein, noch dachte keiner an neues Dunkel. So löste sich schnell der Rheinbund auf, dessen ehemalige Mitglieder sich nun verpflichten mußten, ihre Contingente zu den Heeren der Sieger stoßen zu lassen. Doch zum Theil erfüllte sich, was Stein damals an den Kaiser Alexander schrieb: „Die Rheinbündischen werden sich vor den siegreichen Verbündeten beugen, sie werden sich zu Truppenstellungen verbindlich machen, aber uns möglichst die Benutzung der Kräfte ihres Landes erschweren und unsere Maßregeln lähmen." Es war im Sommer durch den Uebertritt Oestreichs auf die Seite der Preußen und Russen die Wiederherstellung des deutschen Reichs ins Stocken gerathen; denn der Kaiser Franz wollte von der deutschen Krone nichts wissen, und sein Minister Metternich wies schon darum jeden Gedanken daran zurück, weil der kluge Mann wohl wußte, daß Preußen dann die erste Stelle einnehmen müsse, da es das Meiste für die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft gethan habe. Als sich nun auch Baiern durch den Vertrag von Ried an die Verbündeten anschloß, da ward die deutsche Sache auf beinahe ein halbes Jahrhundert begraben, und, von Kaiser und Reich zu reden, zum Verbrechen. Das ist die Schattenseite dieses großen Jahres, dessen Lichtseiten bis auf heute die glänzendsten der deutschen Geschichte sind.

Das Hauptquartier der Verbündeten befand sich während dieser Ereignisse in Frankfurt a. M. Man berieth daselbst, ob man am Rhein stehen bleiben oder in Frankreich eindringen solle, und konnte, da

die Meinungen der Militairs und der Diplomaten allzusehr getheilt waren, lange zu keinem Resultate kommen. Denn während Blücher und Gneisenau nicht abließen, zu mahnen: „Auf, über den Rhein! Lassen wir dem Feinde keine Zeit, neue Kräfte zu sammeln, sondern ziehen wir in einem Zuge auf Paris, nehmen es und entthronen Napoleon!“ hielten die meisten anderen Generale einen Winterfeldzug in Frankreich hinein für ein verwegenes Unternehmen. Dazu wünschte Oestreich, um nicht den Schwiegersohn des Kaisers ganz und gar fallen zu lassen, und von tiefem Mißtrauen gegen die wachsende Macht Rußlands erfüllt, einen faulen Frieden, England ebenfalls, die ehemaligen Rheinbundsfürsten noch mehr. So kam es denn, daß man von Frankfurt aus einen Friedensvertrag nach Paris sandte, welcher Napoleon das linke Rheinufer ließ, ja sogar die Grenzen Frankreichs nach den Friedensschlüssen von Campo Formio und Lüneville. „Frankreich“, hieß es darin, „soll seine natürlichen Grenzen: den Rhein, die Alpen, die Pyrenäen behalten, dagegen Italien und Holland aufgeben, Deutschlands Unabhängigkeit anerkennen, nach Spanien die Bourbons zurückkehren lassen“. Mehr konnte der Kaiser nicht verlangen. Allein vom Glück verwöhnt, durch seinen Stolz verblendet und maaßlos geworden, stieß er die Hand zurück, die sich ihm abermals entgegenstreckte, drohend auf seine neuen Heeresrüstungen hinweisend. Das hieß Oel in das Feuer gießen. In Frankfurt, wo jetzt Stein eintraf und den Czaaren durch die Aussicht auf neue Thaten und neue Lorbeern hinriß, siegte jetzt die Kriegspartei ob, deren Haupt, der zürnende Feldmarschall, nicht abließ, frei von der Leber weg die Friedensmänner „diplomatische Schufte“ zu nennen. Am 1. December ward beschlossen, die siegreichen Waffen in das Herz von Frankreich zu tragen und ein Manifest an Europa zu erlassen. So ging das große Jahr seinem Ende entgegen, und bereiteten sich für das kommende neue blutige und welterschütternde Ereignisse vor.

---

24. Rückblick.

Zehn große Feldschlachten waren also geschlagen, unzählige Gefechte geliefert, die Festungen im eigenen Lande belagert worden. Die Geschichte, selbst die von 1870 und 1871, kennt kein so gräßliches Vergießen von Menschenblut in einem einzigen Sommerfeldzuge, kein so gewissenloses Spiel mit Menschenleben, wie das Napoleon's in diesem Jahre. Ganze Striche Deutschlands sind verwüstet, andere aller ihrer

Vorräthe beraubt, die reichsten Städte verarmt, Handel und Verkehr vernichtet. Wie viele Familien haben ihre Ernährer verloren, wie viele Tausende und aber Tausende liegen schwer verwundet oder verstümmelt in den Lazarethen, wo herrschten nicht Armuth, Noth und Krankheit! Aber ist nicht das Werk der Befreiung des deutschen Bodens so gut wie gelungen, und der Feind bis über den Rhein getrieben? Hatten sich doch nur die kühnsten Seelen vorher zu diesem großen Gedanken aufschwingen können! So übertönte denn der allgemeine und helle Jubel mächtig die stumme Klage und das leise Wimmern. Fest stand nunmehr in den Preußenherzen der Entschluß, auch das linke Rheinufer dem Reiche zu erhalten und den bösen Feind für immer unschädlich zu machen, damit er nicht erstarke und mit neuer Heeresmacht wiederkehre. Und das Heer und das Volk rechneten unbedingt auf Sieg in dem Winterfeldzuge; denn es war der Mann gefunden, welcher sie, das Gewebe der Diplomatie zerreißend, zu Ehre und Sieg geführt hatte, der junge alte Feldmarschall. War nicht vor allem durch ihn der Rostfleck von dem Schilde der preußischen Ehre weggebracht worden, daß derselbe jetzt in nie gesehenem Glanze strahlte? Sahen nicht die russischen und östreichischen Generale mit Scheu auf den Helden, der sie alle mit sich fortgerissen, und Europa mit Bewunderung? Sollten die andern verzagen, so wird er, dachten die Feuerseelen, einem Napoleon auf dessen eigenem Boden in offener Feldschlacht stehen und die preußischen Fahnen nach Paris tragen.

II.

Das Jahr 1814.

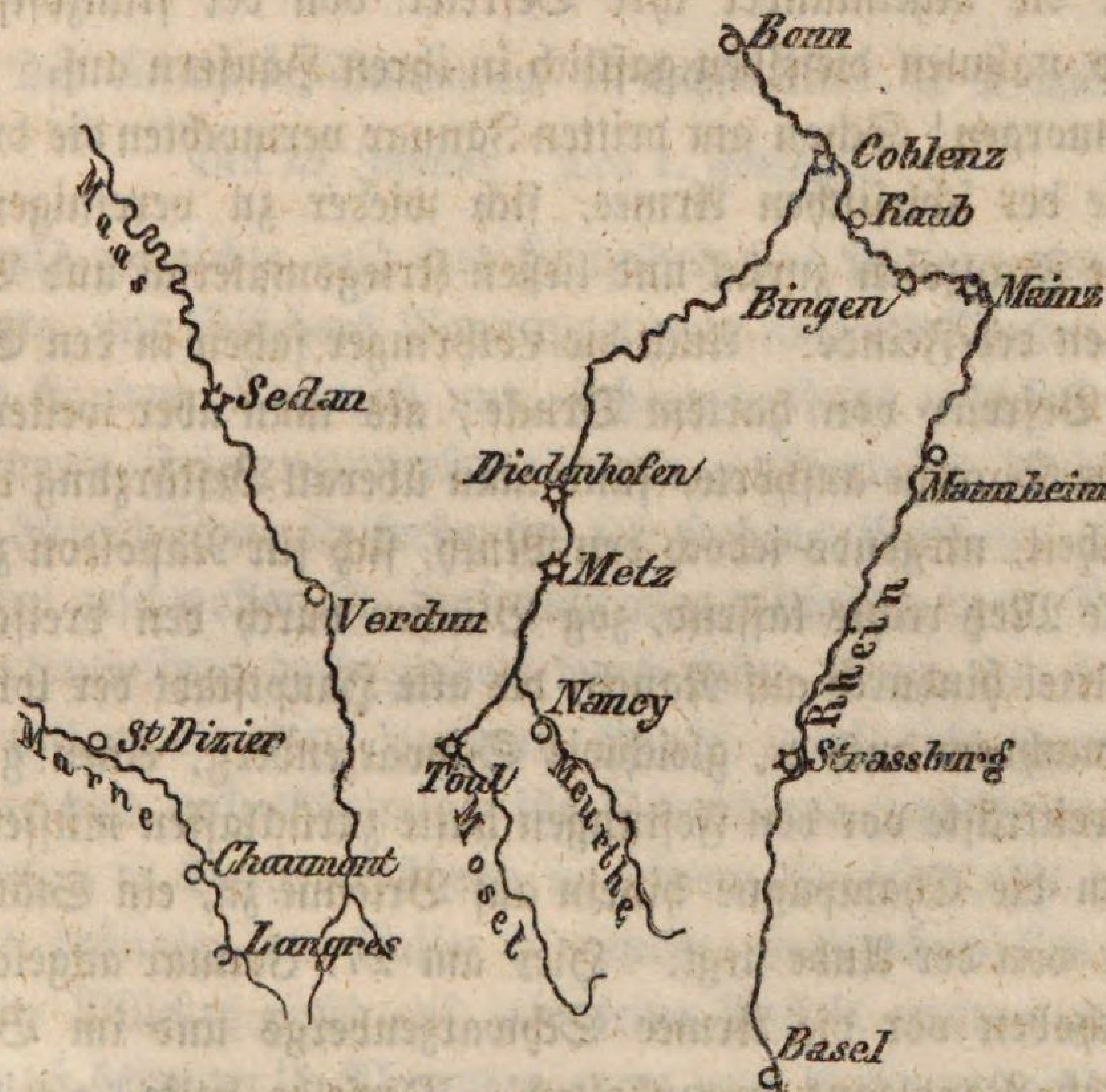
25. Der Einmarsch in Frankreich.

Am Tage darauf, da in Frankfurt a. M. der Winterfeldzug beschlossen wurde, am 2. December, erschien ein feierliches Manifest der Verbündeten an die französische Nation. Sie führten, hieß es darin, nicht gegen Frankreich Krieg, sondern gegen jene Uebermacht, welche der Kaiser Napoleon zum Unglück von Europa und von Frankreich nur allzu lange außerhalb der Grenzen seines Reiches ausgeübt habe. Sie wünschten, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, sie bestätigten dem französischen Reiche eine Ausdehnung des Gebiets, wie sie dasselbe nie unter seinen Königen gehabt. Es beabsichtigte also dieses Manifest, das Volk gegen die Sache seines Kaisers gleichgültig zu machen, so daß es denselben im Stiche ließe, und es verpflichtete im voraus die verbündeten Mächte zu einer Schonung, wie sie die französische Nation schwerlich verdiente. Den Worten, welche man erst allgemein bekannt wissen wollte, folgte die That nicht auf dem Fuße, sondern zwei Drittel des Decembers vergingen unter Vorbereitungen. Galt es doch, die gelichteten Reihen von neuem vollzählig zu machen und für Kleidung, für Waffen und Munition zu sorgen. Es sollte ja ein Krieg zur Winterzeit, im Feindeslande, nicht mehr wie im Sommer auf eigenem Boden geführt werden; darum mußte die Vorsorge eine doppelte sein. Auch hütete man sich, das von Dünkirchen bis Metz durch einen dreifachen Festungsgürtel und durch die Ardennen, Argonnen und Vogesen geschützte Frankreich mit unzulänglichen Streitkräften anzugreifen. Vielmehr waren gegen dasselbe eine Million Soldaten in Bewegung, der kleinere Theil am Rhein, der größere im Nachrücken begriffen. Gegen Ende Decembers sollten die am weitesten vorgeschobenen Heere den Strom überschreiten, das linke Rheinufer befreien und den Krieg in das Herz von Frankreich hineintragen. Den rechten Flügel bildete in dem eroberten Holland Bülow mit 30,000 Mann von dem ehemaligen Nordheere, dem Winzingerode mit einer gleichen Anzahl zu folgen hätte. Im Centrum stand Blüchers einstige schlesische Armee, nach ihrer Vereinigung

mit dem Corps von Kleist über 90,000 Mann stark. Den linken Flügel nahm Schwarzenberg mit dem früheren böhmischen Heere ein, bei dem sich auch die Monarchen und die Diplomaten aufhielten, vorerst in der Stärke von 228,000 Mann. Endlich stand im Westen den Ueberbleibseln des Heeres von Soult der Herzog von Wellington mit 70,000 Mann gegenüber, im Begriff, über die Pyrenäen zu gehen und ostwärts gegen Paris zu ziehen.

Diesen ungeheuren Angriffsmassen konnte Napoleon nur schwache Heerestrümmer entgegensetzen, unter denen noch immer das Nervenfieber wüthete. Die langen Kriege der Republik und des Kaiserreichs hatten die Jugend Frankreichs weggerafft, die vom Senat schon im October und November bewilligte Aushebung von 580,000 Mann ging nur gar langsam vorwärts und lieferte zunächst nur ungeübte Mannschaften. Die Festungen befanden sich, da niemand daran gedacht hatte, es könne der Boden Frankreichs je wieder von einem Feinde betreten werden, in einem schwachen Vertheidigungszustande; denn das meiste Geschütz und Festungsmaterial war weit über die Ostgrenze fortgeschafft worden. Es fehlte an Flinten an Stelle der im russischen und deutschen Feldzuge verlorenen, es mangelte an Hülfsmitteln der verschiedensten Art in dem durch die Continentalsperre heruntergekommenen Lande. So trat denn Niedergeschlagenheit anstatt des festen Entschlusses ein, den heimischen Boden auf das Aeußerste zu vertheidigen. Der erste Abfall geschah seitens des Königs von Neapel. Während der Vicekönig von Italien, Eugen, aufgefordert, Napoleon zu verlassen, dieses als ehrlos zurückwies, fiel Joachim Murat von demselben schon im Januar ab und erklärte ihm einige Wochen später den Krieg. Welchen Eindruck mußte der schwarze Undank eines so nahen Verwandten, den der Kaiser mit Wohlthaten überhäuft hatte, auf die Franzosen machen! Mußten sie nicht denken: „Die Ratten verlassen das sinkende Schiff!“ „Er will seinem wahnwitzigen Ehrgeize alle unsere Kinder opfern“ lautete es bereits in den Familien von Paris bis in die entlegensten Provinzen. Durch das Manifest der Verbündeten nachdenklich geworden, wagte man schon, den Kaiser als eine Art Kriegsdämon hinzustellen, der, blutdürstig wie ein Raubthier, sich nur unter Ruinen und Leichnamen wohlbefinde. Der Entwurf einer Adresse des gesetzgebenden Körpers ging noch einen Schritt weiter, indem er die Friedenswünsche der Nation nachdrücklich betonte. Bei der Berathung wagte einer der Redner zu äußern: „Unser Handel ist vernichtet, der Ackerbau liegt nieder, der Gewerbfleiß ist im Verlöschen. Auf allen Grenzen des Vaterlandes sind wir bedroht. Es giebt keinen Franzosen

mehr, der nicht an seinem Vermögen oder in seiner Familie eine schmerzliche Wunde zu heilen hätte. Seit zwei Jahren mäht man unsere Jugend dreimal wie Getreide. Sind denn die Thränen der Mütter und der Schweiß der Völker das Erbgut der Könige?" In hellem Zorn vertagte da Napoleon den gesetzgebenden Körper und fuhr am Neujahrstage im Thronsaale die Zurückgebliebenen mit den Worten an: „Ich allein bin der wahre Repräsentant der Nation. Wer von euch vermöchte es wohl, eine solche Last auf sich zu nehmen! Der Thron ist nur ein Stück Holz, mit Sammt überzogen; nur der, welcher ihn inne hat, giebt ihm Bedeutung. Ich, ich allein bin der wahre Repräsentant der Nation, denn sie hat mich mit vier Millionen Stimmen gewählt. Frankreich bedarf meiner mehr als ich Frankreichs. Wenn ich mich nach euch richten wollte, so würde ich dem Feinde mehr abtreten, als er selbst verlangt. Allein gegenwärtig muß man Kraft zeigen. In drei Monaten sollt ihr Frieden haben, oder ich bin untergegangen."



Vom Rhein bis zur Marne.

Als er diese, wie er wohl nicht ahnte, prophetischen Worte sprach, stand der Feind schon auf dem Boden Frankreichs. Die Neutralität der Schweiz nicht achtend, hatte Schwarzenberg in der Nacht vom 20. auf den 21. December in der Nähe von Basel den Rheinübergang begonnen und rückte nun bei reinem, schönem Frostwetter langsam, doch ungehindert vor. Indeß seine Heerestheile in weiter Ausbreitung westwärts

das Plateau von Langres zu erreichen suchten, blieben überall bei den Festungen Truppen zurück. Am 18. traf das große Hauptquartier in Langres ein, dem Mittelpunkte der großen Hochebene, dem Quellgebiete der Seine, Aube, Marne, Maaß und Saone; hier, wo man nach jeder Richtung hin das umliegende Land beherrschte, glaubte man den Frieden erzwingen zu können. Inzwischen hatte sich auch die schlesische Armee nach demselben Punkte südwärts in Bewegung gesetzt, in der Sylvesternacht bei Mannheim, Caub und Coblenz den Rhein überschreitend. Es war eine kalte, sternenhelle Winternacht, als in Caub unter der persönlichen Leitung Blüchers die Truppen schweigend zum Uferrande marschierten, in die bereitstehenden Kähne stiegen und über den breiten reißenden Strom setzten, voran die Füsiliere aus Brandenburg. Die freudig bewegte Stimmung, als man den Fuß auf den Boden des linken Ufers setzte, läßt sich mit Worten nicht wiedergeben. Nach kurzem Widerstande wich der überraschte Feind hastig zurück; jubelnd und mit lauten Hochs begrüßten die Rheinländer ihre Befreier von der französischen Herrschaft und nahmen dieselben gastlich in ihren Häusern auf. Welch' ein Neujahrsmorgen! Schon am dritten Januar vermochten die drei getrennten Theile der schlesischen Armee, sich wieder zu vereinigen; überall gingen die Franzosen zurück und ließen Kriegsmaterial und Vorräthe in den Händen der Feinde. Auch die Lothringer sahen in den Eindringenden ihre Befreier von hartem Drucke; als man aber weiter kam, und die deutsche Sprache aufhörte, fand man überall Bestürzung und Niedergeschlagenheit, nirgends jedoch den Muth, sich für Napoleon zu erheben. Das starke Metz rechts lassend, zog Blücher durch den dreifachen stählernen Gürtel hindurch auf Nancy, die alte Hauptstadt der lothringischen Herzöge, nachdem auch er, gleichwie Schwarzenberg, einen guten Theil seiner Streitkräfte vor den Festungen hatte zurücklassen müssen. Dann ging es in die Champagne hinein auf Brienne zu, ein Städtchen, das nicht weit von der Aube liegt. Hier am 27. Januar angelangt, stand er vorgeschoben vor die Armee Schwarzenbergs und im Begriff, den ersten Stoß Napoleons auszuhalten. Derselbe hatte, als er die böse Kunde von dem Rheinübergange der Verbündeten vernahm, sich zunächst zweier Feinde zu entledigen versucht, des gefangenen Prinzen Ferdinand von Spanien und des Papstes. Mit dem Ersteren trat er in Verhandlungen, um ihn zu bewegen, die Krone Spaniens unter französischem Protektorate anzunehmen; den Zweiten, welchem Fontainebleau als Aufenthaltsort angewiesen war, sandte er nach Savona. Als er dann sah, wie in den ersten drei Wochen des Januar ein Theil der Schweiz, die Franche-

Comté, der Elsaß, Lothringen und Burgund von den Verbündeten rasch durchzogen wurden, wie dieselben weder der Jura, noch die Vogesen, noch der Hundsrück, noch die Ardennen, noch die Reihe der Ströme und der Festungsgürtel aufhielt: da eilte er in das Feld zu seinen Marschällen, die an allen Stellen unter leichten Rückzugsgefechten zurückwichen. Wer hätte wohl geahnt, daß, als er von Frau und Kind Abschied nahm, er dieselben niemals wiedersehen würde! In Châlons an der Marne angekommen, faßte er den Plan, die Feinde von einander zu trennen, einzeln zu schlagen und in die Gebirgsschluchten zurückzuwerfen, durch die sie eben erst gezogen waren; dort sollten die Winterkälte und die aufgestandenen Bewohner der Gebirge sie womöglich aufreiben. Es hatte dieser Plan darum viel für sich, weil die Verbündeten wegen des strengen Frostwetters in ihren Cantonnements weit auseinandergezogen waren, während nur die Vortruppen bivouaquierten.

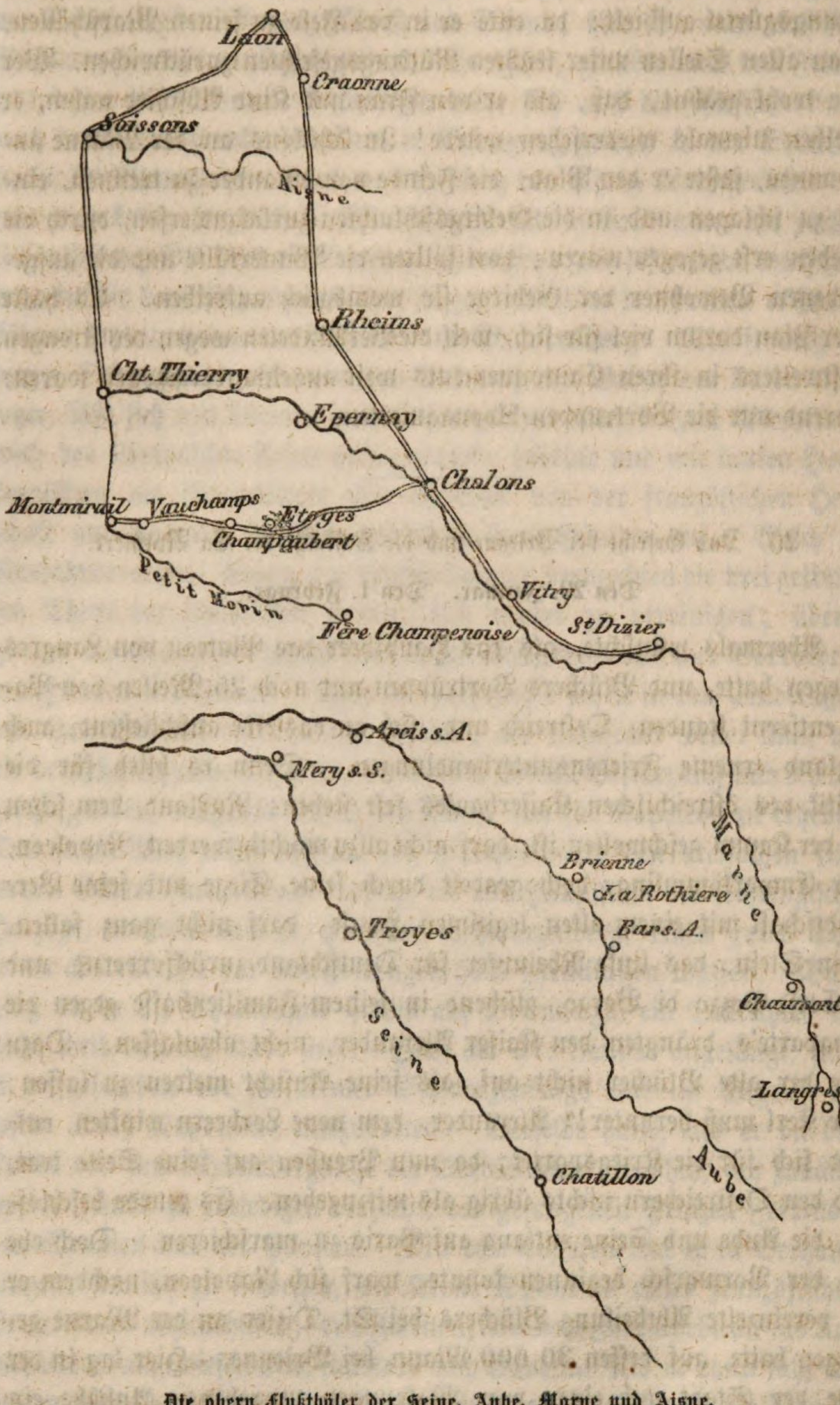
---

26. Das Gefecht bei Brienne und die Schlacht bei La Rothière.

Den 29. Januar. Den 1. Februar.

Abermals wünschte, als das Hauptheer das Plateau von Langres erstiegen hatte, und Blüchers Vortruppen nur noch 25 Meilen von Paris entfernt standen, Oestreich und, sich an dasselbe anschließend, auch England erneute Friedensunterhandlungen. Denn es blieb für die Politik des östreichischen Kaiserhauses fest stehen: Rußland, dem schon jetzt der Kamm geschwollen ist, darf nicht allzu mächtig werden, Napoleon, zwar Emporkömmling, doch geadelt durch seine Siege und seine Verwandtschaft mit einem alten legitimen Hause, darf nicht ganz fallen. Allein Stein, das linke Rheinufer für Deutschland zurückfordernd, und der Corse Pozzo di Borgo, glühend in seinem Familienhasse gegen die Bonaparte's, drängten den Kaiser Alexander, nicht abzulassen. Dazu hörte der alte Blücher nicht auf, als seine Ansicht melden zu lassen: „Der Kerl muß herunter!" Alexander, dem neue Lorbeern winkten, entschied sich für die Kriegspartei; da nun Preußen auf seine Seite trat, blieb den Oestreichern nichts übrig als mitzugehen. Es wurde beschlossen, die Aube und Seine entlang auf Paris zu marschieren. Doch ehe noch der Vormarsch beginnen konnte, warf sich Napoleon, nachdem er eine vereinzelte Abtheilung Blüchers bei St. Dizier an der Marne geschlagen hatte, auf dessen 30,000 Mann bei Brienne. Hier lag in der Nähe der Stadt auf einer von Waldungen umgebenen Anhöhe ein

Schloß, ehemals Sitz der Kriegsschule, in der einst der Kaiser seine erste militärische Bildung genoß, heute das Hauptquartier des Feldmarschalls. Um ein Uhr Nachmittags begann der Kampf, bis gegen 3 Uhr wich der



Die obern Flußthäler der Seine, Aube, Marne und Aisne.

Graf Pahlen, welcher die meistentheils aus Reiterei bestehende Vorhut befehligte, fechtend auf Brienne zurück, bald brach durch hineingeworfene Granaten hier und da in der Stadt Feuer aus. Da nach drei Uhr das feindliche Fußvolk stürmend eindrang, wurde es nach einem heftigen Straßenkampfe von den Russen wieder hinausgeworfen; als darauf der Kaiser von drei Seiten her Brienne angreifen ließ, wies Blücher auch diese Angriffe durch stürmische Reiterattaken zurück. So ward es dunkel. Das Gefecht schien beendet und zu Gunsten der Verbündeten entschieden zu sein, der Feldmarschall ritt mit seinem Generalstabe und seiner Stabswache langsam zum Schlosse zurück. Plötzlich bricht feindliches Fußvolk, durch den verrätherischen Castellan heimlich hereingelassen, aus den Gärten und Kellerräumen hervor, überall knattert plötzlich Gewehrfeuer. Glücklicherweise sind die Pferde noch nicht in die Ställe geführt, sondern stehen gesattelt auf dem Schloßhofe. Unter den Kugeln der Feinde, welche die Stabswache lebhaft erwidert, steigen Blücher und Gneisenau auf und jagen davon. In der Stadt gerathen sie in neue Gefahr, denn feindliche Reiter sind auf den Straßen erschienen und hauen sich mit den Russen herum. Schon will sich Blücher, in dem der alte Husar wach wird, mit dem Säbel in der Faust auf sie werfen; doch hält ihn Gneisenau, der nie die Geistesgegenwart verliert, durch die Warnung vor Gefangenschaft und dem Jubel der Pariser darüber zurück. Aber das Schloß will er dennoch nicht den Feinden preisgeben, sondern kämpft bis gegen Mitternacht um dasselbe und den Schloßberg und macht wahr, was er gesprochen: „Der Kerl soll nicht in Brienne schlafen!“ Da erst bricht er, nachdem er 3000 Mann verloren, den Kampf ab und zieht sich auf der Straße nach Bar sur Aube den Fluß aufwärts $1^1/_2$ Meilen weit auf das Hauptheer zurück. „Napoleon, berichtet er dorthin, hat heute seine eigene Wiege angezündet!“ Derselbe war während des Gefechts zweimal in Gefahr gerathen, Gefangener zu werden. Bei Tage jagten ihm einmal russische Reiter nach, und in der Dunkelheit fielen über ihn Kosaken her, so daß sein Gefolge sich nur mühsam mit Degen und Pistolen ihrer erwehrte. Dabei wurde Berthier in den Lehm hineingeritten und konnte erst, jämmerlich zugerichtet, daraus hervorgezogen werden. So hatte denn der Kaiser Schloß und Stadt Brienne inne, doch nicht erreicht, Blücher von Schwarzenberg zu trennen.

Am folgenden Tage rückte er weiter vor und besetzte das Dorf La Rothière, wo er bis zum Abend des 31. Januar unthätig stehen blieb. Inzwischen sandte Schwarzenberg zwei neue Corps, das des Kronprinzen von Würtemberg und das von Gyulai, Blücher zur Hülfe

und Wrede in die linke Flanke der Franzosen. In der Nacht auf den ersten Februar trat ein gelinder Frost ein, welcher die vorher grundlosen Wege erst recht schlimm machte; denn jetzt hielt es nicht und brach es nicht. Schon wollte Napoleon, als er die große Uebermacht seinen 36,000 Mann gegenüber merkte, den Rückzug antreten, allein es war zu spät, er mußte Stand halten. Der Tag ließ sich trübe und windstill an, Schneegestöber hinderte jeden freien Ueberblick. Um Mittag, wo Blücher zum Angriffe übergehen wollte, erschien in seinem Hauptquartier Alexander, Friedrich Wilhelm, der Kronprinz von Preußen, der Prinz Wilhelm von Preußen und Schwarzenberg. Der Letztere überließ, sei es auf den Wunsch des russischen Kaisers, sei es, daß sein bisheriges Unglück ihn an seinem Feldherrntalente zweifeln ließ, für heute den Oberbefehl an Blücher. Um nur Kanonen auf den ungangbaren Wegen fortzubringen, hatte derselbe die eine Hälfte doppelt bespannen lassen, indeß die andere zurückblieb. Als die Schlacht um 12 Uhr begann, schwebte die russische Artillerie in großer Gefahr, von der französischen Garde-Reiterei unter Nansouty übergeritten zu werden. Gewaltig brachen mehrmals diese Reitermassen vor, desto furchtbarer feuerten die Geschütze mit Granaten und Kartätschen hinein. Im ersten Augenblicke warf sich Wassiltschikof mit russischen Reiterregimentern auf die französischen, jagte sie zurück und nahm ihnen 28 Geschütze von der reitenden Artillerie ab. Darauf wurde das Kanonenfeuer auf La Rothière gerichtet, den entscheidenden Punkt, und dann nach voraufgegangener Beschießung das Dorf von dem Fußvolke mit Sturm genommen. Oft versagten inmitten des Schneegestöbers die Gewehre, und mußten Bajonet und Säbel den Kampf ausfechten; allein der Angriff gelang, und es fielen den Siegern acht Kanonen in die Hände, von den zurückweichenden Franzosen im Stich gelassen. Dichte Schneeflocken verdunkelten von neuem die Luft und bildeten einen weißen Schleier zwischen den Streitenden, so daß man inne halten mußte, bis es wieder heller wurde; den Kanonendonner konnte man bei dieser Witterung nur in der nächsten Nähe hören. Indessen rang links auf beiden Ufern der Aube Gyulai lange vergeblich um Dienville, das die Franzosen, bis an die Zähne verschanzt, hartnäckig vertheidigten. Rechts von La Rothière stürmte der Kronprinz von Würtemberg, Sümpfe und Hohlwege überwindend, La Librie, doch nahmen es die Feinde zur Hälfte wieder. Noch weiter rechts umging Wrede den linken Flügel derselben, den der Marschall Marmont befehligte, und warf ihn auf Chaumesnil zurück. Um diese Zeit — es begann eben zu dunkeln — griff im Centrum

Napoleon mit seinen Garden noch einmal La Rothière an und nahm in einem verzweiflungsvollen Vorstoße die Hälfte des Dorfs. Da stellt sich der Feldmarschall, den Säbel in der Faust, an die Spitze der Seinen, und unter seinem weithinhallenden Rufe: „Vorwärts, Russen, vorwärts!“ geht es hinein in den brüllenden Donner der Geschütze. Ein schrecklicher Straßenkampf beginnt, wutherfüllt schlägt sich Mann gegen Mann, hell ist der Kampfsplatz von den Flammen des brennenden Dorfs beleuchtet. Aber nicht lange, so sind die Franzosen mit aller Gewalt hinausgeworfen und weichen auf Brienne zurück. Nicht besser ergeht es ihnen auf den andern Punkten der Schlachtlinie; es artet, da Wrede von rechts her immer stärker drängt, und die Verwirrung zunimmt, der Rückzug in Flucht und gar in Auflösung aus. Nur eine Division hatte Napoleon spät Abends in Brienne zusammen, alle anderen Waffengattungen gingen bunt durch einander. Einen nächtlichen Ueberfall fürchtend, ließ er den ersten Theil der Nacht hindurch die Marschälle ihre Abtheilungen ordnen, so gut es anging, und brach noch vier Stunden vor Tagesanbruch eilig auf, um einen Vorsprung zu gewinnen. 4000 Gefangene und 73 Kanonen befanden sich in den Händen der Verbündeten, die Niederlage Napoleons war eine totale. Wäre dieser glänzende Sieg rasch und kräftig ausgebeutet worden, hätte man den Franzosen keine Zeit gelassen, sich zu sammeln und zu verstärken, so wäre der Feldzug zu Ende gewesen. Daß man aber zauderte, wo es zu handeln galt, daran trägt der ruhmvolle Sieger des ersten Februar keine Schuld.

---

27. Blücher wird in den Gefechten bei Champaubert, Montmirail, Château-Thierry; Vauchamps und Etoges zurückgedrängt.

Den 10., 11., 12. und 14. Februar.

Statt in Gewaltmärschen und mit der Gesammtmacht Napoleon vor sich her zu treiben und die Trümmer seines Heeres vollends aufzulösen, ging Schwarzenberg ängstlich und zaudernd vor. Daher gelang es den Marschällen Marmont und Ney, welche den Rückzug decken sollten, die verfolgenden Baiern und Würtemberger bei Rosnay und Lesmont mit blutigen Köpfen zurückzuweisen. Dann verschwand der Feind vor seinen Verfolgern und gewann Zeit, sich zu sammeln, zu ordnen und neue Streitkräfte heranzuziehen. Noch seltsamer: ein großer Kriegsrath der Verbündeten, abgehalten in Brienne, beschloß die Trennung der beiden Heere, die sich eben erst zusammengefunden hatten. Blücher sollte, auf 55,000 Mann verstärkt, Macdonald die Marne entlang auf Châlons,

Meaux und Paris zurückdrängen; dagegen erhielt Schwarzenberg den Auftrag, dem Kaiser die Seine hinab auf den Fersen zu folgen und sich vor Paris mit Blücher wieder zu vereinigen. Zwischen beiden von einander also getrennten Heeren hatte Wittgenstein mit einer meist aus Reiterei bestehenden Abtheilung die Verbindung aufrecht zu erhalten und dem zu Hülfe zu kommen, der etwa in Noth geriethe. Waren diese Maaßregeln durch die Etikette hervorgerufen, welche nicht duldete, den einen Feldmarschall über den andern zu setzen? Oder rührten sie von Oestreich her, das gern längst Frieden geschlossen hätte, jetzt aber nach der Schlacht von La Rothière jede Entscheidung vereiteln möchte? Oder vermochte in der That das vereinigte Heer nicht, sich in der ungünstigen Jahreszeit in Feindeslanden zu erhalten, wie Schwarzenberg behauptete? So zog denn Blücher, froh, von den Oestreichern loszukommen, und in der Meinung, es handle sich um einen bloßen Siegeszug nach Paris, in scharfen Märschen auf Châlons. Bei La Chaussée kam es zu einem glänzenden Reitergefechte, in dem die Franzosen, von preußischen Säbeln arg zusammengehauen, 4 Kanonen verloren. In den Vorstädten von Châlons fanden die kämpfend eindringenden Preußen große Vorräthe süßen Schaumweins und berauschten sich, von Marsch und Kampf erschöpft und hungernd, in demselben auf eine Zeitlang total. Dennoch fiel trotz der daraus erwachsenden Gefahr die schwach befestigte Stadt, durch eine nächtliche Beschießung bezwungen, am 5. Februar, indeß die Besatzung des etwas rückwärts gelegenen, stärkeren Vitry eilends dasselbe räumte. Toul und Vitry als seine Waffenplätze im Rücken, zog nun der Feldmarschall mit dem festen Gange des Helden auf zwei Straßen gegen Paris. Die eine geht die Marne hinab, die andere, mehr links, über Montmirail, beide treffen bei La Ferté sous Jouarre zusammen. Seine linke Flanke glaubte er gegen Napoleon zunächst durch Wittgenstein gesichert, dann aber durch eine überaus sumpfige Gegend, die zwei Flüßchen: Grand Morin und Petit Morin, Nebenflüsse der Marne, durchfließen. Bei dem weiteren Vormarsche mußten sich seine Truppen mühsam durch den Koth schleppen, bei Regen und Frost campieren, mit schlechten Nahrungsmitteln vorlieb nehmen; Schmutz und Armuth erschienen den Preußen in diesen Landstrichen noch größer als in Polen. Seiner Sache allzu gewiß, verfiel Blücher in diesen verhängnißvollen Tagen in den Fehler, die Thatkraft und Einsicht Schwarzenbergs zu überschätzen, dagegen das Talent Napoleons, das die Verzweiflung schärfte, allzu gering anzuschlagen. Schon stand er am 9. Februar nur noch zwei Tagemärsche von Paris entfernt; allein seine Heeresabtheilungen

waren in den unstäten Wintertagen neun Meilen weit aus einander gerathen, und seine linke Flanke schwebte in der Luft. Denn Wittgenstein, dem Kriegsplan gemäß bestimmt, die Verbindung der Heere aufrecht zu erhalten, hatte auf den Befehl Schwarzenbergs linksab den Marsch auf Troyes angetreten. Dort war Napoleon nach der Niederlage von La Rothière bereits am 3. Februar mit seinen noch dazu durch starke Desertionen gelichteten Heerestrümmern angekommen. Bald trafen schlimme Nachrichten ein: Murat, der König von Neapel, ist abgefallen und hat zugleich Bündniß, Vaterland und Verwandschaft verrathen; Bülow steht in Brüssel, Winzingerode in Namur; in Paris, vor dem schon die Kosaken streifen, herrscht fieberhafte Unruhe, schon flüchten angstvoll die Vermögenden mit ihren Schätzen. Doch nicht gebeugt durch diese Fluth trauriger Berichte, befahl der Kaiser, die Hauptstadt nach Möglichkeit in Vertheidigungszustand zu setzen und im Nothfalle auf das Aeußerste zu vertheidigen, bis er zu Hülfe käme, dagegen die Kaiserin, den König von Rom, die Minister und den Kronschatz hinter die Loire zu schicken. Rastlos organisierte er gleichzeitig sein geschlagenes Heer und hatte in den drei Ruhetagen, die ihm Schwarzenberg gönnte, wieder mehr als 50,000 Mann beisammen. Von diesen ließ er den kleineren Theil den Oestreichern gegenüber zurück, mit dem bei weitem größeren wollte er sich zwischen die auseinander gegangenen Abtheilungen Blüchers, als des viel gefährlicheren Feindes, werfen und sie einzeln aufreiben. In Eilmärschen arbeitete er sich auf den durch Regen und Schnee grundlos gewordenen Wegen der morastigen Gegend unter unsäglichen Anstrengungen mit seinen Geschützen hindurch; überall aber eilten die Landleute herbei, helfend mit Lebensmitteln, Pferden und der Kraft ihrer eigenen Arme. So erreichte er am 10. Februar bei Champaubert den ersten der vier Blücherschen Heerestheile, den der russische General Olsuwief befehligte. Nach einem mehrstündigen Gefechte erlag derselbe der Uebermacht und fiel, mit seinem Stabe an den Rand eines von Waldungen umkränzten Teichs gedrängt, in die Hände der Feinde; nur 1600 der Seinen mit 15 Geschützen entkamen. Von neuem faßte da Napoleon Vertrauen zu seinem Stern und brach in die Worte aus: „Bin ich morgen ebenso glücklich wie heute, so jage ich den Feind in vierzehn Tagen bis an den Rhein zurück; vom Rhein aber bis zur Weichsel ist nur ein Schritt!“ Auch seine Soldaten gewannen, durch den nach so herben Niederlagen kaum gehofften Erfolg berauscht, neues Vertrauen zu sich und ihrem Führer. Dieser griff nach dem Grundsatze, das Eisen zu schmieden, wann es noch warm ist, am 11. Februar den zweiten Blücher-

schen Heerhaufen unter dem ungestümen Sacken bei Montmirail an und schlug auch diesen. 2000 todte und verwundete Russen bedeckten das Kampfesfeld, 800 wurden gefangen, 13 Geschütze stehen gelassen. Hätten nicht die Preußen unter York, in der Dämmerung eingreifend, den Rückzug gedeckt, das ganze Corps von Sacken wäre verloren gewesen. Die folgende Nacht brachte den zurückweichenden Verbündeten neue Schrecken und Gefahren. Es galt vor allem, die Geschütze und den Train durch den grundlosen Boden hindurch zu bringen, indeß Fackeln und hier und dort an der Straße angezündete Feuer dazu leuchteten. Ganze Schwadronen saßen ab und spannten ihre Pferde vor die Kanonen, nur mit der äußersten Anstrengung kam man langsam eine Strecke vorwärts. Am folgenden Tage warf sich der Marschall Ney an der Spitze der Verfolgenden in ununterbrochenen Reiterangriffen auf die Geschlagenen und brachte ihnen noch einen Verlust von 3000 Mann und drei Geschützen bei; nur der unerschütterliche Muth des Generals Horn und des Oberstlieutenants Sohr verhüteten größere Verluste. So erreichten denn beide Corps, kämpfend und blutend, bei Château-Thierry die Marne, gingen über die dortige große Brücke auf das rechte Ufer und brachen dieselbe hinter sich ab. Wie jubelte, sang und tanzte dagegen der französische Soldat, freudetrunken über seinen zweiten Sieg! War nicht er, nicht sein Kaiser unüberwindlich? Jetzt wagte auch dieser, einen Schritt zu thun, vor dem er bisher ein heimliches Grauen gehabt hatte, nämlich, einen Aufruf zur Erhebung in Masse gegen den eingedrungenen Fremdling zu erlassen. Denn nach erlittenen Niederlagen hieß das, dem Volke die Waffen gegen den Kaiser in die Hand geben, nach dem Treffen von Montmirail aber bestand diese Befürchtung nicht mehr. Bald sollte sich die Wirkung dieses Aufrufs zeigen: während das Landvolk im Januar und zu Anfang Februar halb scheu, halb neugierig den eingedrungenen Fremdling ansah, nahm es nun eine feindliche Haltung an. Haufen mit Waffen aller Art sammelten sich, ermordeten Einzelne und überfielen kleinere Abtheilungen; die Lebensmittel wurden versteckt, Wege verdorben, Brücken zerstört. Dem entgegen loderten bald dort, wo ein verrätherischer Ueberfall stattgefunden hatte, von den Verbündeten angezündet, Dörfer in Flammen auf, und ward strenges Standrecht gegen das Gesindel geübt, das sich als Räuber, nicht als Soldaten betrug. So nahm denn in Folge des Aufrufs, seit, in den Wäldern versteckt, der Landbewohner auf eigene Hand kriegte, der Krieg, wie in ähnlichen Fällen stets geschieht, eine düstere Färbung an. Nachdem Napoleon ganz Frankreich zu den Waffen gerufen hatte, brach er gegen Blücher

selbst auf, um den Rest der ihm gefährlichsten Armee zu vernichten. Eben befand sich der Feldmarschall, vor dem die Truppen Marmonts zurückwichen, im Vorrücken, als er hinter Vauchamps auf überlegene Reiterschaaren stieß, die bis dorthin ein größerer Wald deckte. Bald erlag, da auch feindliches Fußvolk herbei eilte, der preußische Vortrab von fünf Bataillonen unter Ziethen vor Blüchers Augen den wüthenden Angriffen der Franzosen. Als nun auch die Nachricht von den unglücklichen Gefechten bei Montmirail und Château-Thierry einging, merkte der Feldmarschall, daß er der gesammten Macht des Kaisers gegenüber stehe, und ordnete ungern, doch nothgedrungen den Rückzug an. Derselbe war jedoch über das offene Terrain, welches 1½ Meilen weit bis zum Walde von Etoges reichte, und bei der großen Ueberlegenheit der feindlichen Cavallerie auf das Aeußerste gefährdet. Ein Bataillon, das ein Vorwerk besetzt hielt, bekam den Befehl zum Rückzuge nicht und ergab sich nach langem, blutigem Ringen erst, als es nur noch 150 meist Verwundete zählte und die letzte Patrone verschossen hatte. Eine heroische Aufopferung, werth der Erinnerung der spätesten Zeiten! Die Hauptsäule des Blücherschen Heeres zog sich indeß die Chaussée entlang zurück, in ihrer Mitte der Feldmarschall, Gneisenau, Kleist und der Prinz August von Preußen. Das wäre eine herrliche Beute für den Kaiser gewesen, sie als Gefangene, ein prächtiges Schauspiel für die Pariser; wie würde die große Nachricht in Europa wiedergehallt haben! Fortwährend greifen die Reiter unter Nansouty den Nachtrab an, fortwährend müssen Vierecke gebildet werden und sie zurückweisen, fortwährend gilt es deutsche Kaltblütigkeit und Festigkeit. Doch verfolgt Napoleon mit dem Fußvolke noch nicht scharf, weil er erst durch Grouchy mit 4000 Reitern die Abziehenden umgehen und dann gänzlich umzingeln will. So wird denn glücklich Champaubert erreicht, hinter dem in einer Entfernung von 1600 Schritten der rettende Wald von Etoges liegt. Aber gerade dieses ist die gefährlichste Stelle. Denn hier wirft sich Grouchy mit seinen Reitern auf die Colonnen der Geschütze und nimmt im ersten Anlaufe einige derselben; dann rückt er dem Blücherschen Fußvolk entgegen und versperrt ihm jeden Ausweg, während von hinten Nansouty nachdrängt. Die Lage des Feldmarschalls, der sich fortwährend im Feuer befindet und einen Augenblick den Tod zu suchen scheint, ist ernst, ist verzweifelt; es bleibt nur übrig, sich mit dem Bajonet eine blutige Bahn zu brechen. Indeß die Tambours Sturmmarsch schlagen, und die Regimentsmusiken spielen, gehen die Preußen mit Gewehr rechts gegen die Reiter vor, welche von drei Seiten heranstürmen. Der Prinz August, der

eine Brigade befehligt, läßt den Feind auf 30 Schritt herankommen und dann abprallen; ruhige und wohlgezielte Salven haben Rosse und Reiter haufenweise niedergeworfen. Vergeblich sind auch die ferneren Angriffe dieser Reiter, denen es zum großen Glücke für die Preußen nicht gelungen ist, reitende Artillerie durch den aufgeweichten Lehm hindurch zu bringen, während andrerseits die Kartätschen von sechs russischen Geschützen zwischen sie prasseln. So wird der rettende Wald erreicht, doch ist damit noch nicht jede Gefahr beseitigt. Denn plötzlich brechen französische Kürassiere aus dem Gebüsch hervor und werfen sich auf den Generalstab, so daß den Herren nichts übrig bleibt, als die Säbel zu ziehen und sich ihrer Haut zu wehren; um ein Haar wäre Blücher gefangen worden. Endlich wird es Nacht, die Angriffe lassen nach, Etoges ist erreicht, von den Strapazen des Tages erschöpft, beginnen alle, sich der Ruhe zu überlassen. Aber noch immer keine Rast! Denn das französische Fußvolk, das heute noch nichts gethan, ist um acht Uhr in der Dunkelheit auf Nebenwegen an das Dorf herangekommen und versucht einen nächtlichen Ueberfall. Um die Reste seines Corps zu retten, zieht sich der Feldmarschall noch weiter zurück. Er hat heute 6000 Mann und 16 Kanonen verloren und muß froh sein, wenn auch er, wie Sacken und York, die Marne erreichen kann. Er, der eben siegesgewiß nur noch zwei Tagesmärsche von Paris stand, hat eine ganze Reihe blutiger Gefechte von der Bedeutung einer großen Feldschlacht verloren und ist weit, weit zurückgeworfen worden. Dagegen sinnt jetzt der Kaiser darauf, nachdem er, wie er glaubt, sich Blüchers entledigt, nun auch Schwarzenberg dasselbe Geschick zu bereiten und dann die beginnende Bewegung der Massen zu einer nationalen Erhebung zu steigern, damit der Fremdling sein Grab auf französischem Boden finde. In Paris jubelt die leichtlebige Bevölkerung, als eroberte Kanonen und lange Züge von Gefangenen eingebracht werden, und glaubt Frankreich gerettet. Doch bange schauen die Ernsteren ostwärts, sich fragend: „Taucht nicht, nachdem an der Marne die Gefahr verschwunden ist, an der Seine ein neues und größeres Schreckbild auf, wo sich die Spitzen der Hauptarmee bereits Paris nähern?"

---

28. Napoleon wendet sich gegen Schwarzenberg.

Das Gefecht von Nangis den 17. Februar. Das Treffen bei Montereau den 18. Februar. Die Schlacht bei Bar sur Aube den 27. Februar.

Zwar stand schon Platof mit seinen Kosaken in Fontainebleau, dem Hauptheere weit vorauf, und jagte durch sein verwegenes Voranreiten den Parisern Schrecken ein; allein Schwarzenberg, der bei seinen gewaltigen Streitkräften nichts zu fürchten brauchte, rührte sich wiederum nicht. Denn er gehorchte dem Befehl seines Kaisers, dem täglich mehr des Krieges genug, und die Zeit gekommen schien, seinem Schwiegersohne einen leidlichen Frieden zu verschaffen. Darum schlug der Kanonendonner von Champaubert, das nur sechs Meilen entfernt lag, vergeblich an das Ohr der Oestreicher. Mag aus Blücher werden, was da will, wenn wir nur das erreichen, was wir wollen! Vorwärts gehend, um keinen Verdacht zu erwecken, überschritt er, ängstlich tastend, erst am 13. Februar an zwei Stellen die Seine und erfuhr zwei Tage später, daß Blücher geschlagen sei, und daß sich Napoleon gegen ihn wende. Derselbe erschien schneller, als einer gedacht, seiner Hauptstadt zu Hülfe eilend, mit 65,000 Mann vor der Front des Hauptheeres der Verbündeten. Schon am 17. Februar warf er sich bei Nangis auf den Vortrab der Russen, welchen der General Pahlen befehligte, und vernichtete ihn gänzlich. Dann ging es am 18. auf Montereau, wo die Yonne in die Seine mündet. Hier stand der Kronprinz von Würtemberg mit den Seinen und wies, mit heroischer Tapferkeit streitend, mehrere Stunden hindurch die Angriffe des Generals Gérard blutig zurück. Als nach zwei Uhr Nachmittags der Kaiser selbst auf dem Schlachtfelde erschien, ließ er durch die Reiterdivision des Generals Pajol den linken Flügel der Feinde durchbrechen und zu derselben Zeit die ganze Linie vorrücken. Das hielten die Würtemberger nicht mehr aus, sondern suchten sich, den steilen Rand des rechten Seineufers hinabgeworfen, noch in der Vorstadt von Montereau zu halten. Aber auch die Franzosen drangen bereits hinein, und die erbitterten Einwohner feuerten mit Jagdgewehren aus den Fenstern. Nur eine enge Straße konnte für den weiteren Rückzug benutzt werden, nur eine Brücke führte auf das linke Seineufer. Immer größer wurde das Gewimmel, immer näher rückte die Besorgniß, daß der Weg gänzlich gesperrt, und ein großer Theil der Würtemberger, unter ihnen der Kronprinz, verloren sei. Als der Letztere endlich die Brücke passiert hatte, sandte er eine Brigade zur Hülfe, um auch die Zurückgebliebenen

zu retten. Allein durch einen Kartätschenhagel aus zwei Batterien überschüttet, in denen Napoleon mit eigener Hand mehrere Geschütze richtete, mußte auch sie wiederum zurück. Jetzt fiel die Stadt wieder in die Hände des Feindes, während die Würtemberger den weiteren Rückzug antraten, nachdem sie ein Drittel ihrer Leute und 10 Kanonen verloren hatten, doch nicht etwa zersprengt und vernichtet waren, wie der Kaiser wollte. Derselbe rühmte sich also eines neuen Sieges. „Ich habe die Hauptstadt meines Reiches gerettet!" jubelte er jetzt nach den glücklichen Gefechten der letzten zehn Tage. Dazu erhielt er die gute Nachricht, daß von Lyon aus Augereau mit der neugebildeten Rhône-Armee den östreichischen General Bubna bis nach Genf zurückgedrängt habe. Damit gerieth die Schweiz in Gefahr, besetzt zu werden, und sahen sich die Verbündeten in ihrer linken Flanke stark bedroht. In dieser Erwägung ordnete Schwarzenberg, viel ängstlicher, als nöthig gewesen wäre, einen allgemeinen Rückzug auf Troyes an, wo er sich mit Blücher zu vereinigen gedachte.

Nach seinen schweren Verlusten war derselbe bis Châlons zurückgegangen, wo am 16. Februar York und Sacken zu ihm stießen. Nicht gebeugt durch die Reihe seiner Unfälle, ging er sofort an das Werk, die Ueberreste seines Heeres so zu ordnen, daß es auf der Stelle wiederum kampffähig werde. Dazu rückten bedeutende Verstärkungen heran, und nach drei Tagen stand der Feldmarschall furchtbarer da als zuvor, willens, sich durch die verlornen Gefechte gar nicht beirren zu lassen, sondern von neuem, als ob nichts vorgefallen wäre, direct auf Paris zu ziehen. Da erhielt er aus dem großen Hauptquartier den Befehl, sich an den rechten Flügel der großen Armee anzuschließen, damit jetzt eine entscheidende Feldschlacht geliefert werde. Das paßte dem Alten. Eilends führte er sein Heer gerade während der kältesten Tage dieses Winters über die öden Kreidefelder des ärmsten Theils der Champagne, den das Volk die „Lause-Champagne" nennt, und stand am 21. Februar, früher als erwartet war, bei Mery an der Seine mit der ansehnlichen Macht von 53,000 Mann und 300 Geschützen. Jeder mußte jetzt denken: „Nun, da 160,000 Verbündete, auf einem Fleck vereinigt, 60,000 Feinden gegenüberstehen, ist der Krieg mit einem einzigen Schlage entschieden!" Allein im Lager der Monarchen herrschte in Folge der östreichischen Politik Verstimmung und Muthlosigkeit; unbegreiflicher Weise wurde, niemand begriff, warum, anstatt einer Schlacht jener allgemeine Rückzug angeordnet. Als Blücher dieses hörte, tobte er fürchterlich; denn er hatte ja seinen Marsch auf Paris aufgegeben, um, mit Schwar-

zenberg vereint, in einer großen Feldschlacht zu streiten. In halber Verzweiflung sandte er den Oberst Grollmann an die Fürsten, um ihnen das Verkehrte des unseligen Beschlusses darzulegen und mit allen Kräften dahin zu wirken, daß derselbe wieder aufgehoben werde. Der kluge Oberst fand, fast wider Erwarten, bei Friedrich Wilhelm und Alexander offenes Ohr und ein Entgegenkommen noch über das hinaus, was der Feldmarschall begehrte. Er kehrte mit dem hocherfreulichen Beschlusse zurück: „Blücher soll, durch die Corps von Winzingerode und Bülow verstärkt, allein mit 100,000 Mann auf Paris ziehen, indeß das Hauptheer eine Stellung rückwärts einnimmt, etwa bei Bar sur Aube." Dieser Beschluß hat den Winterfeldzug entschieden. Wer konnte wohl glücklicher sein als Blücher! In seiner Herzensfreude richtete er zuerst ein warmes Dankesschreiben an den Kaiser Alexander, dann aber machte er sich bei Nacht und Nebel auf den Weg, nur darum besorgt, es könne der Beschluß aufgehoben, und er gegen Napoleon zurückgerufen werden. Bisher hatte dieser keine Ahnung davon gehabt, daß ihm Blücher in der linken Flanke stehe. Als er am 22. Februar Mery, das an der Seine liegt, angreifen ließ, wurde er mit Staunen gewahr, daß ihm Preußen gegenüberstanden, und vernahm mit noch größerer Verwunderung von den Gefangenen, daß Blücher sie führe. Das Städtchen gerieth durch Bivouacfeuer in Brand, durch die Flammen hindurch feuerten die Plänkler auf einander, eine Gewehrkugel traf ganz leicht den Feldmarschall; das Gefecht endete damit, daß die Franzosen mit Ungestüm auf das rechte Seineufer zurückgetrieben wurden. In der nun folgenden Nacht, der schrecklichsten dieses Winters, litten die Truppen in der baumlosen Gegend namenlos; vergebens, daß die Strohdächer und die Balken der Häuser in die Bivouacs wanderten, und ganze Dörfer spurlos verschwanden. Da von neuem die Nacht sich auf die Erde senkte, die vom 23. auf den 24. Februar, marschierte Blücher schnell und ohne Geräusch nordwärts, auf Sézanne. Zu derselben Zeit trat Schwarzenberg unter vorgeblichen Unterhandlungen um einen Waffenstillstand seinen Rückzug an und ging zunächst auf das rechte Seineufer zurück. Hungernd und frierend, verzweifelnd und in halber Auflösung, bewegten sich die Oestreicher auf der großen Straße nach Bar und über dieses Städtchen hinaus bis in die Gegend von Chaumont, während umherstreifende französische Reiter sie fortwährend beunruhigten und ihnen Mannschaften und Kanonen abnahmen. Napoleon folgte ihnen ein Paar Tage hindurch auf dem Fuße, noch immer in der Meinung, auch Blücher sei unter den sich Zurückziehenden. In Troyes ließ er einen Edelmann, den greisen

Herrn von Gouault, erschießen, weil derselbe während des Aufenthalts der Verbündeten in der Stadt eine weiße Kokarde angesteckt und den Kaiser Alexander um Wiedereinsetzung der Bourbons gebeten hatte. Als er den kühnen und gefährlichen Marsch Blüchers auf Sézanne erfuhr, brach er eilend in eigener Person auf, sich an dessen Fersen zu heften, und ließ dem Hauptheere gegenüber den Marschall Oudinot mit 28,000 Mann zurück. Schon lange hatte auf jener Seite das fortwährende und wenig ehrenvolle Zurückweichen den König von Preußen auf das tiefste betrübt; jetzt, wo die Nachricht eingeht, daß man nur noch einen Theil des französischen Heeres hinter sich habe, drängt er den Fürsten Schwarzenberg unwiderstehlich zur Schlacht. Derselbe willigt endlich nach langem Widerstreben ein, die Truppen begrüßen den Entschluß mit lautem Hurrah, überall im Lager wirbeln die Trommeln, und schmettern die Trompeten, alles ist im nächsten Augenblicke wie umgewandelt. In Gegenwart Friedrich Wilhelm's, des Kronprinzen von Preußen und des Prinzen Wilhelm soll Oudinot von den rechten Uferhöhen der Aube herabgeworfen werden. Rechts eröffnen drei Heeressäulen unter Wittgenstein den Angriff, russische Jäger an der Spitze. Die letzteren, von einem weithin schallenden: «Vive l'empereur!» empfangen, das Napoleon vorher befohlen hatte, um die Verbündeten glauben zu machen, er sei zugegen, stutzen, während die Kugeln den König umsausen. Da eilt Schwarzenberg persönlich brav wie einer herbei, und will Friedrich Wilhelm aus dem Schlachtgetümmel führen. Allein der König antwortet mild, doch ernst: „Wo Ihr Platz ist, lieber Feldmarschall, da ist auch der meinige!" Jetzt stürmen zwei russische Regimenter heran und werfen die Franzosen von der Höhe hinab, russische Geschütze, allmählich 47 an der Zahl, überschütten die immer von neuem anfluthenden Massen des Fußvolks mit einem mörderischen Kartätschenhagel. Auch die Reitergeschwader Kellermanns sind nicht im Stande, die furchtbaren Batterien zu nehmen, sondern haufenweise liegen Rosse und Reiter vor den blitzenden und donnernden Kanonen. Eine Zeit lang ruht darauf der Kampf hier auf der rechten Seite, dagegen wird links, wo bisher nur schwache Angriffe stattgefunden hatten, um 4 Uhr durch Wrede der Sturm auf das Städtchen Bar unternommen. Die Vorstädte sind bald erstürmt, dann wird das Stadtthor genommen. Endlich, als schon das Dunkel hereinbricht, räumen die Franzosen, jeden Fußbreit vertheidigend, langsam auch die Stadt.* Sie hatten heute 2000 Mann und 2 Kanonen verloren. Schwarzenberg aber verfolgte seinen Sieg nicht, da er genug gethan und die Waffenehre und das erschütterte Selbstvertrauen der Seinen

gerettet zu haben glaubte, sondern blieb ruhig stehen, wo er stand, und gab seiner Armee eine Ruhezeit von acht Tagen. So konnte er denn in aller Gemüthlichkeit zusehen, wie es Blücher erging und sich, falls derselbe geschlagen würde, unbehelligt weiter zurückziehen, womöglich bis über den Rhein.

---

29. Der Congreß zu Châtillon, der Vertrag von Chaumont.

Vom 5. Februar bis zum 18. März. Den 1. März.

Während dieser Kriegsereignisse fanden, durch Oestreich angeregt, neue Friedensverhandlungen statt. Schon um die Mitte des Januar hatte Metternich das Städchen Châtillon in Burgund, das an der Seine liegt, zum Sitze eines Congresses vorgeschlagen. Gern war Napoleon darauf eingegangen, jedoch nur, um dem übermächtigen Gegner gegenüber Zeit zur Vollendung seiner Rüstungen zu gewinnen. Denn an ein günstiges Resultat dieser Verhandlungen konnte er nicht denken, da dort Oestreich allein auf seiner Seite stand, er aber an den natürlichen Grenzen Frankreichs, wie man sie nannte, den Alpen und dem Rhein, festhalten mußte. Er könne, äußerte er, den feierlichen Eid nicht brechen, den er geschworen, Frankreich nicht kleiner werden zu lassen, als es 1799 gewesen sei. Damals habe er es als erster Consul aus den Händen der Republik bekommen, und jetzt solle er an seinem Lande zum Verräther werden, sich mit Schimpf und Schande bedecken, seinen Namen in der Weltgeschichte brandmarken? Frankreich habe der inneren Freiheit entsagt und zweiundzwanzig Jahre für Ruhm und Größe geblutet, und nun solle alles umsonst gewesen sein? Er konnte nicht mehr zurück, sein Geschick sollte sich erfüllen. Ebenso wenig gab es für seine Gegner einen Rückweg. Vom Ural und von den Karpathen her wälzten sich die seit Jahren durch die Franzosen zertretenen und verarmten Völker gegen Paris, die Blüthe ihrer Jugend lag zu hunderttausenden auf den Schlachtfeldern begraben. Laut und stumm forderten sie als die mindeste Sühne der Vergangenheit und als ihre einzige Sicherung für die Zukunft die Entthronung Napoleons. Ihre Vertreter, denen vor allen der mächtige Czaar Gehör schenkte, blieben Blücher, Stein und Pozzo di Borgo, alle drei gleich unversöhnlich. So konnte denn der Congreß, welcher zu Anfang Februar in Châtillon zusammentrat, nur wenige Aussichten auf Frieden gewähren. Für Frankreich erschien Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, für Rußland der Graf Rasumowsky, für Oestreich

der Graf Stadion, für Preußen Wilhelm von Humboldt, für England der Lord Aberdeen und der General Sir Charles Stewart. In der ersten Sitzung, die am 5. Februar stattfand, erklärten die Gesandten der vier verbündeten Mächte, sie würden nur vereint im Namen Europa's verhandeln, und wiesen damit jeden Versuch zu einer Trennung und zu einer neuen Anwendung der alten Künste zurück. So peinlich auch schon vorher die Lage des Vertreters von Frankreich war, so wurde sie es noch mehr, als man in der zweiten Conferenz, am 7 Februar, als unerläßliche Bedingung des Friedens hinstellte, Frankreich sei auf seine alten Grenzen von 1792 zu beschränken. Mit großer Heftigkeit vernahm Napoleon diese Zumuthung. „Was wäre ich für die Franzosen, wenn ich ihre Erniedrigung unterzeichnet hätte? Was könnte ich den Republikanern im Senat antworten, wenn sie von mir ihre Rheingrenze forderten?“ Als er nun Blücher in einer Reihe von Gefechten geschlagen hatte, zeigten sich einen Augenblick die Verbündeten zu mäßigeren Friedensbedingungen geneigter, selbst Kaiser Alexander schwankte. Allein Napoleon, siegestrunken und voller Zuversicht und Uebermuth, entzog jetzt seinem Gesandten die unbedingte Vollmacht und wies die Forderung der Verbündeten als entehrend zurück. „Ha! Was denken die Feinde?“ rief er um diese Zeit seinen Generalen zu. „Ich bin jetzt näher an München als sie an Paris!“ Er hoffte nämlich mehr als je, es werde ihm nach den Schlägen, die er Blücher beigebracht, gelingen, die Verbündeten zu entzweien. Ihn bestärkten in diesem Glauben die mehrfachen Anträge Schwarzenbergs auf Waffenstillstand, welche von großer Schwäche zeugten. Darum sandte er heimlich einen arglistigen Brief an seinen Schwiegervater, um denselben von der Sache der Verbündeten abzuziehen. Allein gerade dieser Versuch gereichte ihm zum Verderben. Denn nun erkannte auch Oestreich, daß mit dem Manne nur mit den Waffen abzurechnen sei, und schloß sich enger an die Politik der drei anderen Mächte an. Vergebens warnte jetzt Caulaincourt von Châtillon aus seinen Herrn und Meister, vergeblich wies er darauf hin, daß die Verbündeten einiger als jemals seien, umsonst schrieb er: „Die Gefahren sind ernst, die Stunden gezählt; der Augenblick wird kommen, wo es nicht mehr möglich ist, den Umsturz abzuhalten.“ Als sich darauf das Waffenglück wiederum wandte, verstand sich der Kaiser zu einigen unbedeutenden Zugeständnissen, die Caulaincourt mit bebender Stimme dem Congreß am 15. März vorlas. Sie sollten sein letztes Wort sein. Denn schon am 18. März erklärten die Vertreter der Verbündeten die Verhandlungen für abgebrochen, da sie überzeugt seien, der Kaiser ver-

handle nur, um Zeit zu gewinnen, nicht aber, um Frieden zu schließen. Damit löste sich der Congreß auf. Schon vorher, am 1. März, hatten die vier Mächte ihr früheres Bündniß durch den zu Chaumont in der Champagne geschlossenen Vertrag von neuem befestigt. Um Napoleon auf Tod und Leben zu bekämpfen, verpflichtete sich jetzt jede, 150,000 Mann auf 10 Jahre zu stellen, auch die Mächte zweiten Ranges zuzulassen, endlich, nur vereint Frieden zu schließen. Dies ist der berühmte Vertrag von Chaumont, welcher die Grundlage der heiligen Allianz geworden ist und fast vierzig Jahre lang die europäische Politik beherrscht hat.

---

30. Napoleon wendet sich zum zweiten Male gegen Blücher.

Die Schlacht bei Craonne den 7. März. Die Schlacht bei Laon den 9. und 10. März. Das Treffen bei Rheims den 13. März.

So schnell er nur konnte, damit nicht noch in der letzten Stunde Schwarzenberg ihn zurückriefe, so heimlich wie möglich, damit Napoleon nichts merke und seine Absichten durchkreuze, brach Blücher in der Nacht vom 23. zum 24. Februar nach Sézanne auf. Marmont, der hier mit 7600 Mann stand, zog sich eilends auf das Corps von Mortier zurück, und dann beide Heerführer mit ihren 16,000 Mann auf Meaux. Der Feldmarschall folgte ihnen und stand am 27., 50,000 Mann stark, nur noch zwei Tagemärsche von Paris entfernt. Gegen die feindliche Hauptstadt und die beiden Marschälle reichte indeß diese Macht nicht aus. Man hatte darauf gerechnet, daß Bülow und Winzingerode mit ihren bedeutenden Streitkräften zur Stelle sein würden, allein sich gründlich getäuscht. Als nun die Nachricht kam, Napoleon ziehe in Eilmärschen heran, blieb dem Feldmarschall nach einigen blutigen Gefechten am Bache Therouanne, der zur Marne fließt, nichts übrig, als hinter die Aisne zurückzugehen. Die Märsche dieser Tage gehören zu den furchtbarsten des ganzen Feldzuges. Bei Schneewetter mit untermischtem Regen, auf grundlosen Wegen ward Tag und Nacht hindurch marschiert: was nicht mit konnte, blieb liegen. So erreichte Blücher das feste Soissons, in dem eine kleine Besatzung unter dem alten General Moreau lag. Da derselbe ein großes feindliches Heer auf sich zuwogen und schon die Sturmleitern in Bereitschaft setzen sah, verlor er den Kopf und übergab unter der Bedingung des freien Abzugs die Festung; dafür wurde er nach kurzer Zeit auf Befehl des Kaisers vor ein Kriegsgericht gestellt und er-

schossen. Blücher, froh, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein, überschritt jetzt bei Soissons die Aisne und vereinigte sich mit Bülow und Winzingerode. So viele Soldaten wie jetzt, es waren 110,000 Preußen und Russen mit 500 Geschützen beisammen, kommandierte er noch nie. Ein Theil derselben, abgerissen, abgemagert, doch stahlhart geworden und im Kampf erprobt, glich einer Truppe, die sich bis auf den letzten Mann schlägt; die anderen, welche mit Bülow und Winzingerode kamen und noch wenig durchgemacht hatten, wohlgenährt und mit heiteren Gesichtern, stachen in ihren sauberen Uniformen seltsam von jenen ab. Das vereinigte Heer machte einen Augenblick Halt und beobachtete die Bewegungen des im Anrücken begriffenen Kaisers. Derselbe befahl den beiden Marschällen, Soissons zu nehmen, und brach gleichzeitig selbst gegen die linke Flanke des verbündeten Heeres auf. Damit er jedoch nicht früher als das Letztere das günstig gelegene Laon erreichte, beschloß Blücher, ihm auf dem Kalksteinzuge von Craonne, der überallhin steil abfällt, auch an manchen Stellen unersteiglich ist, eine Schlacht zu liefern. Nach mehreren kleineren Gefechten kam es hier am 7. März, an einem Frosttage, zu dem blutigsten Zusammenstoße dieses Winters. Der Plan Blüchers, vortrefflich angelegt, ging nicht auf die Niederlage, sondern auf die Vernichtung des Feindes aus; allein die Ausführung erwies sich als völlig unzureichend. Mit 53,000 Mann russischer Truppen wollte er von seinem Höhenzuge herab die Angriffe des Kaisers zurückweisen, indeß 50,000 Preußen und Russen denselben umgingen, von hinten angriffen und vernichteten. Es ließ sich dieses große Resultat um so eher erreichen, als Napoleon in diesem Augenblicke, wo die beiden Marschälle noch fern standen, nur über 40,000 Mann verfügte. Derselbe befahl dem Marschall Ney, die Schlacht mit einer Ersteigung des Kalksteinplateau's zu eröffnen, auf dem der linke Flügel der Russen stand. Von oben herab wirkten hier die Kanonenkugeln und bald auch die Gewehrkugeln entsetzlich in den Reihen der aufklimmenden gänzlich ungedeckten Franzosen; schwer verwundet, sank hier auch der Marschall Victor zu Boden. Allein die Tapferkeit der Soldaten Ney's überwand alles und ließ sie die Hochebene erreichen, wo der Kampf zum Stehen kam. Ebensowenig glückte eine Umgehung des rechten russischen Flügels, bei der im Sturm auf das kampfumwogte Dorf Ailles Grouchy eine Wunde davontrug. Im Centrum donnerten während dieser ganzen Zeit unablässig die Kanonen gegen einander, bis die Division Charpentier und ein Theil des Corps von Mortier den Franzosen zu Hülfe kam. Da eroberten sie Ailles und zwangen hierdurch Woronzoff zum Rückzuge.

Auf die weichenden Russen hieß Napoleon seinen Drouot 80 Geschütze richten; allein festen Fußes und in bester Ordnung zogen sich die Braven inmitten des Höllenfeuers zurück. Vergeblich warf sich auch die französische Reiterei in rasenden Anläufen auf die Weichenden; vor den geschlossenen Vierecken lagen unter den knatternden Salven des Gewehrfeuers hunderte von Reitern und Rossen. In dieser allein zwischen Russen und Franzosen geschlagenen Schlacht wurden von beiden Seiten keine Gefangene gemacht, noch Kanonen erbeutet. Die Zahl der getödteten oder verwundeten Feinde betrug 8000 Mann, die Russen schätzten ihren Verlust auf 4785, darunter sechs mehr oder minder schwer verwundete Generale. Unter ihnen wurden bald bittere Klagen laut, man habe sie nutzlos geopfert. Wer aber trug hieran die Schuld? Diejenigen Truppen, welche Napoleon hatten umgehen sollen, ohne die ihnen angewiesenen Stellungen erreichen zu können, vor allem Winzingerode. Seine Langsamkeit und sein Ungeschick haben verschuldet, daß der Feind nicht schon an diesem Tage, wie es in Blüchers Plane lag, vollständig vernichtet wurde.

Vielmehr zog der Kaiser in der größten Hast alles von Truppen, was in der Nähe stand, an sich und rückte am 8. März auf Laon los. Diese Stadt liegt auf einem Felsen von 350 ′ Höhe und hat auf der Südseite ausgedehnte, von Bächen und Gräben durchzogene Sümpfe. Die Verbündeten nahmen am nächsten Tage, da Frostwetter eingetreten war, und eine leichte Schneedecke auf dem Boden lag, folgende Stellung ein: rechts stand in der Ebene Winzingerode; die Stadt auf der Höhe und die Felsen in der Nähe hielt Bülow besetzt; den linken Flügel bildeten York und Kleist, indeß Langeron und Sacken hinter dem felsigen Höhenzuge in der Reserve standen. Dieser vortrefflichen Stellung gegenüber faßte Napoleon den genialen Plan, sich in der Morgendämmerung durch einen kühnen Ueberfall der Stadt Laon selbst zu bemächtigen, welche die Umgegend beherrschte. Schon hatte Ney die russischen Vortruppen in der Dunkelheit durchbrochen, schon ging es, als es eben tagte, auf die Vorstadt los: da brüllten die Kanonen Bülows, wohl auf ihrer Hut, den Feinden entgegen und zwangen sie zur Umkehr. An diesem Tage erkrankte Blücher in bedenklichem Grade. Jetzt trat die ganze Bedeutung des großen Mannes so recht hervor, als niemand das Oberkommando und mit ihm die Verantwortlichkeit für ein entschiedenes Vorgehen übernehmen wollte. Man half sich damit, daß man dem Namen nach dem Feldmarschall den Oberbefehl ließ, in Wirklichkeit aber denselben dem Generalstabschef Gneisenau übertrug, dem manche der

Generale nicht so ganz willig gehorchten. Blücher krank, alles krank! Als das Unternehmen Ney's, Laon durch einen Handstreich zu nehmen, gescheitert war, rückten, in einen dichten, jetzt fallenden Nebel gehüllt, die übrigen Kolonnen der Franzosen heran und unterhielten mehrere Stunden ein lebhaftes Kanonen- und Tirailleursfeuer. Als es gegen eilf Uhr heller ward, hieß Gneisenau die Generale Winzingerode und Bülow den Feind auf ganzer Linie angreifen. Jedoch scheiterte dieser Angriff abermals an der Energielosigkeit von Winzingerode, und gingen die Angriffssäulen in ihre frühere Stellung zurück. Den Tag über wogte der Kampf ohne Entscheidung hin und her, indeß jeder fühlte, Blücher fehle. Gegen Abend eroberte Napoleon noch das vor seinem linken Flügel mitten im Morast gelegene Dorf Clacy, dagegen eine Stunde später Bülow das vor seiner Aufstellung liegende Arden. Damit war hier die Tagesarbeit vollbracht, doch der Kampf resultatlos geblieben. Weiter rechts, auf dem linken Flügel der Verbündeten, hatte während dieser Zeit der Marschall Marmont, durch einen sumpfigen, unwegsamen Strich von einer Meile Ausdehnung von Napoleon getrennt, nach leichtem Kampfe das Dorf Athies genommen. Darauf bezog er ein Bivouac, und lustig loderten schon die Wachfeuer in der Winternacht. Aber die Rast der Franzosen sollte nicht lange dauern, denn York befahl, sie in der Dunkelheit zu überfallen; kein Schuß sollte auf seiner Seite geschehen, und nur das Bajonet entscheiden. Es ist acht Uhr, die Sterne flimmern, überall Stille: da gehen im Sturmmarsch die Heeressäulen von York und Kleist gegen den ahnungslosen Feind, der bei seinem gewöhnlichen Leichtsinn die nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt hat. Schon ist man bis auf 500 Schritte heran: da wirbeln bei den Preußen die Trommeln, schmettern die Hörner, fallen rauschend die Regimentsmusiken ein, erschallt donnernd Hurrah auf Hurrah der stürmenden Bataillone. Erschrocken springen die Franzosen auf, ohne zu wissen, wie sie bekehrt sind, und eilen an die Gewehre. Zu spät! Die Reiter, welche von ihrem Fußvolk das Verderben abwenden wollen, werden von den preußischen jählings zurückgeworfen, das ganze Corps von Marmont läuft, von den Flammen des brennenden Dorfs Athies beleuchtet, was es kann, davon und läßt alles im Stiche. Hinterher jagt der General Ziethen und säbelt nieder, was ihm in den Weg kommt, die Uebrigen zersprengt er; selbst der Marschall wird von dem ungeordneten Strome mit fortgerissen. Erst in weiter Ferne hört die wilde Jagd auf und verhallen die Siegesrufe der Preußen. Der Preis des gelungenen Ueberfalls sind 45 Geschütze und 2500 Gefangene,

dazu die Zersprengung einer bedeutenden feindlichen Heeresabtheilung. Als ein Officier Yorks dem kranken Feldmarschall die frohe Botschaft brachte, sagte ihm derselbe von seinem Lager aus: „Ihr alten Yorkschen seid brave Kerls; wenn man sich auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein.“ Ungeachtet der Niederlage Marmonts beschloß Napoleon, rastlos und unermüdlich wie immer, den folgenden Tag, den 10. März, weiter zu schlagen. Als die Verbündeten, die ihn schon abgezogen wähnten, seine Absicht erkannten, kamen sie derselben durch ihren Angriff zuvor. Auch heute mußte Gneisenau den Oberbefehl führen, da Blücher noch immer niederlag, auch heute kämpfte er ohne Glück. Denn Winzingerode fand einen solchen Widerstand sich gegenüber, daß er kein Terrain gewann, und Bülow wurde sogar in die Vorstadt von Laon zurückgeworfen. In diesem verhängnißvollen Augenblicke rief Gneisenau die Corps von York und Kleist zurück, welche, nach ihrem nächtlichen Siege vorrückend, sich schon anschickten, Napoleon im Rücken zu umgehen, um der Sache mit einem Male ein Ende zu machen; mit Wuth im Herzen gehorchten die Generale dem bittern Befehl. Er war unnöthig, da Napoleon nach seinen anfänglichen Erfolgen seine weiteren Angriffe überall abgeschlagen sah und froh sein mußte, nach einem Verlust von 9000 Mann, vom Feinde unbelästigt, seinen Rückzug auf Soissons antreten zu können. So hatten auch die Verbündeten ihre Absicht, ihn zu vernichten, nicht erreicht. In heller Wuth warf sich York, der ihn schon in seinen Händen zu halten, und sich die Gelegenheit zu Sieg und hohem Ruhm muthwillig entrissen glaubte, in einen Wagen und fuhr davon. Ein Brief des Prinzen Wilhelm und einer von Blücher, auf dessen Krankenlager geschrieben, riefen ihn zurück. Die rührend einfachen Zeilen des Helden lauteten: „Alter Waffengefährte, verlassen Sie die Armee nicht, da wir am Ziele sind. Ich bin sehr krank und gehe selbst, sobald der Kampf vollendet.“

Hinter die Aisne zurückgehend, verweilte Napoleon zwei Tage in Soissons, um seine arg mitgenommenen Truppen von neuem zu ordnen. Auch die Verbündeten, durch die Krankheit des Feldmarschalls wie gelähmt, blieben auf der alten Stelle stehen. Da hörte der Kaiser, daß 14,000 Preußen und Russen unter dem russischen General St. Priest heranrückten, um das Heer Blüchers zu verstärken, und, daß so eben Rheims von ihnen besetzt sei. Sogleich setzte er sich, um nach der erlittenen Niederlage einen siegreichen Schlag auszuführen, dorthin in Bewegung und fiel den russischen General von allen Seiten an. Von einem Granatsplitter schwer getroffen, stürzte derselbe zu Boden, seine

Truppen wurden in die Stadt geworfen, diese endlich stürmender Hand genommen. Das ganze Corps stob aus einander und ließ 22 Kanonen und 2500 Gefangene in den Händen des Feindes, dem noch einmal die Sonne des Glücks lächelte. Doch wie bald sollte sie wieder hinter Wolken verschwinden! Denn selbst ein Sieg verminderte die Zahl seiner Streiter, und er konnte auch nicht einen missen. Dazu gingen böse Meldungen von allen Seiten ein. Die Armee von Lyon unter Angereau, ward gemeldet, weiche vor den Oestreichern zurück, der Marschall Soult habe sich vor Wellington auf Toulouse zurückziehen müssen, die Hauptarmee der Verbündeten unter Schwarzenberg nähere sich abermals Paris, überall im Lande regten sich seine inneren Feinde. In dieser verzweiflungsvollen Lage ließ er die Marschälle Marmont und Mortier mit 32,000 Mann Blücher gegenüber zurück und wollte mit dem Rest, den er unterwegs durch Zuzüge auf 65,000 Mann zu bringen gedachte, Schwarzenberg den Weg nach Paris verlegen.

---

31. Napoleon wendet sich zum zweiten Male gegen Schwarzenberg.

Die Schlacht bei Arcis sur Aube den 20. und 21. März.

Der östreichische Feldmarschall fing nach der Schlacht bei Bar sur Aube an, seine Truppen in Winterquartiere zu legen. Dann rückte er, sie wiederum verlassend, eine kleine Strecke vor, bald jedoch ging er von neuem zurück; bisweilen vereinigte er mehrere Abtheilungen, nach kurzer Zeit löste er sie wiederum auf und zerstreute seine 100,000 Mann über weite Landstriche. Mit Leichtigkeit hätte er die 28,000 Franzosen unter Macdonald, Oudinot und Gérard, die zwischen ihm und Paris standen, überwältigen und den Weg zur Hauptstadt blos legen können; doch durfte er keinen entscheidenden Schritt thun, da selbst nach dem Vertrage von Chaumont Oestreich seiner früheren Politik treu blieb. Ja, es ist wahrscheinlich, daß die Oestreicher, wenn Blücher eine Niederlage erlitten hätte, umgekehrt wären, vielleicht bis über den Rhein. Da kam plötzlich und allen unerwartet die Nachricht, Napoleon sei, nachdem er von den Preußen und Russen abgelassen, von Rheims her über Epernay im Anzuge. In aller Eile zog sich jetzt Schwarzenberg eine Strecke zurück, dann aber blieb er hinter der Aube bei Arcis auf einem stark welligen Terrain stehen, um dem Kaiser eine Schlacht anzubieten. Fürchtete er endlich, durch weiteres Zurückgehen sein Heer zu demoralisiren, seinem Rufe zu schaden, seinen Namen in der Geschichte zu ver-

nichten? Als am 20. März Friedrich Wilhelm und Alexander beim Heere erschienen waren, gaben drei Kanonenschüsse und eine aufsteigende Rauchsäule das Zeichen zur Schlacht. Heute befehligte Schwarzenberg 60,000 Mann; ihm gegenüber standen um Mittag nur 8000, am Abend nur 14,000 Franzosen, sie alle der Vernichtung preisgegeben, wenn die Verbündeten rücksichtslos über sie herfielen. Zuerst schien dies in der That geschehen zu sollen. Denn gegen zwei Uhr Nachmittags jagten die Kosaken Kaisarofs und, ihnen folgend, andere Reitermassen auf die französische Reiterei des rechten Flügels los, nahmen ihr vier Kanonen ab und warfen die erste Linie auf die zweite und alle in wilder Flucht auf Arcis. Da auf der Aubebrücke tritt mit gezogenem Degen und funkelndem Auge der Kaiser den fliehenden Schwadronen entgegen, laut ihnen zurufend: „Wer will eher über die Brücke als ich?" Sie stutzen, schämen sich, sammeln und ordnen sich. Indessen rückt das Fußvolk heran, und feuern mehrere Geschütze, schnell vorgehend, mit Kartätschen unter die feindlichen Reiter. Bald bricht auch, von dem tüchtigen Reitergeneral Sebastiani geordnet, die vorher geschlagene Reiterei unter den Augen Napoleons von neuem vor und treibt die feindliche zurück, ohne jedoch erheblich an Terrain zu gewinnen. Der Kaiser aber jagt jetzt von seinem rechten nach seinem linken Flügel, wo eben ein mörderischer Kampf um das Dorf Grand-Torcy wogt. Der General Volkmann hat es dem Marschall Ney gegenüber dreimal verloren und dreimal von neuem erstürmt und behauptet es mit östreichischer Zähigkeit. Als Napoleon hier erscheint, platzt eine Granate dicht vor seinem Pferde, das zu Boden stürzt, doch unversehrt tritt er aus der feurigen Rauchwolke und besteigt ein anderes Roß. Von ihm angefeuert, nahmen nun die Franzosen Torcy mit Sturm und behaupteten sich darin. Aber es gelang ihnen nicht, die dichten Schlachtlinien der Oestreicher und Baiern zu durchbrechen, sondern auch hier kam die Schlacht zum Stehen. Andererseits trug Schwarzenberg Bedenken, seine Reserven einzusetzen, und wollte lieber die Ankunft des Kronprinzen von Würtemberg erwarten. Darüber brach der Abend herein und hörte das Feuern auf. Die Oestreicher gingen eine Strecke rückwärts, um eben dieselben Stellungen inne zu haben, aus denen sie um Mittag vorgegangen waren. Noch sollten sie jedoch nicht zur Ruhe kommen. Denn der unermüdliche Sebastiani fiel in tiefer Dunkelheit um neun Uhr Abends mit seiner Reiterei über die Kosaken Kaisarofs her, warf sie über den Haufen und ritt mehrere östreichische Regimenter über. Nur mit Mühe gelang es, ihn hinauszutreiben und ihm die schon erbeuteten Kanonen wieder abzu-

nehmen. Am nächsten Morgen rechneten die Verbündeten fest darauf, Napoleon nicht mehr vor sich zu finden, nachdem derselbe ihre Stärke erprobt habe, und sahen, als es Licht ward, mit Staunen ihn noch an derselben Stelle. Da ordnete Schwarzenberg, heute auf 100,000 Mann verstärkt, eine dichtgedrängte Aufstellung zu einer Defensivschlacht an. Der Kaiser, durch die frühere Kriegführung der Oestreicher in seiner Meinung bestärkt, glaubte, dieselben seien auf dem Rückzuge begriffen und suchten nur, diesen zu decken. Daher wollte er gegen 10 Uhr mit seinen 30,000 Mann die mehr als dreifache Uebermacht angreifen, welche zum größten Theil in den Falten des Terrains gedeckt dastand. Aber der Marschall Ney und der General Sebastiani nahmen bald die ungeheuren ihnen gegenüberstehenden Heeresmassen wahr, an denen sie alle zerschellen mußten, und machten dem Kaiser davon Meldung. Als sich dieser, im ersten Augenblicke ungläubig, mit eigenen Augen von der unermeßlichen Gefahr überzeugte, ordnete er kaltblütig den schleunigen Rückzug an, den seine Reitergeschwader verdecken sollten. Drüben blieb Schwarzenberg in der Erwartung des Angriffs ruhig bis 2 Uhr stehen. Erst, als man deutlich die kühne Bewegung des Feindes gewahrte, der bei hellem Tage vor seinen Augen abmarschierte, gab er den Befehl, in drei Kolonnen auf ganzer Linie vorzurücken. An der Aubebrücke und um die Stadt Arcis, welche Oudinot vertheidigte, verloren die Franzosen viele Leute und drei Kanonen; allein ihre Absicht, den Rückzug ihres Heeres zu decken, wurde vollständig erreicht. Das war die Schlacht von Arcis sur Aube, die letzte, welche Napoleon während dieses Winterfeldzuges persönlich leitete. Er hatte Blücher nichts anhaben können; jetzt mußte er auch von Schwarzenberg ablassen, während seine Streitkräfte unter seinen Händen zerschmolzen, und die Zahl seiner Feinde von Tag zu Tage zunahm. Sollte er zwischen beiden Heeren stehen bleiben? Wie bald wäre er da erdrückt worden! Sollte er nach Paris ziehen und sich vor der Stadt aufstellen? Das hieße dem ganzen Lande zeigen, daß es auf das Alleräußerste gekommen sei. Darum faßte er den überkühnen Entschluß, den großen feindlichen Heeren den Weg nach Paris ganz frei zu lassen, dagegen sich in ihren Rücken zu werfen und ihre Verbindungen mit dem Osten zu durchschneiden. Also zog er ostwärts auf St. Dizier an der Marne und sandte während des Marsches Boten an die Festungscommandanten ab, die sich durchschleichen und seine Befehle in ihren Stöcken oder in den Halsbändern ihrer Hunde überbringen sollten. Demnach wollte er die Besatzungen all der kleinen Festungen an der französischen Ostgrenze an sich ziehen und das Landvolk zu den Waffen rufen.

Dann, wenn die Ardennen, die Vogesen und der Jura von Feinden starrten, würden, so meinte er, die Verbündeten in Schrecken gerathen und umkehren. Allein es sollte ganz anders kommen, als er erwartete.

---

32. Der Marsch der Verbündeten auf Paris. Die Gefechte bei Fère-Champenoise. Den 25. März.

Bis über die Aisne hatte die schlesische Armee, indeß ihr Führer krank in seinem Wagen hinterherfuhr, den Kaiser verfolgt und schon am 19. März Rheims auf's neue besetzt. Die Marschälle Marmont und Mortier wollten sich ebenfalls zurückziehen: da traf bei ihnen der Befehl ein, mit allen ihren Truppen ostwärts ziehend zu Napoleon zu stoßen. Was beabsichtigte eigentlich derselbe? fragte man staunend in den Hauptquartieren. Die Antwort blieb nicht lange aus. Ein aufgefangener Brief des Kaisers an seine Frau verrieth dessen Abmarsch auf St. Dizier und den daran geknüpften verzweifelten Plan; jetzt verstand man auch, was es bedeutete, wenn der Kosak mit der Meldung herantrabte: „Napoleon zieht nicht auf Paris, sondern auf Moskau!" Während derselbe die Marne überschritt, reichten sich Blücher und Schwarzenberg zwischen Châlons und Arcis die Hand. Da soll der General Toll im Hauptquartier der böhmischen Armee den Vorschlag gemacht haben, beide Heere gegen Paris zu führen, dem Kaiser aber blos Reitermassen nachzusenden, unbekümmert um dessen Bewegungen in ihrem Rücken. Es folgte der Russe darin nur dem, was zuerst Gneisenau klar erkannt und mehrfach ausgesprochen hatte: „Paris erobern heißt sich des Herzens von Frankreich bemächtigen." Wer nun auch immer der Urheber dieses kühnsten aller jetzt möglichen Pläne gewesen sein mag, so viel steht fest, daß der Kaiser Alexander schnell darein willigte und ebenso Friedrich Wilhelm; da Kaiser Franz und das diplomatische Corps durch das schnelle Vorgehen Napoleons von der Armee abgeschnitten und bald gezwungen war, nach Dijon zurückzuweichen, so konnte Schwarzenberg nicht nein sagen. So wollten denn die Verbündeten ihre Kriegsbedürfnisse, ihre Magazine, ihre Verbindungen mit dem Rhein preisgeben, um auf das mißvergnügte, furchterfüllte und rathlose Paris zu ziehen. Die Regeln des Kriegs geboten, Napoleon zu folgen, um im Rücken frei zu bleiben, dagegen überredeten die politischen Gründe dazu, schnell vor Paris zu erscheinen. Dort werde, so erwartete man bestimmt, dann die königlich gesinnte Partei sofort ihr Haupt erheben und dem napoleonischen Regimente mit

einem Schlage ein Ende machen. Also sandte man Winzingerode mit 8000 Reitern, 800 Jägern und 46 Geschützen auf St. Dizier, um den eigentlichen Marsch auf Paris zu verhüllen, dagegen Napoleon glauben zu machen, die ganze Armee folge ihm. Außerdem schwärmte überall der Kosak, eine undurchsichtige Wolke, zwischen beiden Heeren, jede Verbindung des Kaisers mit seiner Hauptstadt unterbrechend. Die Täuschung zu vollenden, ließ Winzingerode hier und dort Quartiere für die Monarchen bestellen, indeß am 25. März die böh-



Von Château-Thierry bis Paris.

mische Armee in drei großen Heeressäulen über Fère-Champenoise auf Paris marschierte. An demselben Tage schlug das schlesische Heer dieselbe Richtung über La Ferté sous Jouarre ein. Ein neuer Geist kam über beide, als der lang ersehnte Befehl zum Vorrücken auf Paris bekannt wurde. Vergessen waren drei Monate voller Mühseligkeiten und Leiden in strenger Winterzeit, man dachte nicht daran, daß ein Marsch von fast 20 Meilen durch verödete Landstriche bevorstehe. Die heitere Stimmung erhöhte sich, als bald klares und wärmeres Wetter eintrat, und die Sonne wieder freundlich leuchtete. Sie schien auf 170,000 kampf- und sieggewohnte Kerntruppen herab, denen man ansah, was alles sie durchgemacht hatten. Ihre Haare und Bärte waren lang gewachsen, ihre Uniformen verdorben, verbrannt, überall mit Flecken

bedeckt, ihre Füße zum Theil mit Lumpen umwickelt. Abgehärtete, rauhe, verwetterte Gestalten, doch warme, bis zum Tode muthige Herzen!

Noch wußten die beiden Marschälle nicht, daß Napoleon bei Arcis geschlagen war, und wollten seinem Befehl gemäß mit 25,000 Mann zu ihm stoßen. Doch als sie am 25. März auf starke Reiterabtheilungen des böhmischen Heeres trafen, zogen sie sich schnell zurück, um eine günstige Stellung bei Fère-Champenoise einzunehmen. Neue Reitermassen näherten sich, vor denen Marmont und Mortier, da ein Frühlingsschauer mit Sturm, Regen und Hagel hereinbrach, da die Gewehre versagten, und die Lunten ausgingen, hinter die Stadt zurückwichen. Allzu ungeduldig machten die russischen Reiter, ohne ihr Fußvolk abzuwarten, Angriff über Angriff auf die Franzosen, warfen deren Reiterei über den Haufen, sprengten mehrere Quarrés und zwangen zweimal die Marschälle, in die Reihen des Fußvolks zu flüchten. Marmont verlor eine Menge von Geschützen, Mortier kam etwas besser weg, beide erreichten nur mit Mühe die Höhen hinter Fère-Champenoise; hätten die Reiter warten können, so wären beide schon heute verloren, und Paris ohne Vertheidiger gewesen. In derselben Zeit erlag General Pacthod, welcher mit 8000 Nationalgarden zu den Marschällen stoßen und dem Kaiser einen großen Transport von Gepäck und Mundvorrath zuführen sollte, eine halbe Meile davon gänzlich den wüthenden Reiterangriffen. Erst als eine Kartätsche seinen Arm zerschmetterte, ergab sich der Tapfere, rings umzingelt, vor den Augen der beiden Monarchen, welche mit ehrenden Worten seinen Heldenmuth anerkannten, als er vor sie geführt ward. Die Marschälle aber wanden sich, nachdem sie 15,000 Mann und 18 Geschütze verloren hatten, mit Noth durch die von allen Seiten heranrückenden Feinde durch und erreichten am 29. März nur mit Heerestrümmern und 7 Kanonen das ohne sie wehrlose Paris. Ihnen auf den Fersen wälzte sich, unaufgehalten, da kein Feind mehr entgegenstand, das schlesische Heer heran, überschritt die Marne bei Trilport und erreichte auch am 29. auf der Straße von Soissons her die Hauptstadt. Auch Schwarzenberg, der einen Augenblick befürchtete, von Napoleon im Rücken gefaßt zu zu werden, ging bei Meaux über den Fluß und stand am Abend desselben Tages vor Paris. Nun kam es darauf an, dasselbe in höchster Eile zu nehmen, ehe der Kaiser zur Stelle war und die Vertheidigung in die Hand nahm.

33. Die Einnahme von Paris.

Den 30. März.

Hier in Paris stand der Regentin Marie Louise der älteste Bruder des Kaisers, Joseph, der vertriebene König von Spanien, zur Seite, ein Mann ohne Talent, Willenskraft und Ansehn. Als die Gefahr heran-nahte, flüchteten zuerst die Vornehmen und Reichen, am 29. auf einen im Voraus für diesen Fall ertheilten Befehl auch die Kaiserin mit dem jungen Könige von Rom, nach Tours an der Loire. Ihr folgten die Großwürdenträger des Reichs, der Staatsschatz, die Krondiamanten, die Archive, der kaiserliche Privatschatz. Die Stadt, welche bisher zwischen Furcht und Hoffnung geschwankt hatte, da bald lange Züge von Gefangenen, durch die Straßen schreitend, französische Siege verkündeten, bald die Schreckensnachrichten einliefen, der Feind rücke heran, ergriff jetzt panischer Schrecken. Nirgend freiwilliger Eifer, nirgend Aufopferung, sondern überall Verwirrung und Furcht, am meisten, als die allgemeine Flucht vor sich ging. Das napoleonische System, das jede Spur von Selbstständigkeit verwischt hatte, trug jetzt seine Früchte. Schon um den Schein zu vermeiden, als könne ein Feind vor der Hauptstadt Frankreichs erscheinen, mußte dieselbe ohne Vertheidigungswerke bleiben. Einige Schanzen, die man jetzt in aller Eile aufwarf, und hier und dort Verpallisadirungen konnten unmöglich eine feindliche Armee aufhalten. Die Nationalgarde, etwa 12,000 Mann stark, zum Theil nur mit Piken bewaffnet, erwies sich nicht als eine felddienstfähige Truppe. Alles kam also auf die Streitkräfte der Marschälle Marmont und Mortier an, welche, unterwegs durch einige zu ihnen gestoßene Abtheilungen und durch die in Paris befindlichen Linientruppen verstärkt, jetzt wiederum über 23,000 Mann zählten. Sie waren fest entschlossen, die Stadt bis zur Ankunft des Kaisers zu halten, den man jede Minute erwartete. Die Dörfer an der Seite der Stadt, woher der Feind kommen mußte, wurden mit der den Franzosen angebornen Geschicklichkeit rasch in Vertheidigungszustand gesetzt; Hügel, Gehölze, Gärten und Weinberge vermehrten die Sicherheit der Stellung. Der Angriff der Verbündeten sollte von Norden und Osten her in einer Front von zwei Meilen erfolgen. Ganz rechts stand das schlesische Heer, bestimmt, den Montmartre, eine felsige Höhe von mehr als 400 Fuß, anzugreifen. Sein Führer, der Feldmarschall, litt an einem Augenübel und trug, da eine schützende Brille nicht zur Hand war, in seinem Wagen sitzend,

mehrere Tage einen Damenhut von grüner Seide. Die böhmische Armee bildete das Centrum und den linken Flügel der gesammten Aufstellung. Ehe noch der Angriff begann, ließ der Kaiser Alexander die Stadt zur Uebergabe mit den Worten auffordern: „Die verbündeten Heere ständen vereint vor den Mauern und begehrten die Uebergabe. Gutwillig, oder mit dem Bajonet einrückend, Europa müsse noch heute in Paris sein Nachtlager halten!“ Allein der Parlamentär konnte, mit Gewehrfeuer empfangen, seinen Auftrag nicht ausrichten. Schon früh am Morgen begann im Centrum der Kampf und bewegte sich am meisten um die nordöstlich von der Stadt gelegenen Dörfer Pantin und Romainville, welche Rajewsky mit seinen Massen angriff und Marmont nachdrücklich vertheidigte. Endlich, nach langem blutigem Ringen, in welchem ganze Reihen der Russen durch den Kartätschenhagel der französischen Geschütze niedergeschmettert wurden, gelang es, die beiden Dörfer zu nehmen. Aber weiter will es nicht gehen. Denn die Franzosen vertheidigen den nächsten Terrainabschnitt mit eben derselben Geschicklichkeit und Ausdauer, und die Russen, allzu unbeholfen, stürzen, da sie sich nicht wie jene zu decken vermögen, haufenweise. Selbst die französische Reiterei, so wenig zahlreich sie auch ist, sprengt von Zeit zu Zeit vor und verhindert weitere Fortschritte der Feinde. Da erhalten die preußischen Garden, welche seit der Schlacht von Lützen geschont worden sind, den Befehl, einzugreifen; denn Paris muß heute um jeden Preis fallen, da Napoleon morgen zur Stelle sein kann. Mit Gewehr rechts und lautem Hurrah führen die Preußen, indeß Sturmmarsch geschlagen wird, einen gewaltigen Vorstoß aus, dem der Feind nicht mehr widerstehen kann. Er läßt seine 14 Feldgeschütze im Stiche und flieht in voller Auflösung bis an die Barriere der Stadt, indeß die tapferen Garden ihm auf dem Fuße folgen. Um diese Zeit, es ist zwei Uhr Nachmittags geworden, greift auch die Blücher'sche Armee an der ihr zugewiesenen Stelle in der Nähe des Montmartre an, welcher genau nördlich von der Stadt liegt. Als König Joseph die tiefen, dunkeln Massen auf sich zuwogen sieht, verliert er den Muth, giebt den beiden Marschällen die Vollmacht, sich im Falle der Noth nach der Loire zurückzuziehen, weist die höheren Beamten an, nach Orleans abzureisen, und entflieht selbst nach Tours. Unterdeß furchtbares Geschützfeuer, auf allen Punkten Vordringen der Verbündeten. Schon sind die Vorstädte La Chapelle und La Villette genommen, schon nähert sich um 4 Uhr der Kampf den Thoren der Stadt: da bittet Marmont, hart bedrängt, um einen Waffenstillstand. Er wird ihm bewilligt, sowie auch dem Marschall Mortier,

der, im Norden die Stadt vertheidigend, eben den Montmartre ohne nachdrückliche Vertheidigung dem General Langeron von der schlesischen Armee überläßt. Um fünf Uhr befinden sich alle Höhen östlich und nördlich von Paris in den Händen der Verbündeten, schon sehen deren Geschütze drohend auf dasselbe herab, das nun einem Bombardement nicht mehr widerstehen kann. Die Rächer zweiundzwanzigjährigen Unrechts, das von hier Europa angethan ist, pochen an die Thore; den Einzügen in Mailand, Venedig, Rom, Neapel, Cairo, Madrid, Lissabon Wien, Dresden, Berlin, Warschau und Moskau wird jetzt als würdiger Schluß der in Paris folgen. Und Thränen der Freude stürzen so manchem Kriegsmann aus den Augen, als er nach so vielen Gefahren und Leiden auf die Kuppeln, Thürme und das Häusermeer der Weltstadt hinabsieht. Ist es nicht wie einst vor Jerusalem, da die Kreuzfahrer die heilige Stadt zu Angesicht bekamen? Wer hätte einen Sturz von einer solchen Höhe herab in seinen kühnsten Phantasien geahnt? „Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, ist geschehen" schrieb damals Stein. Doch die Zeit, über das Vergangene und den Wechsel alles Menschlichen nachzudenken, ging bald vorüber. Es handelte sich viel mehr am Abende des heißen Tages, da die Verbündeten 8000 Mann an Todten und Verwundeten verloren, dagegen 126 Geschütze erbeutet hatten, darum, schnell die Bedingungen der Capitulation von Paris festzusetzen. In einem Hause der Vorstadt La Chapelle kam man Nachts überein, daß die beiden Marschälle noch vor sieben Uhr des nächsten Morgens die Stadt räumen sollten, welche gleichzeitig der Großmuth der Verbündeten empfohlen wurde; was an Soldaten nach dieser Zeit zurückgeblieben sei, falle in Kriegsgefangenschaft.

Die Bedingungen der Uebergabe wurden pünktlich erfüllt, so daß der Einzug in Paris bereits um 11 Uhr des nächsten Tages, des 31. März, stattfinden konnte. Kaiser Franz befand sich noch in Dijon, Blücher, den Gefürchteten, hielt sein Augenübel zurück. So zogen denn Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander an der Spitze ihrer Garden mit einem glänzenden Gefolge von Prinzen und Generalen durch das Thor St. Martin ein. Ihnen folgten mit klingendem Spiel 37,000 Mann, während die übrigen 57,000 auf den Höhen ringsum lagerten, nach den elisеischen Feldern, wo eine große Heerschau stattfinden sollte. In der Nähe des Thores verhielt sich die ärmere Bevölkerung betäubt, stumm, ingrimmig; weiter hinein aber erhob die royalistische Partei, welche sich in aller Stille organisiert hatte, ihr Haupt. Aus vielen Fenstern wehten weiße Tücher, ein Lilienregen fiel auf die vorübermarschierenden Kolonnen

herab, die Lebehochs auf Friedrich Wilhelm, Kaiser Alexander und Ludwig XVIII. wollten nicht enden, dazwischen leidenschaftliche Ausbrüche des Hasses gegen Napoleon. So glich der Empfang im Ganzen dem eines heimkehrenden siegreichen Heeres, nicht dem eines in eine eroberte Stadt einziehenden Feindes. Nach der Heerschau nahm der Kaiser Alexander bei dem Fürsten Talleyrand sein Quartier, der, schon seit langer Zeit seinen Herrn verrathend, heimlich die royalistische Partei leitete. Hier fand eine Versammlung ihrer Häupter statt, welcher auch die beiden Monarchen beiwohnten, damit das künftige Schicksal Frankreichs berathen und entschieden werde. Nachdem man beschlossen, weder mit Napoleon noch mit einem andern Mitgliede seiner Familie mehr verhandeln zu wollen, erschien um 3 Uhr eine schnell gedruckte Proclamation des Kaisers von Rußland an den Straßenecken. Sie theilte den Franzosen diese Erklärung mit und forderte den Senat auf, eine provisorische Regierung zu ernennen. Derselbe, aus Kreaturen seines Schöpfers zusammengesetzt, welche sonst den leisesten Wink desselben als Befehl betrachteten und von ihm früher kaiserlicher als der Kaiser selbst genannt waren, versammelte sich am nächsten Tage, dem 1. April, wählte als provisorische Regierung fünf Royalisten unter dem Vorsitze Talleyrands und erklärte am 2. April: „Napoleon Bonaparte ist des Thrones von Frankreich entsetzt, das in seiner Familie festgehaltene Recht der Erblichkeit ist erloschen. Das französische Volk und Heer sind des Eides der Treue gegen Napoleon Bonaparte entbunden.“ Daran anknüpfend, verkündete auch die provisorische Regierung dem französischen Volke die Absetzung des Kaisers und die bevorstehende Rückkehr der Bourbonen und forderte die Reste des Heeres zum Abfall auf. Sie wußte wohl, daß die ganze Nation, ausgesogen und auf das Aeußerste kriegsüberdrüssig, wie sich ein Kranker nur nach dem Schlafe der Genesung sehnt, nichts weiter als Frieden wollte. Doch blieb noch zweifelhaft, ob die Armee, die sonst mit abgöttischer Verehrung an ihrem Kaiser hing, sich jetzt, wo die Sonne seines Glücks unterging, der neu aufgehenden zuwenden werde.

---

34. Die Abdankung Napoleons und der erste Pariser Friede.
Den 11. April. Den 30. Mai.

Während des Kanonendonners vor Paris hofften Heer und Volk, rathlos nnd unselbstständig, von Augenblick zu Augenblick auf die rettende Rückkehr Napoleons. Allein, die Sonne ging unter, er kam nicht, Paris war verloren, mit ihm das Kaiserreich. Wo weilte er denn

während einer Katastrophe, die eine neue Ordnung der Dinge in Europa schuf? In den Rücken der Verbündeten fallend, marschierte er über St. Dizier an der Marne nach Bar an der Aube und durchschnitt so die Verbindungen der böhmischen Armee mit dem Rhein. Ueberall, wohin er kam, Ueberraschung und Schrecken, an vielen Stellen reiche Beute. Hinter ihm her aber zog mit seinen Reiterschwärmen Winzingerode, besetzte unter unablässigen kleinen Gefechten St. Dizier und bestellte hier, um zu täuschen, Quartiere für die Monarchen. Der Kaiser, dadurch in noch tiefere Sicherheit eingewiegt, begann schon, sich seiner gelungenen List zu freuen. Als er aber wahrnahm, daß immer nur Reiter und Reiter, nicht jedoch Massen Fußvolks zum Vorschein kamen, kehrte er um, damit die Sache klar werde, und durchbrach am 26. März bei St. Dizier die russischen Geschwader — der letzte französische Sieg in diesem Winterfeldzuge. Zu seinem Schrecken sagten die Gefangenen aus, die großen Heere der Verbündeten seien auf Paris gezogen. Noch zweifelte er, doch am folgenden Tage erfuhr er in Vitry mit Entsetzen die Niederlage seiner Marschälle, ihren Rückzug auf Paris und den Eilmarsch der verbündeten Heere eben dorthin. Da galt es, in schnelleren Märschen, wie sie je vorgekommen sind, der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen; Tag und Nacht ward ununterbrochen marschiert, alles, was nicht mit konnte, blieb am Wege liegen. Dennoch gelang es nicht, das Versäumte wieder einzubringen, sondern die Letzten, welche bei den Fahnen ausgehalten hatten, konnten vor Erschöpfung über Troyes nicht hinaus. Als am 30. März der Kanonendonner von Paris herüberschallte, warf sich Napoleon in einen Wagen, jagte ohne alle Bedeckung nach Fontainebleau und von hier aus bis über 1½ Meilen vor Paris. Ahnte er wohl, daß gerade in diesem Augenblicke die Capitulation unterzeichnet wurde? Durch die Nacht leuchteten die Wachfeuer der Verbündeten, eine Colonne französischer Truppen kam ihm im Dunkel entgegen und berichtete ihm das Geschehene. Es war zu spät, sein Geschick entschieden. Tief erschüttert und todtmüde, denn er hatte 30 Stunden zu Pferde und ebensoviele zu Wagen zurückgelegt, kehrte er nach Fontaineblean zurück. Hier sammelten sich bis zum Abende des 2. April die Trümmer seiner Heere, alles in allem 53,000 Mann, matt, in zerrissenen Uniformen und Schuhen, doch bereit, für ihren Kaiser zu sterben. Mit ihnen wollte derselbe am 3. April vorgehen, Paris wiedererobern und an einem einzigen blutigen Tage die Größe Frankreichs in ihrem Glanze herstellen. Allein die Marschälle und höheren Officiere dachten anders als die Gemeinen. Der ewigen Kriege müde, wollten sie

das Errungene genießen, nicht aber Leben und Gesundheit fortwährend auf das Spiel setzen. Die Undankbaren vergaßen, daß sie, was sie waren, nur ihrem Kaiser verdankten; die Thoren wähnten, sie würden später dieselbe Stellung einnehmen wie vorher und ahnten nicht, daß ein napoleonischer Marschall unter einem Bourbon höchstens geduldet sein werde. Das erste Beispiel des Verraths gab Marmont, Herzog von Ragusa, indem er 10,000 Mann, welche Napoleon zu seinem Unternehmen gegen Paris nothwendig brauchte, zu den Verbündeten hinüberführte. Es nutzte nichts mehr, daß sich seine Soldaten, als sie in Versailles erkannten, daß sie verrathen und verkauft waren, für den Augenblick auflösten und in blinder Wuth auf ihre Generale und Officiere feuerten. Jetzt gab der Kaiser den Gedanken auf, Paris wiederzuerobern, und wollte zu Gunsten seines Sohnes abdanken; allein Alexander, durch sein Wort gebunden, wies jeden Gedanken daran von sich, und der Senat rief schon am 6. April die Bourbons auf den Thron von Frankreich zurück. „Sie werden froh sein, äußerte der verschlagene Talleyrand in der Sitzung, die Krone um jeden Preis zu bekommen; wir aber sind des Rasenden ledig, der zu Fontainebleau haust.“ Dieser faßte jetzt den Beschluß, mit seinen noch übrigen Truppen hinter die Loire zurückzugehen und von dort aus noch einmal das Kriegsglück zu versuchen. Da traten ihm die Marschälle, an ihrer Spitze Ney, ernst entgegen, suchten ihn von diesen Plane abzubringen und drängten ihn, durch eine freiwillige Abdankung den Leiden Frankreichs ein Ende zu machen. Eine Zeitlang schwankte er; doch, als er sah, wie einer nach dem andern seiner vermeintlichen Treuen von ihm abfiel, wie unter seinen Officieren Stimmen laut wurden, man müsse ihn im Nothfalle bei Seite schaffen, da ergab er sich in sein Geschick. Es kam am 11. April zwischen ihm und dem Kaiser Alexander der Vertrag von Fontainebleau zu Stande, in dem er für sich und seine Erben auf die Kronen von Frankreich und Italien Verzicht leistete. Dafür sollte er die kleine Insel Elba als souveraines Fürstenthum erhalten, außerdem jährlich zwei Millionen Francs als Dotation aus dem Staatsschatze von Frankreich, endlich durfte er ein Bataillon seiner alten Garde mit sich nehmen. Schwer kam es ihm an, am 12. April diesen Vertrag zu unterzeichnen. Es wird berichtet, daß der gewaltige Mann, nachdem er sich lange aufrecht erhalten, endlich zusammengebrochen sei und in der darauf folgenden Nacht die Dosis Opium genommen habe, welche er seit dem Rückzuge von Moskau beständig bei sich trug. Doch blieb das Gift ohne die Wirkung, den Kaiser für immer einzuschläfern, sondern rief nur ein Unwohlsein von mehreren

Tagen hervor, das seine Abreise bis zum 20. April verzögerte. An diesem Tage nahm er auf dem Schloßhofe von Fontainebleau von seinen Garden Abschied. Er ließ sie einen großen Kreis bilden, trat in ihre Mitte, richtete gewaltige Worte an sie, die aller Herzen durchbebten, wie die: „Mit Männern wie ihr wäre unsere Sache nicht verloren gewesen!“, und drückte unter dem Zuruf und den Thränen aller den General Petit, welcher die Fahne der alten Garde trug, an sein Herz. Dann warf er sich in einen Wagen, begleitet von wenigen Getreuen und den Commissaren der Verbündeten. Wich er nur dem Zwange des Augenblicks, dachte er schon jetzt daran, zurückzukehren, wann seine Stunde gekommen sei? Doch er ging, und damit zerrann die größeste Macht, die Europa seit Karl dem Großen gesehen hatte. Zuerst legte die Reise sich günstig an, und erscholl der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Weiter südlich dagegen wurden die Rufe: „Es lebe der König, Tod dem Tyrannen!“ gehört; in Avignon wollte das Volk den „Corsen“ heraus haben, um ihn in Stücke zu reißen und diese in die Rhone zu werfen; in Orgon empfing ihn wie auf Verabredung eine wüste Menge, untermischt mit furienartigen Weibern. Man warf nach ihm mit Steinen, man bemühte sich, seinen Wagen zu zertrümmern, man schlug ihn, riß ihm das Kreuz der Ehrenlegion ab und spie ihm in das Gesicht. Mit Mühe nur schützten ihn die Commissare der Verbündeten vor dem Erhängen. Als sich Aehnliches wiederholte, brach er ganz zusammen und weinte wie ein Kind; dann aber ließ er sich überreden, eine ausländische Uniform anzulegen, um bis zur Meeresküste unerkannt zu bleiben. Eine lange und entsetzliche Reihe von Demüthigungen! Endlich landete er, nachdem er alles überstanden hatte, am 4. Mai auf Elba inmitten einer Bevölkerung von Fischern, welche ihm zujauchzten, weil sie wähnten, er sei im Besitze von ungeheuren Schätzen.

Gern und schnell folgten die Bourbonen dem Rufe des Senats vom 6. April. Denn schon am 12. zog der Graf von Artois als königlicher Statthalter in Paris ein und schloß am 23. mit den Verbündeten einen Waffenstillstand, welcher Frankreich die Grenzen von 1792 zusicherte. Noch weiter ging die Großmuth des Kaisers Alexander, der von dem Gefühl erfüllt schien, die Franzosen seien eine höhere und begabtere Nation, der ihr, wie ein Zeitgenosse klagt, fast zu Füßen lag. Nachdem daher Ludwig XVIII., der neue König, am 3. Mai seinen feierlichen Einzug gehalten hatte, konnte er schon am 30. mit den Verbündeten den für Frankreich so überaus günstigen ersten Pariser Frieden schließen, welcher dessen Gebiet sogar um 150□ Meilen mit einer halben Million

von Einwohnern vergrößerte. Von einer Zurückgabe der altdeutschen Lande Elsaß und Lothringen durfte gar nicht mehr die Rede sein. Preußens Forderungen von 140 Millionen Franks als Kriegsentschädigung und von 132 Millionen zur Hebung der durch die Truppendurchzüge von 1812 verarmten Landestheile wurden, so gerecht und mäßig sie auch waren, zurückgewiesen. Selbst den Raub aus den langen Kriegsjahren des Kaiserreichs ließ man der bourbonischen Dynastie; nur die Tropaeen aus dem Invalidendome, die aus Wien geraubten Bücher und Handschriften und die Berliner Victoria vom Brandenburger Thore nahm man zurück. Was Wunder, wenn in Deutschland, wo seit einem Jahre in jeder Familie Trauer oder Sorge herrschte, wo, namentlich in den letzten Monaten, nur spärliche Nachrichten von den Heeren eingingen, dieser Friede niemand befriedigte! Man zürnte Hardenberg wegen seines schwächlichen Auftretens bei den Friedensconferenzen und war auf die verbündeten Mächte böse, daß sie während derselben Preußen mit seinen gerechten Ansprüchen im Stiche gelassen hätten. Wer will auch leugnen, daß dieses Ergebniß nach dem blutigen Sommerfeldzuge von 1813 und einem Winterfeldzuge, welcher durch Kälte und Entbehrungen fast ebensoviele weggerafft hatte, den Opfern nicht entsprach? Und doch übertönte diesen Mißton der Jubel der Völker. Die Revolution ist besiegt, ihr titanischer Sohn, der Imperator, gestürzt, unsere Söhne, soweit sie nicht in deutscher oder französischer Erde ruhen, kehren ruhmgekrönt heim, vor allem: es ist Friede! Das lange Sehnen der Völker nach ihm ist gestillt; er wird die Millionen blutender Wunden heilen und nach schrecklichem Elend den Wohlstand und die Gesittung früherer Tage zurückführen.

---

35. Der Sommer des Jahres 1814.

Um die Führer seines Volks desto mehr zu ehren, erhob Friedrich Wilhelm in dem eroberten Paris den Feldmarschall Blücher zum Fürsten von Wahlstatt und die Generale York, Kleist und Bülow in den Grafenstand mit den Ehrennahmen „von Wartenburg,“ „von Nollendorf“, „von Dennewitz“; Tauenzien, schon vorher Graf, bekam den Beinamen „von Wittenberg“. Den leitenden Staatsmann aber, den Freiherrn von Hardenberg, ernannte der König, um ihn ebenso wie den ersten Kriegsmann auszuzeichnen, zum Fürsten. Außerdem sicherte er allen diesen für die großen Dienste, welche sie der gerechten Sache geleistet hatten, standesgemäße Dotationen zu. Dann ging er, einer Einladung des Prinzregenten folgend, zusammen mit dem Kaiser Alexander, den Prinzen,

Generalen und Staatsmännern, Stein ausgenommen, nach London. Die Begeisterung, mit der sie von dem englischen Volke aufgenommen wurden, das sie von der Furcht einer napoleonischen Landung befreit hatten, ging noch weit über die zu Ehren der hohen Gäste veranstalteten glänzenden Festlichkeiten hinaus. Mehr als alle aber zog Blücher, der Mann der größesten Thaten, die Augen der Menge auf sich und erlag fast den überschwänglichen Huldigungen, die ihm Männer und Frauen darbrachten.

Während die französischen Besatzungen der erst nach dem Friedensschluße übergebenen Festungen westwärts zogen, kehrten aus Frankreich von der Provence und dem Kanal La Manche her die verbündeten Heere in langsamen Märschen zur lieben Heimath zurück. Ueberall im Lande feierlicher Empfang durch die Behörden, Ueberreichung von Kränzen durch Jungfrauen, Ehrenpforten mit Inschriften, festliche Bewirthung, auf allen Gesichtern ungeheuchelte Freude und innige Dankbarkeit. Darin mischten sich Millionen Thränen der Trauer; denn nur zu viele, die so fröhlich hinausgezogen, sind nicht zurückgekehrt, sondern schlummern unter dem Rasen. Ist es nicht ein Wunder, daß noch diese Zahl heimkehrt, ist nicht fast jeder derselben oftmals von den Seinen aufgegeben gewesen, denen Monate hindurch keine Kunde von ihm zuging? Ist er nicht jetzt, frisch und gesund und wohl gar mit dem eisernen Kreuze geschmückt, als ein Geschenk Gottes anzusehen? So bewegten Freude, Dank und Trauer nirgends mehr als in Preußen, wo das Heer das Volk in Waffen gewesen war, Stadt und Land. In Berlin nahmen, wie dies den Verhältnissen entsprach, die Empfangsfeierlichkeiten den größten Umfang von allen an. Den freiwilligen Jägern der Garde, welche als die Ersten am 5. Juli eintrafen, strömten Aeltern, Brüder, Schwestern, Bräute bis zum Dorfe Schönebeck entgegen. Als der Zug um 12 Uhr am Potsdamer Thore erschien, begrüßten ihn Magistrat und Stadtverordnete mit einer feierlichen Rede und sprachen den Tapferen öffentlich und laut den Dank des Vaterlandes aus. Dann führte sie der Prinz Karl unter unendlichen Hochs, unter den Klängen von Siegesmärschen, unter Tücherwehen nnd einem Regen von Blumen, den Kindern des Hochsommers, durch die Leipziger Straße, die Wilhelmsstraße, die Linden entlang bis zum Lustgarten. Den Abend gab es ein Friedensmahl und eine der Bedeutung des Augenblicks entsprechende Festvorstellung. In ähnlicher Weise aufgenommen, zog in den folgenden Wochen Schaar auf Schaar durch die Residenz. Allein den Glanzpunkt aller Empfänge bildete der letzte, der des Gardecorps, das damals nur aus zwei Infanterie-Regimentern, einem Jägerbataillon, zwei Regimentern Cavallerie und der Gardeartillerie bestand. Der

König, schlicht und still. Feind alles Prunks und öffentlicher Schaustellungen, war schon am 5. August heimlich in Berlin in seinem Palais angekommen, um einem festlichen Empfange seiner Person aus dem Wege zu gehen. Den städtischen Behörden aber erklärte er, daß er, falls sie das tapfere Heer und seine Führer besonders zu ehren wünschten, gern die Garden als die Vertreter ihrer Waffenbrüder in die Stadt führen werde. So geschah es. Als am Sonntage, dem 7. August, Friedrich Wilhelm von Charlottenburg her auf das festlich geschmückte Brandenburger Thor zugeritten kommt, sinkt oben eine Hülle, welche eine Gruppe bedeckt. Da steht sie, die alte wohlbekannte Victoria mit ihrem Viergespann, von Paris zurückgebracht, des Nachts heimlich hinaufgeschafft! Da steht sie, eine neue Victoria; denn sie trägt anstatt des alten Palladiums in der Hand eine Panierstange mit dem eisernen Kreuze im Eichenkranze. Der König setzt sich jetzt an die Spitze der Garden, an seiner Seite reiten Blücher, Bülow und Tauenzien. Durch das Brandenburger Thor geht sodann der Zug unter dem Geläute aller Glocken und dem donnernden und jauchzenden Zuruf der Menge, unter Tücherwehen und Hüteschwenken die mit Guirlanden, Kränzen, Flaggen und Wimpeln geschmückte Siegesstraße hinab zum Siegesaltare, der in der Nähe des Doms steht. In dem Augenblicke, wo ihn der König erreicht, verstummt das Läuten, und beginnt der Gesang: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“. Aller Häupter sind unbedeckt, auch während der Predigt. Beim Schlußgebete kniet zuerst der König nieder, dann Heer und Volk, und darauf singen alle, stehend, gemeinsam: „Herr Gott, dich loben wir.“ Und nun verkündet Glockenläuten und Kanonendonner der Hauptstadt, daß dieser Theil der Feier zu Ende ist. Den Beschluß der Ereignisse des festlichen Tages macht eine allgemeine Beleuchtung, glänzend wie früher noch keine, in die Mark hinausstrahlend: „Nun ist endlich, endlich Friede!“

---

36. Der Wiener Congreß.

Vom 1. November 1814 bis zum 10. Juni 1815.

Mit dem Herbste fanden sich in Wien die Fürsten und Staatsmänner ein, um dem großen Congresse beizuwohnen, der über die Verhältnisse Europa's im Allgemeinen und die Deutschlands im Besonderen entscheiden sollte. Eine glänzende Versammlung wie wenige, eine Riesenaufgabe, wie sie seit dem westphälischen Frieden nicht vorgekommen! Es galt, alles das seit Beginn der französischen Revolution Verschobene

von neuem zu ordnen und Zufriedenheit in die mißvergnügte Welt zu tragen, welche jetzt die Früchte der letzten blutigen Saat zu erndten hoffte. Wenig nur drang von dem, was zu Wien in der Stille vorging, in die Oeffentlichkeit hinaus; die Censur und die damals geringe Anzahl von Tagesblättern trugen daran die Schuld. Desto mehr verlautete jedoch von den glänzenden Festen, auf denen sich die Fürsten und die Großen, erlöst von einem fünfundzwanzigjährigen Banne, ununterbrochen ergötzten. Eines jagte das andere, eines ließ immer an Pracht die anderen hinter sich, Bälle wechselten mit Concerten, Schauspielen, Ballets, Soiréen, Jagden und Paraden. Darüber wollte es jedoch mit den Verhandlungen nicht vorwärts. Diese leiteten vorzugsweise: Metternich, der erste Staatsmann des Congresses, immer kälter, vornehmer, glatter, leidenschaftsloser und meisterlicher in der Selbstbeherrschung; Talleyrand, eine ihm verwandte Natur, der eigentlich gar nicht hierher gehörte, doch nach echt französischer Art sich eindrängte, um Frankreich eine Stellung auf dem Congresse zu geben; von England Castlereagh; von Rußland Nesselrode; von Preußen Hardenberg und Wilhelm von Humboldt. Als die brennendsten Fragen entwickelten sich alsbald die sächsische und die polnische. Preußen, das am meisten für das Werk der Befreiung gethan, verlangte jetzt nämlich Sachsen für sich, das ihm im Hubertsburger Frieden schon einmal entschlüpft war. Doch Kaiser Franz litt nicht, daß der König von Sachsen, der damals bei Berlin als Gefangener lebte, entthront werde, sondern soll sogar so weit gegangen sein, offen auszusprechen: „Er muß sein Land wieder haben, sonst schieße ich.“ Rundete nicht die Einverleibung von ganz Sachsen das im Stillen gehaßte Preußen ab und machte es stärker? Wäre nicht mit ihr ein Mittelstaat untergegangen, der oft dazu gewirkt hatte, Deutschland schwächer zu machen? Ferner verlangte Rußland die Einverleibung des gesammten Herzogthums Warschau; doch auch dieses wollte Oestreich, gestützt auf England und Frankreich, nicht zugestehen. Schon schloß sich Preußen an Rußland an, damit beide vereint ihre Forderungen durchsetzten; schon verbanden sich, es geschah am 3. Januar 1815, Oestreich, England und Frankreich und luden die kleineren Staaten zum Beitritt ein. Die Verwickelung nahm zu, die Auflösung des Congresses schien vor der Thür, ein neuer großer Krieg unvermeidlich. Dieselben, welche dem Löwen seinen Raub abgejagt hatten, konnten um denselben nicht eins werden, sondern wollten schon zu den Waffen greifen. Es begannen, namentlich in Oestreich, Rüstungen und Truppenbewegungen. Da aber schlug sich England in das Mittel und verhinderte, daß der Welt ein recht trauriges Schauspiel be-

reitet werde. Auf sein Anmahnen beschloß noch im Februar der Congreß, die sächsische Frage durch Theilung des Landes in der Weise zu erledigen, daß der König von Sachsen 1,800,000 seiner Unterthanen behielt, und Preußen deren 855,000 bekam. Letzteres erhielt nur seinen Länderbestand vor 1805 aus den verschiedensten Gebieten — Posen, Danzig, Schwedisch-Pommern mit Rügen, Westphalen, Neufschatel, Niederrhein, den Theil von Sachsen — so eben wieder und damit im Westen die Wacht gegen Frankreich, im Osten die gegen Rußland. Seine Grenze sollte vielgezackt, und seine Gestalt zerrissen sein; so wollte es Oestreich haben, damit jenes nicht wiederum das furchtbare Preußen des großen Friedrich werde. Allein der kluge Metternich bedachte nicht, daß dasselbe, indem es den größten Theil seiner ehemaligen polnischen Besitzungen einbüßte und dafür in Sachsen und am Rhein deutsches Land bekam, wiederum ein fast rein deutsches Land wurde. Der schlaue Mann erwog auch nicht, daß es, so viele deutsche Länder umschlingend, mit ihnen in einen viel innigeren Verkehr trat als je zuvor und sie nach und nach mit seinem Geiste erfüllte. Das war die Folge der Abfindung Preußens auf dem Congreß zu Wien, die Oestreich später bitter bereuen sollte. Als daselbst am 7. März die Nachricht einging, Napoleon sei von Elba verschwunden, und am 11. die von seiner Landung an der Südküste von Frankreich, da ließen die Fürsten, erschreckt und entrüstet, auch von ihren ferneren Streitigkeiten ab. Schon am 13. erklärten sie öffentlich und feierlich vor aller Welt, „daß Napoleon Bonaparte sich außer allen bürgerlichen und socialen Beziehungen gestellt und als Feind und Störer der Ruhe der Welt sich der öffentlichen Strafe preisgegeben habe.“ Dem am 25. März von ihnen erneuerten Vertrage von Chaumont, wonach Preußen, Rußland, Oestreich und England jedes mit 150,000 Mann im Felde erscheinen und nicht eher die Waffen niederlegen wollten, als nach Bewältigung des Feindes, folgte ein Subsidientractat mit England, welches seinen Verbündeten 5 Millionen Pfund Sterling vorschoß. Endlich ward auch im Mai die polnische Frage zur Zufriedenheit des Czaaren erledigt, und der größte Theil des Herzogthums Warschau an Rußland als ein eigenes Königreich gegeben. Unter sich schwer uneinig geworden, wurden also die Fürsten beim Erscheinen ihres Todfeindes wiederum einig.

Die Eile, mit welcher der Congreß seine letzten Verhandlungen inmitten des neuen Waffengetöses pflog, ist auch der Behandlung der deutschen Angelegenheiten zu schwerem Nachtheil geworden. Nachdem man in Folge der Verträge von Teplitz und Ried die Idee eines deutschen

Reiches aufgegeben, kam man während des Winterfeldzuges von 1814 im Hauptquartier auf den Gedanken eines deutschen Bundes. Dem gegenüber verhielt sich Metternich gleichgültig und ablehnend, indeß den beiden preußischen Vertretern die Kraft nicht inne wohnte, seinen Widerstand zu überwinden. Vergeblich hatte Stein den Entwurf einer Bundesverfassung ausgearbeitet, der neben manchem Unvollkommenen Treffliches enthielt. Die Mittelstaaten, vor allen Baiern, zeichneten sich, auf Oestreichs Seite tretend, durch undeutsche Gesinnung aus. Könnten nicht alle, hieß es auf dieser Seite, auch neben einander mit voller Souveränität regieren, wie die Fürsten in Italien, ohne ein das Ganze umschlingendes Band? Da reichten die Vertreter von 29 kleinen Fürsten und freien Städten, deutscher gesinnt als die Mittelstaaten, beim Congreß einen Antrag ein, in dem sie „Kaiser und Reich" forderten. Noch meinte Stein, die Kaiserkrone gebühre dem alten Oestreich. Doch konnte sich jetzt noch Preußen, dessen Waffen allen voran geblitzt hatten, jenem unterwerfen? Daß dies nicht mehr ging, sah Wilhelm von Humboldt klar ein und erhob Widerspruch. Die Idee zerrann vollends, als auch Kaiser Franz in Erinnerung mancher früheren Widerwärtigkeiten nichts davon wissen wollte. Nun tauchte eine Menge von Entwürfen auf, der eine noch unhaltbarer als der andere. So sollte der Kaiser von Oestreich über Deutschland Kaiser, und der König von Preußen über Deutschland König werden, oder der Erstere Kaiser und der Zweite Kronfeldherr, oder jener Süddeutschland, dieser Norddeutschland führen. Es war dann die Zeit gekommen, da die große Kunde von Napoleons Wiederkehr erscholl. Schneller, als man für möglich gehalten, viel zu schnell für die hohe Bedeutung der Sache machte man sich da an die Lösung der deutschen Frage und erledigte das, was man seit mehr als sechs Monaten vergeblich versucht hatte, in wenigen Sitzungen. In ihnen nahm man auf Grund einer östreichischen Vorlage alles Wesentliche aus derselben an, ließ auch das Bundesgericht, „den Schlußstein des deutschen Rechtsgebäudes," fallen und hieß die so entstandene Verfassungsurkunde des deutschen Bundes die Bundesakte. Der Congreß unterschrieb am 10. Juni das über das Knie gebrochene Werk und ging auseinander. Es war durch diese Bundesakte anstatt des verheißenen deutschen Reichs ein deutscher Bund von 38 Staaten geschaffen. Dieselben schickten Gesandte zu einem immerwährenden Bundestage nach Frankfurt am Main, welcher unter Oestreichs Vorsitz über gemeinsame Angelegenheiten berieth. Im übrigen sollte jeder einzelne Staat vollkommene Souveränität und Unabhängigkeit genießen. Auch zwei auswärtige

Könige gehörten zu den Mitgliedern des Bundes, der von den Niederlanden als Großherzog von Luxemburg und der von Dänemark als Herzog von Holstein und Lauenburg. Es hat dieser Bundestag mit einer Unterbrechung in den Jahren 1848—1851 über ein halbes Jahrhundert in Frankfurt am Main getagt, ein Werkzeug Oestreichs, eine Plage für Deutschland. Derselbe überwachte jede Regung des geistigen Lebens der Nation, jeden Versuch derselben, sich weiter zu entwickeln. Insbesondere lauerte er mit Argusaugen auf Preußen, fürchtend, dasselbe könne mit seiner allseitigen, auf allgemeine Wehrpflichtigkeit und Schulpflichtigkeit gegründeteten Regsamkeit Deutschland geistig erobern. Es war ferner dieser Bundestag eine schlau ersonnene Schöpfung des Auslands, um den Riesen, der Deutschland im Mittelalter gewesen, in Ohnmacht zu erhalten. Beide Zwecke, den inneren und den äußeren, hat er so lange verfolgt, bis 1866 Preußen die Bande gewaltsam zersprengte, welche Oestreich um Deutschland gelegt hatte, und die Nation sich wiederum zurückgab.

Die übrigen europäischen Verhältnisse außer den deutschen, preußischen und russischen wurden durch den Wiener Congreß in folgender Weise geordnet: Oestreich erhielt die Königreiche Illyrien und Dalmatien, die Lombardei und Venetien, Salzburg und Tirol; England behielt Malta, Helgoland, einen Theil der eroberten Colonien, Hannover als deutsches Königreich und das Protektorat über die Republik der sieben ionischen Inseln; Holland wurde mit Belgien wieder vereinigt, und dieses „Königreich der Niederlande" erhielt der ehemalige Statthalter von Holland als König Wilhelm I.; Dänemark trat Norwegen an Schweden ab und bekam dafür auf Unkosten Deutschlands das Herzogthum Lauenburg; die bourbonische Dynastie in Spanien, später auch die in Neapel, der Papst, der König von Sardinien, der Großherzog von Toskana und der Herzog von Modena traten wiederum in ihre früheren Verhältnisse und Besitzungen ein; Lucca fiel an die verwittwete Königin von Etrurien; Parma, Piacenza und Guastalla an Marie Louise, die Gemahlin Napoleons, die nur zu bald vergessen hatte, wessen Frau sie einst gewesen war.

Könige gehörten zu den Mitgliedern des Bundes, der von den Niederländern als Großherzogen von Luxemburg und der von Dänemark als Herzog von Holstein und Lauenburg. Es hat dieser Bundestag mit einer Unterbrechung in den Jahren 1848—1851 über ein halbes Jahrhundert in Frankfurt am Main getagt, ein [illegible] Gespenst, eine Plage für Deutschland. [illegible] der [illegible] jeden Versuch [illegible], sich weiter zu entwickeln. [illegible] konnte er mit Argumenten auf [illegible] nicht [illegible] mit seiner [illegible], und allgemeine [illegible] und [illegible] Deutschlands [illegible]. Es war [illegible] dieser Bundestag eine [illegible] Schöpfung des Auslandes, um das [illegible], der Deutschland im Mittelalter gehörte, in Ohnmacht zu erhalten. [illegible] den [illegible] und den [illegible] hat er so lange [illegible], bis 1866 Preußen [illegible] [illegible], welche [illegible] auf [illegible] [illegible] sich [illegible] zurückgab.

Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] durch den Wiener Congreß in folgender Weise [illegible]. [illegible] erhielt die [illegible] und [illegible], die Lombardei und Venetien, Dalmatien und [illegible], [illegible], [illegible], einen Theil des [illegible]. [illegible] [illegible] Königreich und das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] wurde [illegible] [illegible], und [illegible] Königreich der Niederlande [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der König Wilhelm I. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] gemacht war.

III.

Das Jahr 1815.

37. Elf Monate bourbonischer Herrschaft.

So saß nach zweiundzwanzig Jahren wiederum ein Bourbon auf dem Throne seiner Väter, durch die Bajonette Europa's zurückgeführt, das wohl von ihm erwarten durfte, er werde weise in dem müde gewordenen Lande regieren. Wie sehr sollte jedoch Ludwig XVIII. die Erwartungen Aller täuschen, wie bald die späteren Worte seines auf Elba weilenden Feindes erfüllen: „Die Bourbons haben nichts gelernt und nichts vergessen!" Schon die Persönlichkeit des neuen Königs stach nur zu sehr gegen die des Kaisers ab. Während derselbe auf muthigem Rosse daher gesprengt kam, zeigte sich Ludwig XVIII. in einer Kutsche. Uebermäßig fett und unbehülflich, von der Gicht arg geplagt, die jedes Reiten hinderte, bebend am Kinn, geistig früher unbedeutend, jetzt abgespannt und bald völlig müde — so sah der Mann aus, der das Land der Revolution bändigen sollte. Obgleich er und die übrigen Bourbonen in ihrer langen Verbannung Deutschland, Italien, Rußland und England näher kennen gelernt hatten, brachten sie dennoch keine neuen Anschauungen aus diesen Ländern mit; ebenso wenig waren sie durch das Unglück weiser geworden, das sonst der schärfste Zuchtmeister der Menschen ist. Auch ging es ihnen so, wie meistentheils Flüchtlingen, daß sie das Frankreich von jetzt für das vor zweiundzwanzig Jahren nahmen und nicht zu begreifen vermochten, wie das Meiste gegen damals völlig auf dem Kopfe stand. Schon vor der Ankunft des Königs in Paris hatte die Reihe der Mißgriffe begonnen. Denn der Graf von Artois, der Bruder Ludwigs und der Vater der Herzöge von Angoulème und Berry, war als Statthalter damit vorgegangen, die vom Senat entworfene Verfassung zurückzuweisen, die Tricolore, die Fahne der Siege in drei Erdtheilen, abzuschaffen und die weiße zurückzuführen. Vergebens, daß bei seinem Eintritte in Paris als von ihm gesprochen fälschlich verbreitet ward: „Nichts hat sich geändert, es ist nur ein Franzose mehr!" — er gab den ersten Anstoß. Noch übler vermerkte man, daß der König auf dem Wege nach seiner Hauptstadt erklärte, er sei durch

das göttliche Recht König von Frankreich und Navarra, er führe die weiße Fahne und die Lilien, er werde keine Verfassung annehmen, sondern geben. Erst der Czaar Alexander zwang ihn, eine solche noch vor seinem Einzuge zu verheißen, und dann auch noch dazu, sein gegebenes Wort zu halten. In fünf Tagen kam unter solchem Drucke die versprochene Verfassung zu Stande, welche dem Lande eine Kammer der Pairs und eine der Deputirten gewährleistete; erst da wagten die beiden Monarchen, ihr Werk für gesichert erachtend, Paris zu verlassen. Schon vorher war der Uebermuth der royalistischen Partei hervorgebrochen, die aus dem ausgewanderten und zurückgekehrten Adel bestand und einem Theil des in Frankreich verbliebenen, der seine alten Titel wieder annahm. Einer aus den Reihen der Letzteren hatte noch während der Anwesenheit der Verbündeten in Paris sein unter dem Kaiserreiche erworbenes Kreuz der Ehrenlegion seinem Pferde an den Schwanz gebunden. Jetzt aber, da die lästigen Gäste abgezogen waren, durchbrach der Haß der Royalisten gegen die, welche unter der vorhergehenden Regierung Amt und Würden inne gehabt, alle Schranken. Man verspottete die napoleonischen Marschälle und Generale, welche gewähnt hatten, auch unter den Bourbons ihr Alter in Ruhe hinbringen zu können; man drängte die Regierung zu einer Reihe unheilvoller Maßregeln. Es gelang dies um so leichter, da dem schwachen, kinderlosen König eine lustige, leichtsinnige und geistig unbedeutende, wenn auch körperlich rüstige Persönlichkeit zur Seite stand, sein Bruder und Nachfolger, jener Graf von Artois. So wurden denn 14,000 junge und tapfere Offiziere und viele Beamte entlassen, und ihre Stellen mit Emigranten besetzt. Man hob die Pension auf, die mit dem Kreuze der Ehrenlegion verbunden gewesen war, und verschleuderte den Orden selbst an eine Menge Unwürdiger, damit er werthlos werde; man führte selbst die Censur wieder ein. Die Geistlichkeit begann von neuem gegen die Protestanten zu eifern und stimmte zu, als heimlich die Gebeine von Rousseau und Voltaire aus dem Pantheon entfernt und in eine Grube mit ungelöschtem Kalk geworfen wurden, damit jede Spur von ihnen vernichtet werde. Ferner ward eine Truppe des königlichen Hauses in einer Stärke von 6000 Mann errichtet, und reichlich die belohnt, welche gegen die Republik und das Kaiserreich gekämpft hatten. Schwer verletzte auch das Benehmen des seinen Bruder, den Herzog von Angoulème, an Verstand nur wenig überragenden Herzogs von Berry gegen einen altgedienten Offizier. Als derselbe das Ludwigskreuz beanspruchte, fragte ihn jener: „Was habt ihr gethan?“ „Dreißig Jahre im franzö-

sischen Heere gedient!" „Dreißig Jahre der Räuberei!" erwiderte, verächtlich dem Tapferen den Rücken drehend, der unkluge Prinz. Das ging durch die Reihen der Armee, durch die Paläste und die Hütten, das fraß an den Herzen aller Franzosen. Noch tiefer ward die Bewegung, als der zurückgekehrte Adel alle die Güter zurückverlangte, welche er vor der französischen Revolution besessen hatte. Millionen sahen ihre Existenz bedroht, der Bauer begann zu fürchten, über ihn werde das alte Unterthänigkeitsverhältniß zu Adel und Geistlichkeit von neuem hereinbrechen.

Was Wunder, wenn sich ganz Frankreich nach dem Manne zurückzusehnen begann, den es, der Kriege müde, vor wenigen Monaten verlassen hatte! Je kleiner die Bourbonen, desto titanenhafter erschien von Tage zu Tage der auf seine Insel gebannte Kaiser. Vergessen alles Leid, das er über Frankreich gebracht, in der Erinnerung nur der Held, der es zu Sieg und Macht geführt! Indeß der Dichter Béranger in seinem „Marquis de Carabas" die giftigen Pfeile seines Spottes gegen den zurückgekehrten Adel schießt, indeß dieses Spottlied überall gesungen wird, bewahrt der französische Soldat die dreifarbige Kokarde für sich wie ein Heiligthum und küßt sie, wann er sich unbemerkt glaubt. Schon im August 1814 scheint den gebildeteren Kreisen die Stellung des Königs unhaltbar. Die Einen wünschen die Republik, die Andern den bürgerfreundlichen Herzog von Orleans, wieder Andere den tapferen Prinzen Eugen, den ehemaligen Vicekönig von Italien. Allein Volk und Heer wollen nichts als „den kleinen Korporal", wie jetzt der Lieblingsname für den Kaiser ist. Schon gehen zu ihm geheime Boten mit Klagen und Versprechungen nach Elba, schon kommen sie von ihm, leise Hoffnungen in den Herzen erweckend, zurück, schon zeigen sie sich, scheinbar unbemerkt, da, wo sie am stärksten wirken, in den Kasernen.

---

38. Die Rückkehr Napoleons von Elba.

In Porto-Ferrajo, der Hauptstadt der kleinen, durch ein mildes und gesundes Klima ausgezeichneten Mittelmeerinsel Elba, hauste der verbannte Kaiser. Bei ihm befanden sich seine Mutter Laetitia Bonaparte, seine Schwester Pauline, die Generale Drouot und Cambronne. Konnte der thatenreichste Kriegsmann der neueren Geschichte, bei erst 46 Lebensjahren geistig rege und körperlich rüstig, sein Leben in Unthätigkeit beschließen? Vermochte er, dem das Kaiserreich zu eng gewesen, von englischen und französischen Kriegsschiffen überwacht, welche um die Insel kreuzten, sich

in diesen engen Rahmen zu fügen? Genügte ihm, dessen Heere nach Hunderttausenden gezählt wurden, das Bataillon der alten Garde, das er mit sich genommen hatte? Es nagte an seinem Herzen, daß die schwächlichen Bourbons, da sie nicht im Stande waren, die stolzesten Blätter der Geschichte Frankreichs auszulöschen, wenigstens alles das zu vernichten suchten, was er geschaffen. Er klagte sie an, den Vertrag von Fontainebleau gebrochen zu haben, indem sie ihn auf dem Wege nach Elba durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen gesucht hätten und seither die verabredete Jahresrente nicht auszahlten; er beschuldigte auch die Verbündeten des Vertragsbruchs, weil seinem Sohne die Erbfolge in Parma und Piacenza entzogen sei. In seiner gezwungenen Ruhe still beobachtend, sah er mit Schadenfreude auf jeden Mißgriff der französischen Regierung, auf jede Verkehrtheit des Hofes, auf die steigende Uneinigkeit des Wiener Congresses. Bald jedoch bemächtigte sich ein anderes Gefühl seiner, die Furcht; denn er glaubte — mit oder ohne Grund — sich vor gedungenen Mördern nicht mehr sicher. Da begann er, seine kleine Mannschaft auf Kriegsstärke zu bringen und zur Einschiffung in Bereitschaft zu setzen. Als ihm endlich die geheime Nachricht zuging, die Verbündeten beabsichtigten, ihn plötzlich aufheben und nach einer kleinen Insel im Ozean führen zu lassen, stand sein Entschluß unwiderruflich fest. Am Abend des 26. Februar schiffte er sich, nachdem die letzten Vorbereitungen schnell beendet waren, mit 900 Mann und 6 kleinen Geschützen, doch ohne Pferde, auf sieben Fahrzeugen ein, deren größtes, eine Brigg mit 26 Kanonen, den Namen „Inconstant" trug. Mit den Worten Cäsar's: „Der Würfel ist geworfen!" befahl er bei tiefer Dunkelheit, die Anker zu lichten. Während der Windstille, die zu Anfang der Fahrt herrschte, entging er nur mit Mühe den feindlichen Kreuzern; bald jedoch trug eine frische Brise das kleine Geschwader schnell vorwärts. Unterwegs dictierte er drei Proclamationen in die Feder, die eine an das Heer, die zweite an das Volk, die dritte an die alte Garde. Geschrieben in dem stolzen Tone, da er noch Europa gebot, sollten sie bald zu Pechkränzen werden, die in ganz Frankreich zündeten. Insbesondere erbebten bald die Soldatenherzen bei den gewaltigen Worten: „Der Sieg wird im Sturmschritt vorschreiten; der Adler mit den Nationalfarben wird von Thurm zu Thurm bis zu den Thürmen von Notre-Dame fliegen; dann werdet ihr mit Ehren eure Narben zeigen; dann werdet ihr euch eurer Thaten rühmen; ihr werdet die Befreier des Vaterlandes sein." So erreichte er am 1. März dessen Küste und landete in banger Erwartung bei Cannes im Golfe von Juan. Wird die Macht, die in

dem Namen Napoleon liegt, wird die Erinnerung an seine Thaten und frühere Größe ausreichen, Alles mit fortzureißen? Werden sie im Stande sein, die Armee, welche den Bourbonen den Eid der Treue geschworen, zum Treubruch zu verleiten? Zuerst ließ sich die Sache recht schlecht für die Gelandeten an. Denn der Commandant des kleinen festen Antibes verschloß ihm die Thore, und die Stadt Grasse nahm ihn nur lau und mit erzwungener Freundlichkeit auf. Unaufhaltsam ging es daher auf den Gebirgspfaden nordwärts weiter, nachdem man Pferde für die Geschütze gekauft, in den ersten beiden Tagen nicht weniger als achtzehn Meilen. Vor der starken Festung Grenoble, wo ein Bataillon königlicher Truppen den Heranziehenden den Weg verlegte, mußte die Entscheidung erfolgen. Als der Kaiser dasselbe in fester Haltung vor sich sieht, steigt er vom Pferde und geht, das wohlbekannte Hütchen auf dem Kopfe und den grauen Ueberrock über der Uniform, ruhigen Schritts bis auf zwanzig Schritt vor die Front: „Soldaten des fünften Regiments der Linie, erkennt ihr mich?“ „Ja, Sire!“ „Erkennt ihr mich, euren Kaiser? Wenn ihn jemand tödten will, so kann er es! Hier bin ich! Hier ist meine Brust!“ Einen Augenblick bange Stille, dann bricht das Eis: ein donnerndes ,,vive l'empereur!“, das Bataillon ist aufgelöst, alles umringt den Kaiser, liebkost ihn, wirft sich ihm zu Füßen. Im nächsten Augenblicke werden die weißen Kokarden abgerissen und mit Füßen getreten, die dreifarbigen hervorgeholt und angesteckt. Damit ist das Gelingen des kühnen Unternehmens gesichert, bis in die Tiefe die Grundlage erschüttert, auf welcher der Thron der Bourbonen ruht. Weiter ging es auf Grenoble. Schon führte ihm der Oberst Labedoyère, der später dafür standrechtlich erschossen ward, ein ganzes Regiment zu, bald öffnete ihm die starke Festung die Thore. Ein Taumel ergriff plötzlich das bewegliche und leicht entzündliche Volk, durch unwiderstehliche Zauberkraft wurden Alle an ihn herangezogen. Jauchzend schwenken ihm auf dem weitern Vormarsche die Abtheilungen, auf welche er stieß, die Gewehre entgegen, statt ihn mit Salven zu empfangen. Die Landbewohner, die Städter strömten freudetrunken herbei; er war nicht mehr der blutdürstige Tyrann wie vor elf Monaten, sondern der nationale Held, der Erretter. So gestaltete sich denn der weitere Marsch zum Triumphzuge. Ohne Widerstand, von hunderttausend bis zur Sinnlosigkeit erregten Menschen umjauchzt, zog er in Lyon ein, das so eben der Graf von Artois und der Herzog von Orleans eilend verlassen hatten. Der Fall von Paris erschien als gewiß. Vergebens eilte Ludwig XVIII, der nicht mehr die Auffassung, ein Räuber von einer Insel des Mittelmeers strecke die Hand

nach seiner uralten Krone aus, aufrecht zu erhalten vermochte, angstvoll in eine vereinigte Sitzung der Kammern und beschwor die Verfassung. Zu spät! Umsonst wurden erlogene Siegesnachrichten ausgesprengt, ward in den Regierungsblättern Napoleon die Geißel der Menschheit, ein Attila, ein Dgingischan genannt. Schon wirkten in Paris die dem Kaiser vorauffflatternden Proclamationen mit hinreißender Gewalt, schon ahnte, von innerer Angst ergriffen, der Hof, wie vereinsamt er dastand. Noch setzte derselbe seine Hoffnung auf den Marschall Ney, der nach Napoleon's Sturz freiwillig dem Könige den Eid der Treue geschworen hatte. Er war, die Landung Napoleons für nichts als für einen Narrenstreich ansehend, zu Ludwig XVIII. geeilt, um ein Kommando gegen „den Rasenden" zu erhalten; er versprach sogar, er wolle eben denselben in einem eisernen Käfige nach Paris bringen. Da er aber bei seinen Truppen ankam, fand er sie bereits abgefallen; schon trugen sie die dreifarbige Kokarde und begrüßten ihn mit einem donnernden: „Es lebe der Kaiser!" Als nun auch ein Schreiben seines alten Waffengefährten, des Generals Bertrand, einging, der ihn beschwor, wiederum die Trikolore hoch zu tragen, da war es mit seiner Festigkeit aus. Den Eid der Treue gegen Ludwig XVIII. brechend, ging er zu Napoleon über — wie bald sollte sein gerechter Lohn dafür die Kugel auf der Richtstätte sein! Am 13. März löste der Kaiser in Lyon das Haus der Pairs und das der Abgeordneten auf und berief nach der Weise der alten fränkischen Könige ein Maifeld nach Paris, das dem französischen Volke eine neue Verfassung geben sollte. Sechs fernere Dekrete hoben außerdem Alles das auf, was in den letzten eilf Monaten geschaffen war, um das kaiserliche Frankreich in ein königliches zu verwandeln. Von Lyon weiter ziehend, erreichte Napoleon, indeß seine Streitkräfte lawinenartig wuchsen, Fontainebleau und die Gegend von Paris. Kein Schuß sollte fallen, kein Tropfen französischen Blutes an seiner Krone kleben, allen sollte vergeben und vergessen sein, nur nicht den Verräthern Augereau, Marmont und Talleyrand. Auch die Truppen, welche vor Paris standen, gingen über; kein Arm erhob sich zur Vertheidigung des achthundertjährigen Königthums. Da verzagten die Royalisten, so übermüthig sie auch gewesen waren, und flohen eiligst nach England und den Niederlanden. In der stürmischen Regennacht zum 20. März verließ Ludwig XVIII. mit bedeutenden Geldsummen und den Krondiamanten die Hauptstadt und wandte sich nach Gent; eine Stunde später folgten ihm die Prinzen und die kleine Anzahl ihrer Getreuen. Schon am folgenden Tage, zwei Uhr Nachmittags, wehte die dreifarbige Fahne auf den

Tuilerien und auf Notre-Dame und vereinigte sich Paris in dem nicht enden wollenden Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ Dieser konnte schon an demselben Abend unter dem Zujauchzen der Soldaten und des Volkes in das alte Königsschloß einziehen. Welch' ein Wechsel der Dinge! Der Verbannte wieder auf dem Throne, die königliche Regierung verjagt, und das alles, ohne daß Blut vergossen worden! Neunhundert Mann hatten ausgereicht, die unerhörteste That der Weltgeschichte in's Werk zu setzen, zwanzig Tage, es zu vollbringen. Frankreich, geblendet durch den Glanz des Ereignisses, wie berauscht vor Freude, die verhaßten Bourbons los zu sein, fiel dem neuerstandenen Kaiserreiche bis zum 8. April zu. Schon am 11. verkündeten 101 Kanonenschüsse donnernd vom Invalidendome her: „Das Königthum ist vom Boden Frankreichs weggewischt, und das Kaiserthum neu erstanden!“ Wohl jubelte das veränderliche und leichtfertige Frankreich, doch staunend hörte das übrige Europa die zuerst mit Unglauben aufgenommene Kunde. Dann aber fuhr es in hellem Zorne auf, eingedenk der von dorther hereingebrochenen Bedrückung und des in Strömen vergossenen Blutes. Während jenseits des Rheins die leicht bethörten Massen nur im Rausche der Gegenwart lebten, erwachte diesseits in Millionen das bittere Gefühl: „Also haben wir, die wir Alles vollbracht glaubten, schon wieder einen sauren und blutigen Gang zu thun. Dem Uebel, das allzu leicht behandelt worden ist, muß jetzt von Grund aus abgeholfen werden.“

---

39. Friedensversuche und Rüstungen.

Vergeblich strebte der Kaiser, im ersten Augenblicke vielleicht aus voller Ueberzeugung und aufrichtig, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln darnach, den Frieden zu erhalten. Es half ihm nichts, daß er in einem Manifeste vom 2. April erklärte, er wolle nichts weiter, als das, was das französische Volk wolle: die Unabhängigkeit Frankreichs, den innern Frieden, den Frieden mit allen Nationen und die Vollziehung des Pariser Vertrages. Als eben so unnütz erwiesen sich seine Rundschreiben an die Fürsten und die Regierungen, in denen er betheuerte, er wolle den Frieden und habe keinen andern Gedanken, als die Rechte aller Nationen zu achten. Denn schon am 13. März hatten sich die Fürsten Europa's durch jenen furchtbaren Bann gebunden, in den sie Napoleon gethan: „Er habe sich von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben.“ Damit war der

Kaiser als Missethäter bezeichnet und für vogelfrei erklärt. Dem entsprechend erneuerten also die Mächte am 25. den Vertrag von Chaumont und setzten sich in Bereitschaft, mit einer erdrückenden Uebermacht Frankreich niederzuwerfen. Dann stutzten sie selbst nach der Entscheidung noch einen Augenblick, als sie sahen, wie einmüthig die Franzosen sich um ihren Kaiser schaarten, und forderten denselben auf, abzudanken. Dafür sollten dann die Bourbons nicht zurückkehren, sondern sein Sohn unter der Vormundschaft seiner Gemahlin Marie Louise den Thron als Napoleon II. besteigen. Doch mit Heftigkeit wies er, von der Untreue seiner Frau überzeugt, diesen Vorschlag als seiner jetzt unwürdig zurück. Als endlich am 12. Mai der Congreß einstimmig alle Anträge Napoleons ablehnte, blieb nur noch die Entscheidung durch die Waffen übrig. Mit unermüdlichem Eifer, oft an einem Tage sechszehn Stunden thätig, hatte sich indessen der Kaiser auf alle Fälle vorbereitet. Zunächst galt es, nachdem ein Aufstand von 7000 Bauern in der Bocage schnell niedergeschlagen war, sich die Liebe der Franzosen zu erhalten, deren Mehrheit trotz des schrecklichen Bannes, der auf ihm lastete, unleugbar für ihn war. Meldeten sich doch Freiwillige in Menge, stellten ihm doch Communen und Private massenhafte Geldmittel freudig zur Verfügung. Also gab er am 22. April eine Verfassung, welche den Franzosen so umfassende Rechte zugestand, wie sie weder vorher noch nachher besessen haben. Am 1. Juni trat auf Grund derselben das verheißene Maifeld zusammen, und am 7. schwuren Pairs und Abgeordnete dem Kaiser den Eid der Treue. Doch wie bald sollten sie demselben, statt feste Stützen zu sein, Hindernisse werden, wie bald, von dem hinterlistigen Polizeiminister Fouché geleitet, ihren Herrn verrathen! Dieser sah sehr wohl, wie unzuverlässig sich das Junifeld anließ, und stützte sich vielmehr auf die Nationalgarde und die Armee. Von der ersteren, dem Aufgebote des ganzen Frankreichs, das über zwei Millionen zählte, sollten nicht weniger als 300,000 active Kriegsdienste leisten. Allein die eigentliche Macht blieb die Armee, die gegen 375,000 Mann zählte. Das waren nicht mehr junge Conscribirte wie die von 1813 und 1814, sondern meist alte Soldaten, zurückgekehrt aus den übergebenen Festungen, aus der Kriegsgefangenschaft, aus Spanien und Italien. Ein tüchtigeres Heer ist selten in das Feld gerückt. Wer kann sich also wundern, daß Napoleon, auf dasselbe fest vertrauend, hoffte, die Schnelligkeit werde die Zahl ersetzen! Indeß Paris und Lyon für den Fall der Noth stark befestigt wurden, wollte er sich zuerst auf den nächsten Feind, die Preußen, werfen und sie fassen und schlagen, bevor sie sich mit den Engländern vereinigen

könnte. Ohne Zweifel ein Plan, ganz entsprechend seiner Persönlichkeit und dem Charakter eines mehr den Angriff als die Vertheidigung liebenden Volkes. Und es war hohe Zeit geworden. Vier gewaltige Heere rückten heran, ihn zu erdrücken: ganz rechts ein an der niederländischen Küste gelandetes englisch-deutsches unter dem Herzoge von Wellington, der sein Hauptquartier in Brüssel nahm; dem zunächst ein preußisches unter dem Feldmarschall Blücher mit dem Hauptquartier Namur; auf dem linken Flügel ein östreichisch-deutsches unter dem Fürsten Schwarzenberg; dahinter ein russisches unter dem Feldmarschall Barclay de Tolly, aus weiter Ferne langsam heranrückend. So schnell sollte jedoch die Entscheidung erfolgen, daß nur die beiden ersten von jenen vier Armeen zum Schlagen kamen, die englisch-deutsche und die preußische. Bevor aber auf dem Boden der Niederlande gestritten wurde, war schon auf einem andern Kriegsschauplatze Blut geflossen. Derselbe Joachim Murat, der nach der Schlacht bei Leipzig seinen Schwager und Kaiser verrathen und sich auf die Seite der Verbündeten gestellt hatte, fiel im Januar 1815 plötzlich in den Kirchenstaat ein und verlangte vom Congreß in Wien die Erlaubniß, nach Frankreich durchzumarschieren. Er wolle, erklärte der abenteuerliche Mann, die französischen Bourbons züchtigen, weil sie seine Absetzung als König von Neapel betrieben hätten. In Wirklichkeit rechnete er auf einen Aufstand des ganzen Italiens, das ihn jubelnd zum Könige ausrufen werde; allein eine derartige Bewegung blieb ungeachtet der allgemeinen Erregung der Gemüther aus. Vielmehr rückte ein östreichisches Heer unter dem General Frimont heran, schlug die schlechten Truppen Murats bei Tolentino am 2. und 3. Mai und zwang ihn, nach Frankreich zu flüchten. Als er nach Napoleons zweitem Sturze im October desselben Jahres einen neuen, noch abenteuerlicheren Versuch machte, sich des Thrones von Neapel wieder zu bemächtigen, ward er bei der Landung in Calabrien gefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen.

---

40. Die Schlacht von Ligny.

Den 16. Juni.

Nach dem Winterfeldzuge von 1814 hatte die preußische Regierung, um auf alle Fälle gerüstet zu bleiben, drei Armeekorps am Niederrhein stehen lassen; dazu kamen noch 14,000 Sachsen. Auf die Kunde von Napoleons Rückkehr führte der General Kleist von Nollendorf diese Streitkräfte auf Namur zu, um Wellington näher zu kommen, der ein

englisch-deutsches Heer um Brüssel sammelte. Schon am 19. April langte der Feldmarschall Blücher in Lüttich an. Dort brach am 2. Mai ein Aufstand von drei sächsischen Bataillonen aus, welche über die Theilung Sachsens erbittert waren und darüber, daß ein Theil von ihnen jetzt in preußische Dienste treten sollte. Die Wuth der Rasenden ging so weit, daß sie einen ernstlichen Versuch machten, den Gasthof, in dem der Feldmarschall wohnte, mit Sturm zu nehmen und den Letzteren selbst zu ermorden. Diesem blieb nichts übrig, als nach einem nahen Dorfe zu flüchten und von dort aus die Aufständischen durch preußische Truppen umzingeln zu lassen. Es sollte nach seinem strengen Befehl der zehnte Mann erschossen werden, wenn die Rädelsführer nicht ausgeliefert würden. Da bequemten sich denn Angesichts des furchtbaren Ernstes die Verirrten zu der Auslieferung von sieben Kameraden. Dieselben wurden zunächst erschossen, dann eine Fahne vor den Augen des Bataillons verbrannt, endlich das ganze sächsische Corps von 14,000 Mann entwaffnet und über den Rhein zurückgeschickt. Welche peinliche Prüfung für die preußischen Heerführer, welche bedauerliche Opfer der deutschen Zerrissenheit! Als nach diesem traurigen Vorfall Blücher seine 4 Corps bei Namur concentriert hatte, zählte er 116,900 Mann mit 312 Geschützen, indeß die Streitkräfte Wellingtons 106,000 Mann mit 196 Geschützen betrugen. Diesen beiden starken Heeren gegenüber standen Napoleon nur 120,000 Mann und 350 Geschütze zur Verfügung. Sie waren, die Ankunft des Kaisers erwartend, hinter dem dreifachen Festungsgürtel an der oberen Sambre zum Angriffe concentrirt.

Schon am 14. Juni erschien derselbe beim Heere und brach am folgenden Tage reißend schnell mit bedeutenden Massen gegen Charleroi vor. Die preußischen Vorposten wurden zurückgeworfen, die Sambre-Linie überschritten, die Truppen unter Zieten auf Ligny zu gedrängt. Den ganzen langen Sommertag gegen die gewaltige Ueberzahl kämpfend, wichen diese braven Soldaten nur Schritt für Schritt und erreichten mit einem Verluste von 1200 Mann die ihnen angewiesene Stellung am Lignybache. Hierhin zu marschieren, hatte Blücher auch seinen drei übrigen Armeecorps den Befehl ertheilt; doch eines war nicht eingetroffen, das von Bülow, der eigenmächtig von der ihm übersandten Bestimmung abwich. So mußte denn Blücher am folgenden Tage mit nur drei Corps die Schlacht annehmen. Am 16. brachen die Franzosen in Folge der übergroßen Anstrengung von gestern erst um 9 Uhr auf und erreichten um $11^1/_2$ Uhr Fleurus. Der Tag war zum Ersticken heiß geworden, wirbelnd erhob sich der Staub, auf beiden Seiten der Chaussée wogten üppige, hoch in

Aehren stehende Kornfelder oder grünes Sommergetreide. Napoleon saß heute nicht zu Pferde, sondern fuhr in einem Wagen, denn er litt an einem Unterleibsleiden. Da erkannte er, daß die Preußen links seitwärts die Dörfer St. Amand, Ligny und Bry besetzt hielten, daß sie also hinter dem Ligny-Bache eine Schlacht annehmen wollten. Das war ein Querstrich durch seine Rechnung; denn statt daß durch sein rücksichtsloses Vorbrechen die Heere von Blücher und Wellington getrennt worden wären, hatten sich die Preußen quer vor die Engländer gelegt, so daß sie, wenn sie geschlagen wurden, an dem englischen Heere einen Rückhalt fanden. Ueberall zeigte sich heute der Feldmarschall hoch zu Rosse, wie in Jugendkraft, bei den Seinen, von ihnen mit lauten, freudigen Hurrahs begrüßt; dann sprengte er zu der Stelle, die er sich gewählt, die Schlacht zu leiten, zu der hochstehenden Windmühle von Bry. Unten, tief im Grunde floß der kleine Ligny-Bach, weder breit noch tief, aber schlammig, die Ufer mit Weiden und hohen, die Fernsicht hindernden Pappeln bewachsen. In vielen Windungen sich durch Schluchten hinziehend, geht er durch die Dörfer St. Amand le Hameau, St. Amand la Haye, das große St. Amand und durch Ligny und fällt endlich in einen Zufluß der Sambre. Das Corps von Zieten, das Tags zuvor so wacker gestritten, besetzte um 8 Uhr Morgens St. Amand la Haye, Ligny und Bry; um 10 Uhr kam zu seiner Unterstützung das Corps von Pirch heran und stellte sich, durch starke Bodenwellen gedeckt, in der Nähe auf. Das von Thielmann, das dritte, nahm eine sehr feste Stellung auf den steilen Rändern des Ligny-Bachs ein und bildete vorläufig die Reserve. Während Blücher die Aufstellung der Seinen vom Windmühlenberge bei Bry überschaute, sah man ganz deutlich durch Fernröhre Napoleon mit seinem Gefolge in einer Entfernung von einer halben Meile. Bald nachher kam Wellington von Quatrebras herübergeritten, wo noch um 11 Uhr der tiefste Friede geherrscht hatte. Staunend sahen die Soldaten die unscheinbare Persönlichkeit, die nicht einmal eine Uniform trug, sondern einem Civilisten glich, neben dem martialischen Blücher. Längere Zeit besprachen sich beide miteinander, dann verabschiedete sich der Engländer mit dem Versprechen, er werde baldigst bei Quatrebras zum Angriffe übergehen und Blücher Luft machen. Ahnte er nicht einmal, daß, noch ehe er seine Truppen concentrieren konnte, er selbst der Angegriffene sein und sich selber seiner Haut werde wehren müssen? Wo blieb da sein Versprechen! Als er zu seinen Engländern zurücksprengte, fielen bei St. Amand gegen $2^1/_2$ Uhr die ersten Kanonenschüsse. Bald erhob sich ein wüthender Kampf auf ganzer Linie, namentlich um Ligny

und die beiden St. Amand, und entwickelte sich eine eigentliche Frontalschlacht. Zuerst warf eine französische Division mit einem kräftigen Vorstoße drei preußische Bataillone aus Groß-St. Amand heraus, sofort aber nahm es der General Steinmetz mit 6 Bataillonen wieder. Nachdem der Feind davor sich gesammelt, geordnet und verstärkt hatte, begann ein neues schreckliches Ringen mit Kugel, Bajonet und Kolben. Ueberall floß das Blut: in Häusern, Scheuern, Ställen, auf den Straßen und in den Gärten. Zuletzt hielten 11 Bataillone St. Amand, indeß immer neue Franzosen heranströmten. Steinmetz wich nicht, sondern bat dringend um Hülfe. Ehe diese jedoch eintraf, wurden die Preußen wieder heraus und über den Ligny-Bach zurückgetrieben. Draußen gesammelt, kehrten die 11 Bataillone von neuem um und nahmen das beinahe niedergebrannte Dorf wieder, und wiederum mußten sie heraus. Ein minder blutiger Kampf wogte indessen in und um St. Amand la Haye, wo einer der tapfersten französischen Generale, Girard, den Tod fand. Der preußische General Pirch vermochte nicht, obgleich es heiß genug herging, das Dorf zu nehmen. Auch bei Wagnelé wiesen die Franzosen den anstürmenden General Tippelskirch blutig ab. So stand es denn um die Zeit, wo die erste Woge des Kampfes vorübergerollt war, auf dem rechten Flügel für die Preußen nicht eben günstig. Da eilte der alte Feldmarschall von seiner Windmühle herbei und ließ St. Amand la Haye durch die Bataillone Pirch's rein fegen, die sich neu geordnet hatten. Sodann jagte er nach Wagnelé, setzte sich an die Spitze des 2. pommerschen Regiments und nahm ungeachtet des heftigen Gewehrfeuers das Dorf, indeß seine Begleiter für sein Leben zitterten. Nach Groß-St. Amand gekommen, sah er, daß es, weil zu weit vorgeschoben, nicht haltbar sei, und befahl daher dem General Steinmetz, bis an die Höhen von Bry zurückzugehen. Noch grimmiger ward im Centrum, in dem großen Dorfe Ligny gestritten, das die Preußen mit Barrikaden und Verhauen befestigt hatten, während draußen auf beiden Seiten zahlreiche Geschütze den Franzosen entgegenbrüllten. Nachdem schon drei Stürme abgeschlagen, entstand hier das wildeste Handgemenge, nicht mehr Reihe gegen Reihe, sondern Mann gegen Mann. Ein Morden trat ein, mit der ganzen Wildheit eines Racenkrieges, Pardon wurde nicht begehrt und nicht gegeben. Indeß die Erde von dem Geschützfeuer erbebte, stand das Dorf, dessen Straßen mit Todten, Sterbenden und Verwundeten wie besäet waren, in hellen Flammen. Haufen von Pferden und Leichen lagen da, von den darüber gefahrenen Kanonen zerquetscht, zermalmt, verstümmelt, neben ihnen einzelne Gliedmaßen. So ging es

auch im Centrum fünf Stunden hindurch; dagegen beschränkte sich der linke Flügel unter General Thielmann auf eine Kanonade und das Feuer der Tirailleurs. Schon um 5 Uhr, als der Kaiser die Nachricht erhielt, Ney könne keine Hülfe senden, da er selbst in einen heißen Kampf mit den Engländern verwickelt sei, beschloß er, das preußische Centrum zu durchbrechen. Allein er verlor eine kostbare Zeit, da er den General Erlon erwartete; derselbe zog an diesem Tage zwischen den Heeren Napoleon's und Ney's hin und her, ohne auf einem Punkte mitzuwirken. Endlich um 7 Uhr, als die Preußen schon sichtlich Terrain gewannen, als Blücher sich anschickte, den linken Flügel der Franzosen zu überwältigen, setzte der Kaiser im Centrum seine Garden und Reserven zu einem entscheidenden Angriffe ein. Abermals wurde länger als eine Stunde auf das Erbittertste gerungen. Jetzt thürmt sich ein Gewitter am Horizont auf, es blitzt, es donnert, der Regen gießt herab, Dunkelheit bricht herein. Das Kanonenfeuer läßt nach, überall wird es stiller, der Sieg scheint für die Preußen entschieden: da bemerken Blücher und seine Begleitung eine starke Bewegung westlich von Ligny. Der Adjutant Blüchers, Nostitz, jagt hin und kommt mit der erschütternden Meldung zurück: „Napoleon hat mit Gardebataillonen, Gardereiterei-Regimentern und zahlreicher Artillerie unser Centrum in der durch das schwere Gewitter entstandenen Dunkelheit durchbrochen.“ Es ist jetzt 8½ Uhr, es wird, seit der Regen vorüber, wieder heller. Da wirft Blücher, um den Sieg fest zu halten, den er schon in den Händen zu haben glaubte, seine Reitermassen, nach und nach 24 Schwadronen, dem eingedrungenen Feinde entgegen. Allein vergebens. Die Kartätschen prasseln zwischen ihnen, die französischen Bataillone empfangen sie, ruhig feuernd, mit niedermähenden Salven, die französischen Reiter unterstützen durch ununterbrochene Attaquen die Ihrigen. Es ist auch umsonst, daß der greise Feldmarschall den Säbel zieht und seine Reiter gegen den Feind führt; dieselben werden heftig zurückgeworfen, und er mit seinem Adjutanten Nostitz in den Rückzug hineingerissen. Eine Kugel verwundet den arabischen Schimmel Blüchers. Zu Tode getroffen, macht das edle Thier zuerst einige heftige Sätze und bricht dann plötzlich zusammen; der Reiter, betäubt von dem Sturze, kommt unter ihm zu liegen. Schon sind die letzten Preußen verschwunden, schon stürmen die französischen Küraßiere heran, schon jagen sie, nichs ahnend, links und rechts vorüber, während Nostitz mit der gespannten Pistole in der Hand Wache hält. Wie mag in diesen bangen Minuten dem Getreuen zu Muthe gewesen, welche Gedanken durch seinen Kopf gegangen

sein? „Der Feldmarschall gefangen, im Triumph nach Paris geführt? Nimmermehr —" Abermals rasseln die reisigen Geschwader, von der preußischen Reiterei geworfen, vorüber. Hätten sie geahnt, welch' eine köstliche Beute an ihrem Wege lag! Als sie vorüber gebraust sind, ruft Nostitz einen Unteroffizier von den Uhlanen herbei und zieht mit ihm den besinnungslosen Feldmarschall unter dem todten Pferde hervor. Nur allmählig erholt sich der Greis von der Betäubung, auch klagt er über heftige Schmerzen in der rechten Seite. Dann auf das Uhlanenpferd gehoben, reitet er langsam dem Dorfe Tilly zu. Unterdessen ordneten sich, da sich der Durchbruch im Centrum nicht mehr gut machen ließ, die Preußen und zogen sich langsam eine halbe Meile weit zurück, die anfangs verfolgenden Franzosen durch regelmäßige Salven in Respekt haltend. Von Zeit zu Zeit brach auch die preußische Reiterei hervor und jagte die französische zurück, die sehr bald mit Verfolgen aufhörte. In dieser Weise ging noch am Abende die schon gewonnene Schlacht verloren, die den Preußen 12,000 Todte und Verwundete und 16 Geschütze kostete. Die Franzosen jubelten vor Freude, der Kaiser selber glaubte, der Feind werde sich erst in drei Tagen wieder sammeln können. Ohne zu wissen, wohin sich derselbe gewandt, beorderte er Grouchy, ihm mit 32,000 Mann zu folgen, indeß er selbst mit den Engländern abrechnen wollte. Welcher Irrthum, welche Folgen! In der Zeit, da man Blücher für verloren hielt, hatte Gneisenau den Rückzug über Tilly auf Wawre angeordnet. Das war einer der kühnsten Entschlüsse in der ganzen Weltgeschichte, wie später selbst Napoleon anerkannt hat. Das hieß, sich vom Rhein entfernen, zu Wellington gehen und dessen Geschick theilen. Konnte derselbe nicht schon heute geschlagen sein? Konnte nicht morgen Napoleon durch stärkere Streitkräfte, als man vorausgesetzt, beide einzeln schlagen? Konnten nicht die Preußen in die Lage kommen, sich zusammen mit den Engländern einschiffen zu zu müssen? Allein die Ersteren kannten ungeachtet der erlittenen Schlappe keine Furcht, sondern blieben in frischer und muthiger Stimmung. Als sich Blücher wieder erholt hatte, traf die Anfrage Wellington's ein, ob er auf einen Theil des preußischen Heeres zählen könne, wenn er am 18. die von Napoleon gebotene Schlacht annehme. Darauf erwiederte der Feldmarschall, er werde mit seiner ganzen Armee da sein, um am 19. mit den Engländern vereint den Feind anzugreifen, falls es nicht schon am 18. zur Schlacht gekommen wäre.

41. Das Gefecht von Quatrebras.

Den 16. Juni.

Da, wo sich die Chausséen von Charleroi nach Brüssel und von Namur nach Nivelles schneiden, liegt eine Herberge mit Namen Quatrebras, und in der Nähe eine kleine Gruppe von Häusern. Hier schlug sich, während von Ligny der entsetzliche Kanonendonner herüberschallte, der Marschall Ney gegen einen Theil des englisch-deutschen Heeres. Er hatte den Befehl erhalten, sich schnell dieser wichtigen Stellung zu bemächtigen, damit er durch die über Ligny nach Namur führende Chaussée mit Napoleon in Verbindung bliebe und am Abende des 16. Juni im Rücken Blüchers stände und denselben vernichtete. Allein statt rasch vorzugehen und die 6500 Feinde, welche zu Anfange unter dem Prinzen von Oranien die Stelle besetzt hielten, über den Haufen zu werfen, ließ der sonst so kühne Mann die Zeit ungenutzt verstreichen. War sein Feldherrnauge durch die Anstrengungen so vieler Kriegsjahre matter geworden? Nagte an seinem Herzen der Treubruch, den er begangen, und lähmte heute seine Willenskraft? Drüben bei Quatrebras erschien um 11 Uhr Wellington, der in der Nacht vorher von 12—3 Uhr in heiterer Stimmung auf einem Balle bei der Herzogin von Richmond gewesen und erst um 5 Uhr von Brüssel weggeritten war. Er warf einen Blick auf die Aufstellung seiner hier noch schwachen Streitkräfte und sprengte dann zu Blücher nach dem Windmühlenberge bei Bry fort. Während seiner Abwesenheit rückte der General Picton mit 7000 Mann und der Herzog von Braunschweig mit 4000 Mann in die Stellung ein. Noch immer that der Marschall Ney keinen entscheidenden Schritt, sondern tastete, indeß der Feind sich jeden Augenblick verstärkte, furchtsam vorwärts und griff endlich den Pachthof Gemioncourt an. Schon hatte Wellington, von Blücher zurückgekehrt, den Oberbefehl übernommen und mit der großen, ihm eigenthümlichen Seelenruhe die nöthigen Anordnungen getroffen. Da war es, als ob Ney, aufgeregt durch den Donner der Geschütze bei Ligny, der die Erde erbeben machte, aus einem Traume erwachte. In fieberhafter Aufregung ließ er sofort den Pachthof stürmen und seine Divisionen gegen die dahinter liegende Aufstellung der Engländer im Sturmmarsch vorgehen. Als auf dem rechten Flügel die eine, unaufhaltsam vordringend, eine mit Korn bewachsene Hochfläche erreicht hatte, sprangen sechs bis dahin versteckte Bataillone plötzlich auf und gaben in nächster Nähe mörderische Salven ab. Ganze

Reihen stürzten, die Division gerieth in Unordnung, der General Picton warf sie, den Augenblick benutzend, mit dem Bajonet den Abhang hinab. Unten ordneten sich die Franzosen auf's Neue und trieben dann die Engländer wiederum zurück. Im Centrum hielt der Herzog von Braunschweig eine Zeitlang mit der äußersten Mühe Stand. Als es nicht mehr gehen wollte, sondern die Seinen wichen, und er sich bemühte, sie zu sammeln und zu ordnen, traf ihn eine tödliche Kugel. Sterbend wurde der tapfere Fürst, der nur für Deutschland sein Schwert gezogen hatte, aus dem Schlachtgewühl getragen. Bis zu den Häusern von Quatrebras jagten die französischen Chasseurs, fortwährend einhauend, den Weichenden nach und hätten beinahe den Herzog von Wellington gefangen genommen. Da langten gegen 5½ Uhr bei den Engländern neue Verstärkungen an, so daß dieselben jetzt den Franzosen an Zahl überlegen waren, und drängten die feindlichen Reiter zurück. Zu derselben Zeit erhielt Ney den Befehl Napoleons, Blücher in den Rücken zu fallen: „Seine Armee ist verloren, wenn Sie kräftig agiren; das Schicksal Frankreichs liegt in Ihren Händen." Der Kaiser setzte nämlich voraus, daß Quatrebras in der Gewalt des Marschalls sei. Dieser, der erst jetzt die schrecklichen Folgen seiner Saumseligkeit in ihrem ganzen Umfange erkannte, gerieth fast in Verzweiflung. Dem General Kellermann wiederholte er die Worte: „Das Schicksal Frankreichs liegt in Ihren Händen" und hieß ihn, sich mit seinen Kürassieren auf den Feind werfen, den General Pirés, jenem mit Reitermassen folgen. Wohl wurden bei diesem fürchterlichen Anprall Bataillone zersprengt und zusammengehauen, doch standen andere, namentlich die englischen und hochschottischen mauerfest. Wie ein Mann legten sie an, es rollten die Salven, es stürzten die Rosse und Reiter. Im Sturmschritt rückten neue Abtheilungen Wellington's heran und hüllten die Reiter, welche abermals bis in die Nähe von Quatrebras gekommen waren, in eine undurchdringliche Wolke ein. Ihr Angriff, ihre Aufopferung waren umsonst gewesen, sie mußten rückwärts. Der General Kellermann, von seinem Pferde abgeworfen, hielt sich, ohne Hut auf dem Kopfe, an den Zäumen von zwei Kürassierpferden fest und kam so, zwischen den beiden Thieren hängend, im Galopp zurück. Von jetzt ab, um 7 Uhr, ließen die Angriffe der Franzosen an Heftigkeit nach. Endlich entschloß sich Ney, tief gebeugt und die Vorwürfe des Kaisers fürchtend, in die Stellung von Frasnes zurückzugehen, die er am Morgen verlassen hatte. Wellington drängte ihn nicht, und um 9 Uhr war alles still. Der französische Verlust betrug an diesem heißen Tage 4000 Mann, der englische 5000.

Auch der General Erlon traf, von Ney unglückseliger Weise zurückgerufen, nach seinen Kreuz- und Querzügen in Frasnes ein und bezog daselbst Bivouacs. So hatten denn weder die Engländer den bedrängten Preußen Hülfe bringen, noch Ney dieselben durch Umgehung auflösen und vernichten können; die Entscheidung stand noch bevor.

Sie erfolgte auch noch nicht an dem folgenden Tage. Während das Heer Blüchers früh am Morgen, neu geordnet und in frischer muthiger Stimmung, auf Wawre zog, stieß zu demselben das Tags zuvor ausgebliebene Corps von Bülow. Der Feldmarschall erschien, obgleich an heftigen Schmerzen leidend, bei den Truppen, von ihnen mit lauten Hurrahs begrüßt. Hatten ihn doch viele für schwer beschädigt, andere gar für todt gehalten. Erst um 12 Uhr sandte der Kaiser Grouchy mit 33,000 Mann den Preußen nach, durch falsche Meldungen in der Meinung bestärkt, Blücher sei nach Namur abgezogen. Hielt der Kaiser seine Truppen durch die Anstrengungen der letzten zwei Tage für allzu erschöpft zu früherem Aufbrechen? Oder war, wie seine Generale murrten, nicht sein Denken, sondern seine ehedem unbeugsame Willenskraft gebrochen? Wie er später selber sagte, hatte er nicht mehr das Gefühl des sichern Erfolgs. Kaum war Grouchy abmarschiert, da öffnete der Himmel seine Schleusen und ließ Ströme Regens herabfallen. Der Lehmboden der üppigen Gegend war so tief aufgeweicht, daß es unmöglich anging, an diesem Tage etwas zu unternehmen, daß also auch der Nachmittag dem Kaiser verloren ging. Schon vorher, um 10 Uhr, hatte Wellington die Stellung von Quatrebras aufgegeben und sich auf der Chaussée von Charleroi nach Brüssel in die viel festere bei Mont St. Jean zurückgezogen, um dort Blücher zu erwarten. Erschien derselbe rechtzeitig, so ging für Napoleon die Hoffnung verloren, jeden der Gegner einzeln zu schlagen.

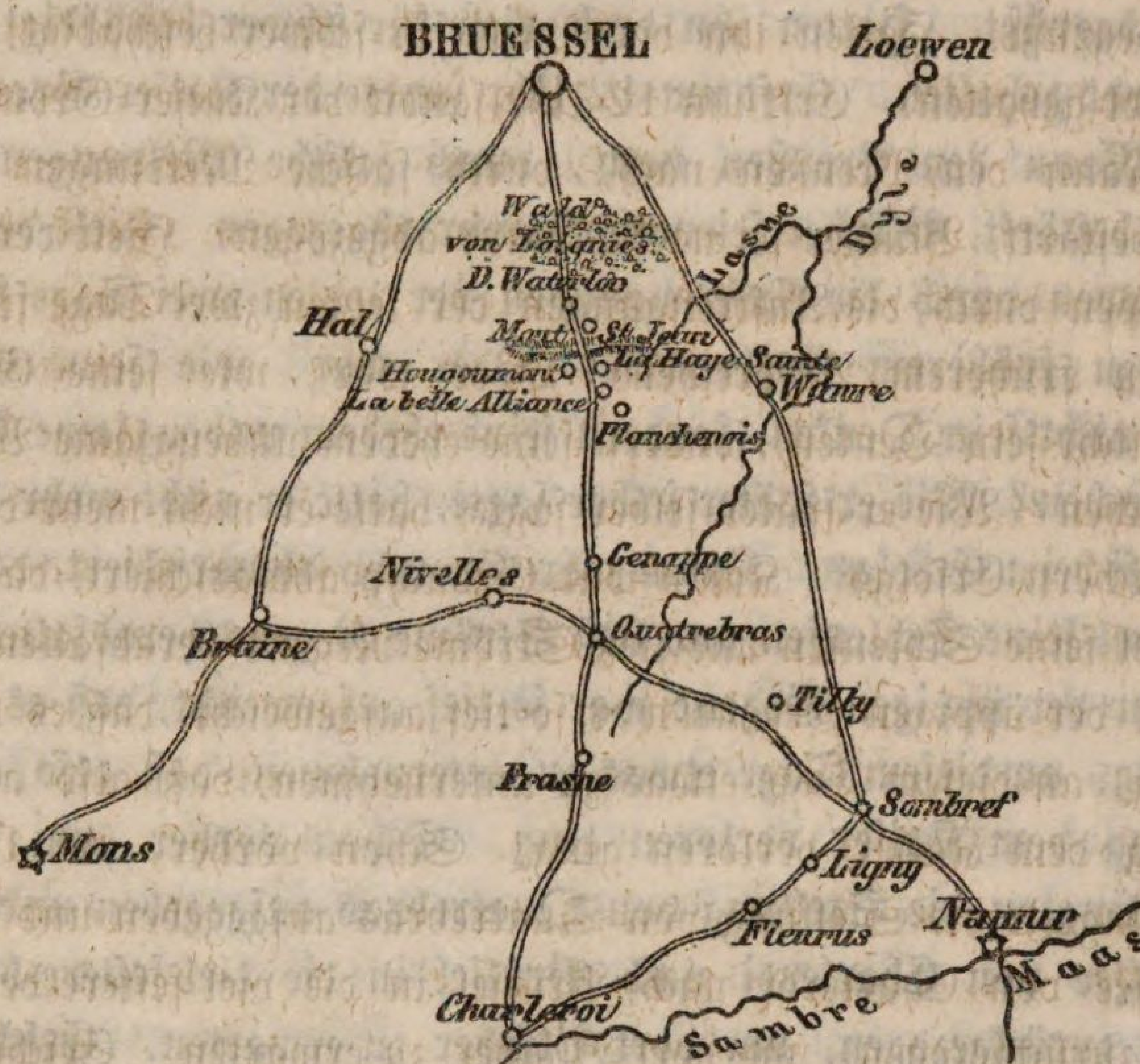
---

42. Die Schlacht bei Belle Alliance oder Waterloo, den 18. Juni.

Das Schlachtfeld und die Heeresaufstellungen.

Als der Herzog von Wellington im Sommer 1814 durch Belgien reiste, bemerkte er wohlgefällig die Stärke der Stellung um den Mont St. Jean und äußerte zu seinen Begleitern, er würde sich hier aufstellen, wenn es darauf ankäme, Brüssel gegen einen Angriff zu vertheidigen. Schon im nächsten Jahre sollte er dieses nur so hingeworfene Wort wahr machen. Es ziehen sich nämlich, etwas über zwei Meilen südlich von Brüssel, zwei langgestreckte Höhenzüge hin, ein nörd-

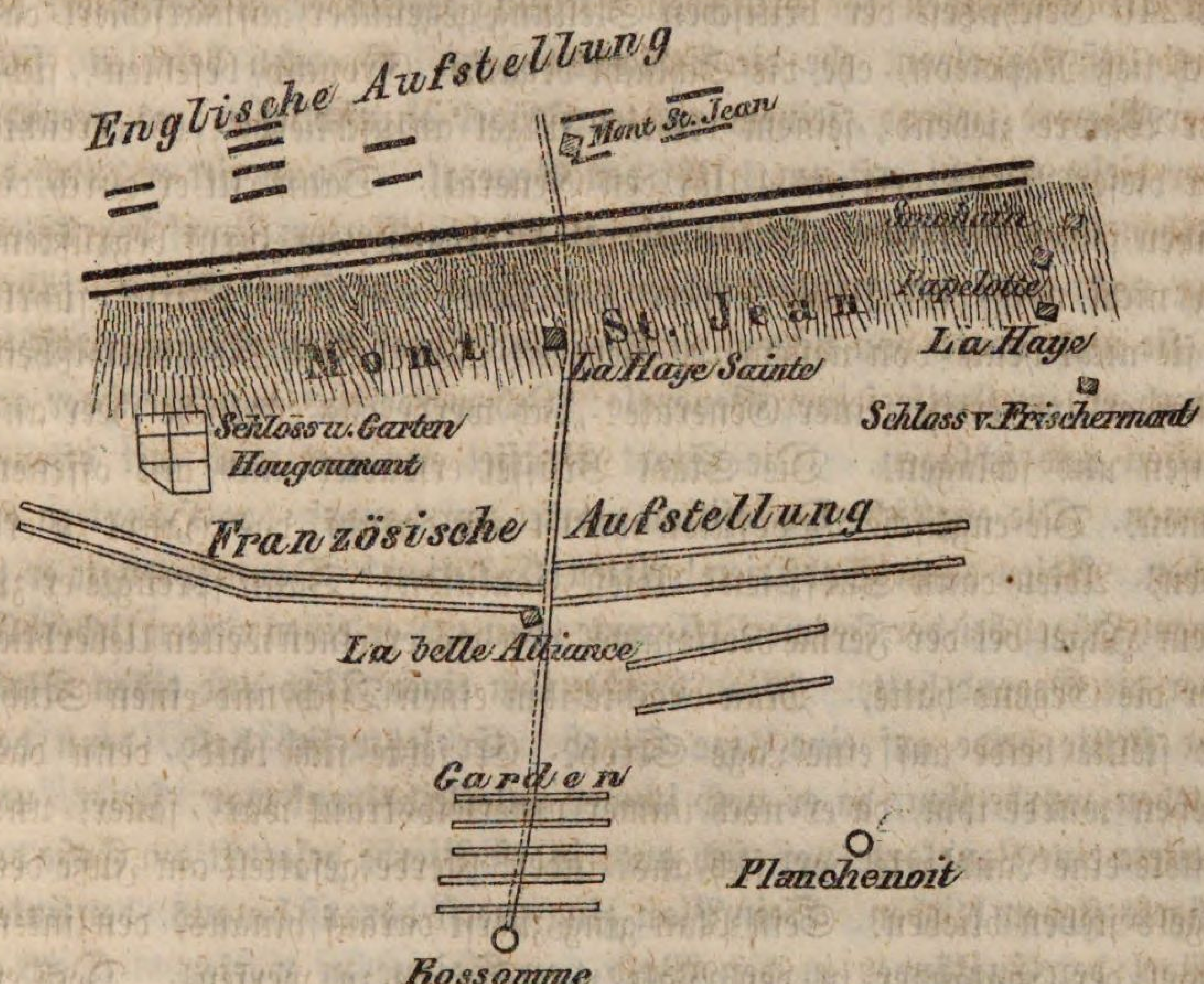
licher, auf dem das Dorf Mont St. Jean liegt, und ein südlicher mit dem Vorwerk La belle Alliance, beide von einander durch eine schmale Schlucht getrennt, die westlich zur Senne und östlich zur Dyle herabsinkt. Auf dem ersten Zuge, hinter dem sich der Wald von Soigne mit seinem dunkeln Grün meilenweit hinstreckt, hatte Wellington sein erstes Treffen aufgestellt, 43 Bataillone, hinter der Höhe in gedeckter Stellung, sein zweites, 12 Bataillone und 22 Reiterregimenter, im Ganzen 68,000 Mann mit 150 Geschützen. Darunter befanden sich nur 24,000 Engländer, die übrigen waren Deutsche und Niederländer. Den rechten Flügel befehligte Lord Hill, das Centrum der Prinz von Oranien, den



Belle-Alliance oder Waterloo.

linken Flügel der Generallieutenant Sir Thomas Picton. Die westliche Schlucht, die zum Thal der Senne hinabführte, deckte die rechte Flanke des englischen Heeres, die noch tiefere, in das Thal der Dyle verlaufende östliche, welche sich gegen Wawre öffnet, die linke. Die Wasserscheide zwischen Senne und Dyle bildet nur ein Damm auf der gepflasterten Straße von Brüssel nach Charleroi; letzterer durchschnitt die eine halbe Meile lange Schlachtlinie der Engländer ziemlich in der Mitte. Doch nicht allein diese Bodenverhältnisse machten die Stellung Wellingtons außerordentlich fest, sondern es traten noch künstliche hinzu. Vor dem rechten Flügel lagen in einer Entfernung von 800 Schritten das Schloß und die Pachtung Hougoumont, ein trefflicher Stützpunkt für einen Widerstand, heute wüthend angegriffen und heroisch vertheidigt, mit einem

Buchengehölz, Garten und Weinberg. Vor dem Centrum, nicht weit von der Chaussée befand sich ein großer massiver Pachthof, La Haye Sainte, mit einem Weinberge, vor dem linken Flügel die Farmen Smouhen, Papelotte und la Haye. Drüben aber stand schon Napoleon, von der Höhe weithin sichtbar, nur befürchtend, daß die Engländer nicht Stand halten möchten. Nach ein Uhr Nachts näherte er sich persönlich ihren Vorposten. Obgleich es in Folge von Gewittern seit dem vorigen Mittage in Strömen goß, loderten die englischen Wachfeuer, genährt durch das reichliche Holz aus dem Walde von Soigne, hoch und hell; der Horizont glich einer ausgebrei-



Die Heeresaufstellungen bei Belle-Alliance.

teten Feuersbrunst, das englische Heer lag in tiefen Schlaf versunken. Erst um 5 Uhr ließ der strömende Regen nach, welcher den fetten Boden in einen tiefen Schlamm verwandelt hatte, so daß am Tage Geschütze, Pferde und Mannschaften tief hineinsanken. Eine Stunde später meldete der Blücher nachgesendete Grouchy, nur ein kleiner Theil von dessen geschlagenem Heere wende sich zu Wellington, der größere flüchte auf Namur zu. In eine verderbliche Sicherheit gewiegt, berief der Kaiser um 8 Uhr eine Versammlung der Generale. Er erklärte ihnen, mit Wellington stehe es herzlich schlecht; „wir haben 90 Chancen für uns und keine 10 gegen uns." Hinter dem Herzoge liege der große Wald von Soigne, in dem das feindliche Heer auseinander gebracht und zer-

streut werden werde. Nachdem er den Generalen die Anordnungen zur Schlacht dictirt hatte, jagten die Adjutanten zu den Truppen, überall mit Freudengeschrei empfangen. Bald wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten zum Aufbruch. Gegen 9 Uhr ging das erste Treffen in vier gewaltigen Sturmsäulen, vom Marschall Ney befehligt, vor, während große Reitermassen das zweite Treffen, und 3 Divisionen der Garde die große Heerreserve bildeten; über die beiden Letzteren behielt sich der Kaiser in eigener Person den Oberbefehl vor, damit er eingreifen könne, wenn es noth thäte. Um 10½ Uhr standen die 75,000 Franzosen mit 246 Geschützen der britischen Stellung gegenüber aufmarschiert da. Noch ließ Napoleon, ehe die Schlacht begann, Grouchy befehlen, sich, über Wavre ziehend, seinem rechten Flügel anzuschließen; es erreichte aber dieser Befehl erst um 4 Uhr den General. Dann ritt er durch die Reihen seiner Getreuen, die ihn überall mit begeistertem Zuruf begrüßten. Lag nicht noch der frische Lorbeer von Ligny auf seiner Stirn, führte er sie nicht heute von neuem zu Sieg und Ehre? Voll Siegesgewißheit sprach er im Kreise seiner Generale: „Ich werde das englische Heer angreifen und schlagen. Die Stadt Brüssel erwartet mich mit offenen Armen. Die englische Opposition wartet nur darauf, das Haupt zu erheben. Adieu dann Subsidien! Adieu Coalition!" Dann sprengte er zu einem Hügel bei der Ferme Rossomme, von wo er einen weiten Ueberblick über die Gegend hatte. Man brachte ihm einen Tisch und einen Stuhl und stellte beide auf eine Lage Stroh. Er setzte sich bald, denn das Stehen wurde ihm, da er noch immer unterleibskrank war, sauer, und breitete eine Landkarte vor sich aus, indeß Pferde gesattelt am Fuße des Hügels stehen blieben. Sein Plan ging zuerst darauf hinaus, den linken Flügel der Engländer in den Wald von Soigne zu werfen. Doch er stand heute einem alten Kriegsmanne gegenüber, der in Indien die Mahratten vernichtet, in dreizehn Schlachten Spanien und Portugal befreit und Südfrankreich erobert hatte. Mit Ruhe und Zuversicht sah der des Waffenhandwerks kundige Mann, dem die Geschichte den Namen des eisernen Herzogs beigelegt hat, den kommenden Ereignissen entgegen. War seine Stellung nicht selbstgewählt und außerordentlich günstig, seine Soldaten nicht altgedient, seine Führer nicht bewährt? An Lebensmitteln fehlte es nicht, an Feuerung auch nicht, vom Regen waren die Franzosen mehr mitgenommen als die Engländer. Dazu hatte er das Wort von Blücher, das schwer wog: „Ich werde nicht mit einem einzigen Corps, sondern mit meinem ganzen Heere zur Hülfe kommen." Er verließ sich auf ihn, wie ehedem Marlborough auf den Prinzen Eugen, und schlum-

merte wenige Stunden sanft. Als der Regen aufhörte, bestieg er sein Lieblingspferd und durchritt seine Heeresaufstellung. Ueberall nach englischer Sitte eine feste ruhige Haltung, überall Schweigen! Dann galoppierte er zu einem einzeln stehenden Baum und leitete meistentheils von dort aus die Schlacht.

Wellington weist zwei Angriffe Ney's zurück.

Wenn es auch nicht mehr regnete, so lagerten doch schwere Dunstmassen auf dem durchweichten Boden. Die unheimliche Stille vor dem Sturme hörte auf, es fiel um 11 Uhr 35 Minuten der erste Kanonenschuß gegen Hougoumont. Dasselbe hielten heute die trefflichen Scharfschützen der Hannoveraner, nachdem sie es in Vertheidigungszustand gesetzt hatten. Heran rückten 3 französische Divisionen unter dem General Reille, von zwei englischen Batterien zuerst mit Vollkugeln, dann mit Kartätschen beschossen. Wenngleich sie sich nach heißem Kampfe des Gehölzes und des Gartens auf einen Augenblick bemächtigten, so verloren sie den letzteren bald wieder gegen englische Garden. Er wurde denselben von den Feinden von neuem entrissen, und nun wogte an dieser Stelle der Kampf erbittert, doch unentschieden hin und her. Etwas später begann der Angriff auf das Centrum und den linken Flügel der Engländer, eröffnet durch das furchtbare Feuer von 80 französischen Geschützen. Gegen 1 Uhr näherten sich die Divisionen unter dem General Erlon den Pachthöfen vor der englischen Front. In diesem Augenblicke entdeckte Napoleon mit seinem Fernrohr in einer Entfernung von $1^1/_2$ Meilen Truppenmassen. Ist es Grouchy? Ist es ein Corps von Blücher? Ist es der grimme Alte selbst? Man konnte auf dieser Strecke die Uniformen nicht von einander unterscheiden; denn beide, die französische und die preußische, sind blau. Die Sache zu ergründen, sandte der Kaiser den General Domont mit 3000 Reitern gegen St. Lambert ab und mit dem Befehl, schleunigst Meldung zu machen. Einige Minuten später wurde ein gefangener preußischer Husar eingebracht, der einen Brief Bülows an Wellington bei sich hatte, in dem der Erstere dem Letzteren meldete, er ziehe heran. Sogleich schickte Napoleon erneute Befehle an Grouchy ab, seinen Marsch zu beschleunigen; doch erreichten sie, da die Boten vor den heranrückenden Preußen überall umkehren und daher große Umwege machen mußten, den General erst um 7 Uhr, als alles zu spät war. Schon gegen 2 Uhr ging vom General Domont die Meldung ein, die am Waldrande wahrgenommenen Truppenmassen seien feindliche.

Sofort ließ der Kaiser die große Kanonade dem englischen Centrum gegenüber abbrechen und 3 Angriffssäulen, jede eine Division stark, gegen dasselbe vorgehen, um es mit einem gewaltigen Stoße zu durchbrechen, ehe Blücher komme. Die Kolonne des Generals Erlon erstieg inmitten des furchtbarsten Geschützfeuers die Höhe, wo Wellington hielt, wich auch nicht vor dem mörderischen Gewehrfeuer, sondern durchbrach die erste Linie da, wo die Holländer und Belgier standen. War der Verband dieser Truppen aus dem neu gebildeten Staate noch zu lose, oder hätten sie lieber unter den französischen Adlern als gegen dieselben gekämpft? Als sie weichen, erscheint der General Picton, dem eine Kugel bei Quatrebras zwei Rippen zerschmettert hatte, ohne daß er das Geheimniß verrathen hat, mit den Brigaden Pack und Kempt. „Eine Salve und dann drauf!" tönt sein Kommando. Die wohlgezielte Salve fällt, darauf geht es mit dem Bajonet vor; eine Flintenkugel streckt den Helden nieder, doch der Feind geht in Verwirrung zurück. Gegen ihn sendet jetzt der Oberbefehlshaber der gesammten Reiterei, Lord Uxbridge, die 2 auserlesensten Reiterbrigaden, die England aufzuweisen hat: Sommerset's Garden, die Königsdragoner, die schottischen Grauen, die irischen Inniskilling. Mit verhängtem Zügel werfen sie sich auf die französischen Kürassiere, denen sie an Muth gleich, an Kraft überlegen sind, jagen sie den Berg hinab, bringen auch das Fußvolk vollends in Verwirrung, treiben es in wüthenden Angriffen zurück, nehmen zwei Fahnen und reiten drei Bataillone über. Jetzt steigt Napoleon zu Pferde und läßt neue Regimenter von Kürassieren und Lanciers gegen die durch den wilden Angriff in Unordnung gerathenen, einem bunten Heuschreckenschwarme jetzt ähnlichen englischen Reiterbrigaden traben. Dieselben werden mit großem Verlust zurückgeworfen und verlieren ihren General Ponsonby. Aber weiter kommen auch die Franzosen nicht vorwärts, denn die Reiter Vandeleurs werfen sich ihnen entgegen und bringen sie zum Stehen. Während dieser Zeit nahm rechts davon Durutte die Pachthöfe vor der englischen Front und erstieg das Plateau, kehrte jedoch um, als er wahrnahm, wie der Angriff des Generals Erlon scheiterte, und ging in seine alte Stellung hinter den Pachthöfen zurück. Links, gegen La Haye Sainte, stritt indessen Guyot, bemächtigte sich des Gartens und der meisten Gebäude und rückte genau auf die Mitte der englischen Aufstellung los. Hier stand außer anderen Kerntruppen die deutsche Legion, wackere und bewährte Männer, von denen ein großer Theil schon in Portugal, Spanien, Sicilien und Südfrankreich gegen den Unterdrücker ihres Vaterlandes gestritten hatte. In dem heißen

Kampfe, der hier entbrannte, hieben die Kürassiere von Kellermann zwei Bataillone derselben zusammen und nahmen eine Fahne; auch der Befehlshaber der Legion, der tapfere Oberst Ompteta, lag unter den Haufen der Todten. Zu derselben Zeit wurde noch weiter links Hougoumont mit dem größesten Ungestüm und unter unsäglichen Verlusten angegriffen und mit der heldenmüthigsten Ausdauer vertheidigt; hunderte von Franzosen fielen hier unter den Büchsenkugeln der hannöverschen Scharfschützen. Das Schloß, mit Granaten beschossen, brannte nieder, aber selbst in den Ruinen behaupteten sich die Vertheidiger. Schon hatte ein Unterlieutenant, Legros, das Thor mit einer Axt durchgeschlagen und war mit einer handvoll verwegener Gesellen eingebrochen, als englische Garden zu Hülfe kamen, die Eingedrungenen tödteten oder hinauswarfen und das Thor wiederum verschlossen. So war es denn dem Marschall Ney nicht gelungen, die vor der englischen Front gelegenen Stützpunkte Hougoumont, La Haye Sainte, Smouhen, Papelotte und La Haye zu nehmen. Noch weniger hatte er nach vierstündigem Ringen vermocht, die englische Linie mit dem ersten Stoße zu durchbrechen. Jetzt, gegen vier Uhr, füllte man auf beiden Seiten die entstandenen Lücken aus, indeß ein dichter Pulverdampf die Gegend bedeckte. Die Generale Erlon und Durutte aber ordneten von neuem die Sturmsäulen ihres Fußvolks und ihre Reitergeschwader, um den zweiten und, wie sie hofften, entscheidenden Stoß zu führen. Sie rechneten um so mehr auf den Sieg, da fast alle englische Truppen bereits im Kampfe gewesen waren, dem Kaiser jedoch noch das Corps von Lobau, der größte Theil der Reiterei und die Garden zu einem letzten Vorstoße unversehrt zur Verfügung standen. Eine schwere Niederlage drohte jetzt nach jeder menschlichen Berechnung dem Herzoge.

Von neuem eine furchtbare Kanonade, dann Tirailleurs vorauf, dann der Sturmschritt der Kolonnen. Vorwärts ging es auf ganzer Linie, vorwärts Erlon, Reille, Durutte gegen die Stellungen, die sie vorher verlassen mußten. Abermals spieen ihnen von den Höhen die Kanonen den Tod entgegen, dazu warf eine Batterie congrevische Raketen zwischen sie, die wie feurige Drachen durch die Luft fuhren und Mann und Roß bei lebendigem Leibe verbrannten. In diesem Moment meldete der General Domont dem Kaiser, ein preußisches Corps sei im Begriffe, aus dem Walde von Frischermont in seine rechte Flanke zu fallen. Sofort erging an den General Lobau der Befehl, mit 7500 Mann den Preußen entgegen zu gehen, und an den Marschall Ney der, jetzt jede Rücksicht schwinden zu lassen und, koste es, was es wolle, mit

den Corps von Erlon und Reille das Centrum Wellingtons zu durchbrechen. Von nun an beginnen furchtbare Stürme auf dasselbe, bis zur völligen Erschöpfung fortgesetzt. Ueberall ist Ney, mahnend, treibend, selbst die Abtheilungen in das Feuer führend. Vier Pferde werden ihm unter dem Leibe erschossen, sein Hut und Rock von Kugeln durchlöchert, sein Degen zerschmettert, so daß er mit einem Stumpf in der Hand kommandiert. Ahnt er in dieser blutigen Stunde, daß er, wenn er nicht siegt, dem Tode auf der Richtstätte verfallen ist? Ihm gegenüber weicht der eiserne Herzog, immer sich selbst gleich, keinen Fuß breit; hier todesmuthiges Draufgehen, dort felsenfestes Standhalten. Es mag wenige so blutige Stätten der Geschichte geben als diese, nicht oft so verzweifelt gekämpft sein, wie hier. Als der Marschall nicht das Unmögliche leisten kann, sendet ihm der Kaiser das Reitercorps von Milhaud und die Gardereiter zu Hülfe, im Ganzen 40 Schwadronen; denn das Fußvolk der Garde behält er sich gegen die Preußen vor. Jene 5000 Mann: Panzerreiter, Lanciers, Chasseurs, bildeten den Kern der französischen Reiterei. An ihre Spitze setzt sich Ney und trabt, da für den Galopp der Boden zu weich ist, inmitten des verdoppelten Geschützfeuers der Britten den Abhang hinauf. Mit lautem: »Vive l'empereur!« und Freudengeschrei stürzten sie sich im Galopp auf die Kanonen, die sie verlassen finden; denn die Kanoniere haben sich mit ihren Pferden dem Befehl gemäß in die Quarrés des Fußvolkes geflüchtet. Dann geht es wie Sturmwetter auf diese los, die, schachbrettförmig geordnet, schweigend dastehen. Ruhig erwarten sie die heranrasselnden Geschwader und begrüßen sie auf 30 Schritte mit wohlgezielten Salven, so daß Rosse und Reiter zu Haufen den Boden bedecken. Aber von neuem sammeln sich die blutigen Schwadronen und greifen, durch die Zwischenräume jagend, von allen Seiten die Vierecke an. Schon dringen sie hier und dort hinein, schon fragt mancher für sich: „Wie lange werden wir noch aushalten?“ Da sendet der Herzog seinen hartbedrängten Engländern, Hannoveranern und Braunschweigern, die noch fest wie die Mauern stehen, zur rechten Zeit Hülfe. Auf seinen Befehl stürzen die Ueberreste von drei Reiterbrigaden auf die Kürassiere und werfen sie zurück, und der Marschall, zwischen die feuernden Vierecke und die Säbel der Reiter gerathen, läßt zum Rückzuge blasen. Während sich die Franzosen den Abhang hinunter bewegen, laufen die Kanoniere aus ihren schirmenden Vierecken hervor und senden den Zurückweichenden einen eisernen Hagel nach. Auch die englischen Reiter jagen hinterher, stoßen jedoch unten auf die stehen gebliebene Gardereiterdivision und werden von ihr arg zu-

sammengehauen, wieder hinauf und sogar hinter ihr Fußvolk getrieben. Jetzt traben auch die Kürassiere, die sich am Fuße der Höhe geordnet haben, von neuem heran. Alles in allem sind es 77 Schwadronen, wogend und blitzend wie im Sonnenscheine die See, die sich gegen den Uferwall wälzt. Ueberall Handgemenge, tausend Einzelkämpfe, mit dem Pallasch, dem Säbel und der Lanze geführt, während die englischen Kanonenkugeln rücksichtslos hineinsausen, unbekümmert, ob sie Freund oder Feind treffen. Doch allmählig erlahmen die Franzosen und vermögen weder die Vierecke zu sprengen noch die Reiter vollständig zut überwältigen. Da bleibt dem Marschall nichts weiter übrig, als zum zweiten Male zum Hinabgehen in das Thal blasen zu lassen, um dort die Zersprengten zu sammeln und zu ordnen. So ist denn auch der zweite Angriff gescheitert, und die beste Reiterei ohne Erfolg geopfert; wäre frisches Fußvolk zur Hand gewesen, so hätte es ohne allen Zweifel das Centrum der Engländer durchbrochen. Allein das ließ die Ankunft der Preußen nicht zu, deren Kanonen jetzt, von Osten her donnernd, die hereinbrechende Katastrophe verkündeten. Unterdeß war auch auf den übrigen Stellen vor der englischen Front ohne Entscheidung gerungen worden, die Erstürmung von La Haye Sainte durch die Franzosen zwischen 5 und 6 Uhr änderte nichts mehr an der Lage der Dinge. Wenn aber auch um 5 Uhr die Schlacht stand, so that doch ein langer, den Boden bedeckender rother Streifen von englischen Uniformen vom linken bis zum rechten Flügel die ungeheuren Verluste Wellingtons kund. Seufzend sah der eiserne Herzog auf seine Uhr und nach Osten und brach in die Worte aus: „Ich wollte, es wäre Abend, oder Blücher käme!"

Das entscheidende Eingreifen Blücher's. Auch der dritte Angriff Ney's scheitert.

Am Abend des 17. Juni stand das gesammte Blüchersche Heer um Warre vereinigt, während Grouchy 2½ Meile davon auf einer falschen Fährte herumtastete, wähnend, nur ein Corps sei auf Warre gezogen, die Hauptmacht dagegen auf Namur. In der nun folgenden Nacht litten die Preußen furchtbar durch den Regen und den Mangel an Lebensmitteln; doch freudig sahen alle der Rache für Ligny auf morgen entgegen. Mit Tagesanbruch trat Bülow, dessen Corps ja am 16. nicht mitgestritten hatte, den Marsch an; ihm folgte Pirch, indeß Ziethen einen andern Weg einschlug, und Thielmann den Uebergang über die Dyle gegen Grouchy decken sollte. Zunächst hielt eine Feuersbrunst, welche in der Hauptstraße von Warre wüthete, den Vormarsch Bülows

auf. Der Feldmarschall stieg um 11 Uhr zu Pferde; seinen Arzt, der durch eine Einreibung seinen Schmerz mildern wollte, hatte er mit den Worten abgewiesen: „Wozu noch schmieren? Ob ich heute balsamiert oder unbalsamiert in die andere Welt gehe, wird wohl auf eins herauskommen!" Da er aber draußen die Spuren des nächtlichen Regens und die herabhangenden, neue Güsse verkündenden Wolken sah, rief er die historisch gewordenen Worte aus: „Siehe da unsere Alliirten von der Katzbach!" In der That war auch hier der fette Boden so aufgeweicht, daß nur mit Mühe Reiter und Fußvolk durchkamen; dagegen wollte es mit den Kanonen Anfangs überhaupt nicht vorwärts gehen. Immer mächtiger und mahnender schlug der Kanonendonner von Waterloo her an das Ohr, immer dringender bat Wellington durch Offiziere, die auf schaumbedeckten Rossen heranjagten, um Hülfe. Und dennoch ging es nur langsam weiter, so sehr auch Blücher trieb, so oft auch sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" erschallte. Als im Zuge das Wort laut wurde: „Es geht nicht, es ist unmöglich!" da rief der Alte tief bewegt: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen; ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und es ging. Immer näher kam man dem Feinde, zuletzt noch mußte man sich durch dichtes Gehölz winden, wo einige gut aufgestellte Bataillone sein Corps stundenlang hätten aufhalten können. Wie lachte da der Feldmarschall, als ihm kein Feind den Weg zu seinem Bruder versperrte! Von einem Hügel am Gehölz von Frischermont übersah Blücher um 4 Uhr die wogende Schlacht und gab eine halbe Stunde später den Befehl, mit aller Macht auf das Gehöft La Belle Alliance vorzurücken, das, an der großen Straße nach Brüssel liegend, mit seinem rothen Ziegeldache weithin leuchtete. Da es im Rücken des französischen Centrums lag, so bedeutete seine Erstürmung den Untergang der feindlichen Armee. Bald donnerten die preußischen Kanonen gegen die Reiter des General Domont und brachten dem Herzoge Wellington die Kunde von dem Herannahen der Freunde. Den General Lobau, auf welchen Bülow um $5^1/_2$ Uhr stieß, trieb derselbe mit unwiderstehlicher Gewalt so weit zurück, daß seine immer weiter vorgehenden Geschütze bald die große Brüsseler Straße mit ihren Kugeln bestrichen. Ein prachtvoller Anblick, als alle vier Brigaden neben einander in Schlachtordnung vorrückten: links Ryssel, dann Hiller, dann Hake, dann ganz rechts Losthin, dahinter die Reserve-Reiterei unter dem Prinzen Wilhelm. Es ging jetzt, seit das ganze Corps entfaltet war, der rechte Flügel stürmend auf La Belle Alliance vor, der linke auf Planchenois.

Obgleich hinter diesem Dorfe, das der Feind stark besetzt hielt, noch die kaiserliche Garde, 15,000 Mann stark, stand, so befahl dennoch der Feldmarschall, dasselbe mit Sturm zu nehmen.

Ehe es jedoch so weit kam, wollte der Kaiser noch einen verzweifelten Versuch, den dritten, machen, ob er nicht das Centrum Wellingtons durchbrechen könne. Seit dem zweiten fehlgeschlagenen donnerten nur noch von den Höhen herab die Geschütze unablässig gegen einander. Jetzt aber sollte das Reitercorps von Kellermann in Verbindung mit der schweren Reiterdivision und anderen kleineren Abtheilungen, alle zusammen 4000 Pferde, hinein in das entsetzliche Feuer. „Es gilt die Rettung Frankreichs!" wurde den dem Untergange Geweihten gesagt, damit der Anprall um so heftiger werde. Doch unerschütterlich stand das englische Fußvolk nach wie vor und schlug, von seinen Reitern kräftig unterstützt, $1\frac{1}{2}$ Stunden lang jeden Angriff ab. Da erlahmen den Reitern die Arme von dem Führen des Säbels, und ermatten ihnen die Rosse: sie müssen zurück und den Abhang wieder hinab. Darauf heißt Ney seine Kanonen näher an die englische Aufstellung heranfahren und sie mit Kugeln überschütten, dann sendet er die neugeordneten Sturmsäulen von Erlon und Reille vor. Und Napoleon, damit noch nicht zufrieden, läßt um $6\frac{1}{2}$ Uhr von Rossomme her fünf Bataillone Garde dazu stoßen, die fast alle von Generalen geführt werden. Nichts darf in diesem Augenblicke der äußersten Entscheidung unversucht bleiben; selbst die Lüge, Grouchy sei da, wird unter den Truppen verbreitet, damit sie neuen Muth bekommen. Gegen 7 Uhr ersteigen die furchtbaren Angriffscolonnen, über welche die hohen Bärenmützen der alten Garde hervorragen, die Höhe. Wellington scheint verloren. Schon sind seine Bataillone zu kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, seine Geschütze zum Theil zerschossen, zum Theil unbrauchbar geworden. Flüchtlinge aller Art: Marketender, Trainknechte, Bediente, selbst kleinere Abtheilungen belgischer Soldaten eilen Hals über Kopf nach Brüssel und erzählen; „Alles ist hin, die Schlacht ist verloren!" Doch soweit ist es noch nicht. Denn der eiserne Herzog, den die erhabene Ruhe seiner Natur nie verläßt, stellt die sechs Bataillone, die noch am wenigsten gelitten haben, hinter einen Hügel und empfängt die Sturmsäulen mit Salven Flintenfeuers, unter denen die Generale Friant und Michel fallen. Einen Augenblick wanken die Franzosen, dann tritt mit gezogenem Degen Ney zu Fuß an ihre Spitze und durchbricht mit ihnen die erste Linie des englischen Centrums. „Steht fest, meine Jungen;" ruft der Herzog seinen Engländern zu, „wenn wir hier geschlagen werden,

was würde man in England von uns sagen!" Als Lord Hill ihn fragt: „Mylord, Sie könnten fallen, was haben Sie für Absichten? Geben Sie mir Ihre Instructionen!" antwortet er: „Festzuhalten bis zum letzten Mann!" Da sich Ney dem höchsten Rande der Höhe nähert, sieht er zu seinem Erstaunen keinen Feind vor sich; nur eine kleine Gruppe von Offizieren, unter denen sich Wellington befand, ist durch den Rauch hindurch zu unterscheiden. Die Franzosen rücken bis auf wenige Schritte an die Stelle vor, wo die britischen Garden Maitlands am Boden liegen. „Auf, Garden, und Feuer!" tönt das Commando des Herzogs, und im Nu steht eine lange blitzende Linie da und sendet dem Feinde eine Salve zu, unter der 300 Bärenmützen fallen. Und Angriff folgt auf Angriff; doch gelingt es den Franzosen nicht, obwohl hier der Kampf bis gegen 8 Uhr hin und her wogt, die zweite Linie der Engländer zu durchbrechen. Indessen ist die Entscheidung schon viel früher an zwei andern Orten durch die Preußen erfolgt.

Denn das Corps von Zieten war auf dem linken Flügel der Engländer eingetroffen, hatte seine Geschütze gegen die Franzosen gerichtet, die Pachthöfe genommen und den südlichen Höhenzug erstiegen. Der rechte französische Flügel, so unerwartet und heftig angegriffen, wich zuerst zurück, bald aber verwandelte sich sein Zurückweichen in Flucht. Auch das Corps von Lobau ward hineingerissen, als die Preußen näher kamen. Da blieb denn auch im Centrum, wo der Kampf gegen die zweite englische Linie noch fortdauerte, kein Halt, auch nicht mehr auf dem linken Flügel. Vergebens warfen sich Ney und Erlon den Zurückweichenden entgegen und suchten, sie zum Stehen zu bringen; die rückgängige Bewegung auf dem abschüssigen Terrain verwandelte sich bald in einen reißenden Strom von Menschen und Pferden. Hinterher aber rückte die englische Linie, zwar nicht weit, da sie unter der Arbeit des Tages fast zusammenbrach, doch weit genug, um zu zeigen: „Unser ist der Sieg!" Daß sich derselbe jedoch in eine völlige Auflösung des feindlichen Heeres verwandelte, ist vor allem dem Kampfe der Preußen um Planchenois und ihrer Verfolgung zu danken. Der tapfere Oberst Hiller, der Vater des Siegers bei Chlum, hatte mit 9 Bataillonen das Dorf von drei Seiten angegriffen und genommen, dann es wieder verloren und, durch neue Bataillone verstärkt, in einem wüthenden Angriff es der jungen Garde abermals entrissen. Da sandte Napoleon einen Theil der alten Garde den Seinen zu Hülfe, und es gelang ihnen, mit einem Gewaltstoße Hiller wiederum herauszubringen. Eine Zeitlang kam hier der Kampf zum Stehen, bis das Corps von Pirch erschien und

dem Todeskampf der alten Garde, die sich um einen schwarzumflorten Adler sammelte, ein Ende machte. Sie schlug sich mit einer über alles Lob erhabenen Tapferkeit; viele der Tapfern wichen nicht, sondern suchten den Tod. Fürchterlich hatten auf den Dorfstraßen Kugel, Bajonet und Kolben gewüthet; zwei Generale und eine große Zahl von Offizieren bedeckten todt den Boden, die Reste der Franzosen, mit jähem Stoße herausgetrieben, flüchteten vor der nachjagenden preußischen Reiterei. Das war die Vergeltung für den Tag von Ligny, und damit beginnt die Auflösung der französischen Armee.

Die Auflösung der französischen Armee.

Auch der Kaiser hatte bei Rossomme umsonst versucht, die Fliehenden aufzuhalten. Ein Schrecken, wie er den Franzosen eigenthümlich ist, welche zwar Angriffe der heftigsten Art machen, sind dieselben aber abgeschlagen, schnell in das Gegentheil fallen und verzweifeln, ergriff die Gemüther. Der Eine wußte, der Kaiser sei verwundet, der Andere gar, er sei getödtet, der Dritte schrie laut über Verrath. Den Flüchtlingen saßen die englischen und preußischen Reiter auf den Fersen und ließen sie nicht zu Athem kommen. Napoleon rettete sich mit seinem Gefolge in ein Bataillon alter Garde, an das sich eine Kanone und Trümmer von Abtheilungen schlossen, und setzte fechtend seinen Rückzug auf Genappe fort. Die englische Reiterei unter Lord Uxbridge holte das Häuflein ein und rief ihm zu, sich zu ergeben. „Die alte Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht,“ soll angeblich der General Cambronne geantwortet haben. Ein Schuß der Kanone zerschmetterte dem Lord Uxbridge beide Schenkel, Cambronne fiel verwundet in Gefangenschaft, der Kaiser aber erreichte inmitten seines Vierecks, das düster und schweigend einherzog, um 11 Uhr Genappe. Lange vorher hatten sich Blücher und Wellington bei der Ferme Belle-Alliance getroffen und waren einander, voll der tiefsten und freudigsten Bewegung, in die Arme gesunken. Da der Herzog erklärte, seine Truppen seien zu erschöpft, um die weitere Verfolgung zu übernehmen, so gab Blücher den Befehl, „daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd aufgeboten werden solle, den Feind zu vernichten.“ Selbst zu leidend, um die Verfolgung zu leiten, übertrug er dieselbe dem General Gneisenau. Der aber erwiederte: „Wie man siegt, haben wir jetzt gezeigt; nun wollen wir auch zeigen, wie man verfolgen kann“, setzte sich an die Spitze des Füsilierbataillons vom fünfzehnten Regiment und brach gegen Genappe auf. Andere Abtheilungen

stießen dazu, und so erreichten sie fast ohne Widerstand den Ort, an dessen Ende eine Steinbrücke über die Dyle führt. Da sie hier die einzige ist, und die ganze französische Armee hinüber muß, so ist die Straße vollständig vollgepfropft, daß Mann an Mann steht, und scheinbar keiner vorwärts kann. Diese Masse löst sich jedoch in wilde Flucht auf, als Gneisenau um 12 Uhr unter lautem Hurrah der Seinen eindringt, und läßt 80 Geschütze stehen. Der Kaiser ist in seinem Wagen geblieben, um nach der Arbeit und Aufregung des Tages einen Augenblick zu ruhen: da schrecken ihn die Hurrahs der Preußen auf, der Trommelwirbel und das Gewehrfeuer. Er springt heraus, läßt Degen und Hut zurück, wirft sich auf ein bereitstehendes Pferd und jagt auf Quatrebras zu, während die Verfolger seinen Wagen durchsuchen und in demselben Orden, Edelsteine, Gold- und Silbergeld und andere kostbare Dinge erbeuten. Auch die Gepäckwagen der Marschälle fallen in ihre Hände und sind gute Beute. Jeder nimmt, was ihm gut scheint, und wirft es wieder weg, wenn er Besseres findet; die Brillanten sehen die Füsiliere für Glas an und verschenken sie. Doch es ist in Genappe kein Aufenthalt, denn eben geht der Mond auf und beleuchtet die Straße und den fliehenden Feind. Hinter ihm geht es her wie die wilde Jagd, fortwährend Trommeln, Hörnerklang, Hurrah! Den Feind über die Stärke der Verfolger zu täuschen, hat der tapfere Hauptmann Goszicki, der ganz vorn ist, Tambours und Hornisten auf Beutepferde gesetzt und läßt sie fortwährend trommeln und blasen. Er kommt auf der Chaussée immer weiter, welche das Bild des Schiffbruchs einer ganzen Flotte darbietet; so übersät ist sie mit Geschützen, Pulverkarren, Fuhrwerken, Gewehren, Trümmern aller Art. An der Straße liegen überall schlafende Franzosen, die sich vor Uebermüdung nicht mehr haben aufrecht erhalten können; man läßt sie ruhig weiter schlafen. Vorwärts geht es durch Quatrebras, durch Frasnes, immer vorwärts: da versagen, es ist ein Uhr geworden, die Kräfte den Dienst. Es wird Halt gemacht und damit von der glänzendsten Verfolgung der neueren Geschichte abgelassen.

Die Franzosen hatten in der Schlacht 25,000 Mann verloren, und die Verfolgung 43,000 zersprengt. Die Geschütze befanden sich sämmtlich in den Händen der Verbündeten, von denen die Engländer ihren Verlust auf 21,000 Mann und die Preußen auf 7000 berechneten. Ein ewig denkwürdiger Sieg! Zwei Heere wetteiferten an diesem Tage, das eine, festzustehen wie eine Mauer, das andere, fast unübersteigliche Hindernisse zu beseitigen und dann die Früchte des ungeheuren Sieges in einem Maaße wie noch nie zu erndten.

43. Von Belle-Alliance bis Paris. Die zweite Abdankung Napoleons. Die zweite Einnahme von Paris, den 7. Juli.

Sieger und Besiegte suchten auf das Schleunigste vor einander Paris zu erreichen, vor allen Grouchy mit seinem ungeschlagenen Corps. Am 17. um zwei Uhr zur Verfolgung Blüchers aufbrechend, gelangte er bei dem schrecklichen Regenwetter in sieben Stunden nur eine Meile, bis Gembloux. Auch am 18., dem großen Schlachttage, blieb er, gänzlich unsicher geworden, an derselben Stelle stehen. Als um ein Uhr der gewaltige Kanonendonner herüberschallte, drängten ihn die Generale und Offiziere, auf denselben los zu marschieren. Allein des scharfen Tadels eingedenk, den so eben Napoleon über Ney ausgesprochen, weil dieser die ihm gewordenen Befehle nicht wörtlich ausgeführt hatte, wies er sie, sich auf seine Instructionen berufend, entschieden zurück. Dann ließ er Wawre angreifen, wo Thielmann mit drei Corps den Uebergang über die Dyle deckte. Der Ort war in Vertheidigungszustand gesetzt: Barrikaden in den Straßen, Schießscharten, durch die Häusermauern gebrochen, die Brücke über den Fluß durch Wagen und Tonnen gesperrt. So tapfer wehrten sich hier die Preußen gegen die Uebermacht, daß sie 13 Angriffe auf die Stadt blutig zurückwiesen. Gegen 7 Uhr erhielt Grouchy die bald nach Mittag abgesandte Ordre des Kaisers, er solle keine Minute säumen, ihm zu Hülfe zu kommen. Zu spät! Das Geschick seines Gebieters hatte sich bereits erfüllt. Dennoch überschritt er etwas oberhalb von Wawre in der Abenddämmerung den Fluß und erneuerte am nächsten Morgen den Kampf. Thliemann zog sich vor der Uebermacht in ein durch Hohlwege, Gräben und Hecken leicht zu vertheidigendes Terrain zurück, wohin die Franzosen nicht zu folgen wagten. Als nun Grouchy die Nachricht von der totalen Niederlage des Kaisers erhielt, kehrte er, um sein Corps zu retten, schleunigst nach Namur um. Der General Pirch ereilte ihn und lieferte ihm bei und in der Stadt am 20. Juni ein Gefecht, das den Preußen 1500 Mann kostete, ohne daß es ihnen gelang, das französische Corps zu vernichten. Dasselbe kam glücklich über die Sambre hinüber und stieß bei Soissons zu Soult, der auf Befehl des Kaisers in Laon die Trümmer des Hauptheeres sammelte. Beide, Soult und Grouchy, zogen nun eilends auf Paris und erreichten es noch vor Blücher, nachdem sie gegen diesen mehrere Tausende und eine Anzahl von Kanonen verloren hatten. Daselbst war auch der Kaiser schon am 20. Juni eingetroffen. Der Verfolgung der Preußen in der Nacht zum 19.

glücklich entronnen, eilte er nach Phillippeville, wo er Grouchy und anderen Generalen den Befehl zugehen ließ, so schnell als möglich nach Paris zu marschieren, und dann über Laon nach seiner Hauptstadt. Moralisch und physisch auf das Aeußerste erschöpft, fast gebrochen, sehnte sich der Mann nach Ruhe. Sie sollte ihm nicht lange werden. Denn als sich am folgenden Tage die Nachricht von der großen Niederlage der französischen Waffen bei Belle-Alliance und von der Anwesenheit des Kaisers in Paris verbreitete, entstand zuerst eine ungeheure Aufregung. „Abdanken, hieß es, er hat kein Glück mehr!“ Fouché, der bleiche, falsche Mann, nährte diesen eben auftauchenden Gedanken durch seine geheimen Agenten, damit Frankreich bedingungslos den Fremden und den Bourbons überliefert werde, und er Minister bleibe. Da nun um Mittag die Kammer der Abgeordneten zusammentrat, ließ sie sich von den überwältigenden Eindrücken so weit hinreißen, daß sie sich für permanent erklärte und die Regierungsgewalt an sich riß. Und das waren eben dieselben Männer, welche vor drei Wochen ihrem Kaiser den Eid der Treue geschworen hatten! Wie die Schlacht bei Belle-Alliance seinen Degen, so zerbrachen solche Beschlüsse sein Scepter. Auch die Pairs stimmten ihnen zu: da dankte Napoleon, nicht mehr stark genug, die Kammern aus einander zu jagen und sich zum Diktator zu proklamieren, gezwungener Weise am 22. Juni zu Gunsten seines Sohnes ab und begehrte nur zwei Fregatten, um nach Amerika hinüber zu fahren. Dann verließ er das Elisée und begab sich nach dem der Hauptstadt nahen Malmaison. Hier gerieth er, ohne eine Ahnung davon zu haben, während der Nacht zum 29. in die äußerste Lebensgefahr, da preußische Husaren einen Versuch machten, ihn aufzuheben, aber eine Seinebrücke abgebrochen fanden. Wäre er in die Hände Blüchers gefallen, so würde er erschossen oder gehängt worden sein; der Entschluß dazu stand beim Feldmarschall fest, der sich auf die Wiener Achtserklärung stützte. Am nächsten Tage verließ der Kaiser Malmaison und reiste, dieses Mal überall freundlich, oft mit stummem Schmerze von der Bevölkerung aufgenommen, nirgend, wie im Jahre vorher, gekränkt oder beschimpft, nach Rochefort. Dort wartete er vergeblich auf den Befehl der neuen Regierung an die beiden Fregatten-Capitaine, in See zu gehen. Denn Fouché wußte wohl, daß bei einem Umschlage der Dinge ihm sein schändlicher Verrath nie verziehen werden würde, und richtete die Sachlage so ein, daß Napoleon sich den Engländern ergeben mußte, um nur sein Leben zu retten. Nach einigem Zaudern sandte derselbe ein Schreiben an den Prinz-Regenten, in welchem er um Aufnahme und Schutz bat, und ergab sich

dann dem Capitain Maitland vom Bellerophon. Zuerst nach England übergesetzt, wurde er nach wenigen Tagen als Gefangener des ganzen Europa nach St. Helena, einem Felseninselchen im atlantischen Ocean, weggeführt und daselbst vom englischen Gouverneur Sir Hudson Lowe nicht als Kaiser, sondern als der General Bonaparte behandelt. Dort ist der große Feldherr und der große, durch und durch unwahre Egoist am 5. Mai 1821 einem Magenkrebs erlegen. Seine Gebeine sind, als sich das Haus Orleans auf dem Throne sicher wähnte, 1840 nach Frankreich hinübergeführt und im Invalidendome beigesetzt worden; denn sterbend hatte er gesagt: „Ich wünsche, an den Ufern der Seine begraben zu werden!“ Auf's neue erwachte in Frankreich eine Napoleonsverehrung, eine Erinnerung an den Ruhm und die Macht des Kaiserreichs, auf's neue brachen im Vergleich mit der Jetztzeit die alten Wunden auf. Der Sturz des Hauses Orleans, der nach acht Jahren eintrat, ist mit eine Folge jener Reliquienfahrt. So sollten selbst die Gebeine des Kaisers dem französischen Königthume verderblich werden.

Nur einen Tag hatte Blücher nach der Schlacht bei Belle Alliance gerastet. Dann aber brach er mit so großer Schnelligkeit gegen Paris auf, daß er selbst Nachtmärsche nicht scheute, so daß Wellington nicht mitkommen konnte, sondern zwei Tagemärsche zurückblieb. Dennoch gelang es dem Rastlosen nicht, Soult und Grouchy von der Hauptstadt abzudrängen; nur einige Schlappen wurden ihnen beigebracht, ehe sie dieselbe erreichten. Ohne ernstlichen Widerstand zu finden, langte Blücher am 28. Juni mit 58,000 Mann vor Paris an, das 90,000 Mann Linie, Reserve und Nationalgarde unter dem Marschall Davoust vertheidigten, während Wellington mit den ihm nach der mörderischen Schlacht gebliebenen 50,000 noch neun Meilen weit entfernt stand. In der Nacht zum 29. geschah es, daß der Feldmarschall den kühnen Parteigänger Colomb mit einem Husarenregimente absandte, um Napoleon in Malmaison aufzuheben; doch der Streich mißlang, weil an der entscheidenden Stelle die Brücke fort war. Am 29. faßte der Feldmarschall, da er die Nord- und Ostseite der Stadt zu stark befestigt und besetzt fand, den kühnen Entschluß, rasch rechts auf St. Germain zu ziehen, dort über die Seine zu gehen, und, über Versailles marschierend, dieses Mal Paris von der entgegengesetzten Seite als im vorigen Jahre, von Süden her, anzugreifen. Was kümmerte ihn, daß er sich so gänzlich von Wellington trennte und den Fluß und die feindliche Hauptstadt zwischen ihn und sich brachte! Der Oberstlieutenant Sohr, der sich mit zwei Husarenregimentern vorgewagt hatte, ward bei Versailles von weit überlegenen

feindlichen Streitkräften unter dem General Excelmans umzingelt, verlor den größten Theil seiner Mannschaft und fiel selbst, schwer verwundet, in Gefangenschaft. Schon am 2. Juli griff Blücher Sèvres und Issy an und nahm beide mit Sturm; die Franzosen liefen in vollständiger Auflösung athemlos in Paris hinein. Zwar rückte am folgenden Morgen ganz in der Frühe Vandamme mit starken Angriffskolonnen gegen Issy, doch vermochte er es nicht zurückzuerobern. Es sollte dies das letzte Blut sein, das in dem Feldzuge von 1815 floß. Denn schon um 7 Uhr Morgens erschien ein Parlamentair, um wegen eines Waffenstillstandes und der Capitulation von Paris zu unterhandeln. Beide wurden schon an demselben 3. Juli in St. Cloud unterzeichnet. Darnach sollte Paris in 3 Tagen geräumt, und die französische Armee, welche dasselbe besetzt hielt, mit ihren Waffen, Kanonen und ihrem Heergeräth hinter die Loire zurückgegangen sein. In wüster Stimmung, die Verräther verfluchend, zogen die Franzosen ab, sehr wohl herausfühlend, daß die Hauptstadt noch lange gehalten werden konnte, und daß politische Gründe hinter dieser unrühmlichen Uebergabe steckten. Nun konnte Blücher mit 55,000 Mann am 7. Juli seinen Einzug halten, die Reiter den Säbel in der Faust, die Artilleristen mit brennenden Lunten. Nicht mit Jubel, wie im vorigen Jahre, sondern stumm und verbissen empfing die Bevölkerung die einrückenden Sieger. Diese besetzten sofort alle wichtigen Punkte und bivouaquierten in den Sommernächten auf den öffentlichen Plätzen. Der Feldmarschall aber legte zunächst der Stadt eine Contribution von 100 Millionen Francs auf und verlangte die sofortige Auslieferung aller geraubten Kunstschätze. Dann machte er Miene, die Jena-Brücke in die Luft zu sprengen und die Vendôme-Säule zu zerstören. Da ergriff die Pariser Schrecken, als sie den grimmigen Ernst des Alten sahen, der sie für ihren Uebermuth auf das Empfindlichste zu züchtigen gedachte.

---

44. Die zweite Rückkehr der Bourbonen. Der Hochsommer und Herbst 1815. Der zweite Pariser Friede vom 20. November.

Gleich nach der Abdankung Napoleons ernannten die Kammern eine provisorische Regierung von fünf Mitgliedern, welche Fouché zum Vorsitzenden wählten. Der Heimtückische also Regent von Frankreich! In seiner Pfiffigkeit ahnte er seinen nahen, jähen Fall nicht; als das Werkzeug verbraucht war, wurde es mit Verachtung bei Seite geworfen. Zunächst verrieth er seinen Herrn, der ihn groß gemacht hatte, und durch

den allein er etwas in der Welt bedeutete, den Engländern. Dann lenkte er in Paris die Dinge so, daß es durch eine entehrende Capitulation in die Hände der Preußen fiel. Nun, da dieselben die Hauptstadt in stummem Gehorsam hielten, konnte ja der wieder heimkehren, für den scheinbar alles jenes gethan war, Ludwig XVIII. Hinter den Engländern Wellingtons hinterherreisend, zog der König am 8. Juli, durch die fremden Bajonette geschützt, in seine Hauptstadt ein. Düster und stumm empfingen ihn die Pariser, weinend betrat der schwache Mann die Tuilerien wieder. Am folgenden Tage kamen auch die Monarchen an, und rückte der größte Theil von Wellingtons Heer ein. In kurzer Zeit überschwemmten nun die Truppenmassen der Verbündeten, da sich die Friedensverhandlungen in die Länge zogen, zwei Drittheile von Frankreich, so daß zuletzt 900,000 Fremde auf französischem Boden standen. Nirgends, die Festungen ausgenommen, fand ein ernstlicher Widerstand statt. Es sollte aber den Franzosen auch der Schmerz nicht erspart werden, ihren breiten Festungsgürtel im Laufe des Sommers nach und nach in die Hände der Feinde fallen zu sehen; der Prinz August von Preußen leitete diese Belagerungen mit großer Umsicht und Geschicklichkeit. Während dessen nahm die Rache der Royalisten an den Bonapartisten ihren Anfang. Der Oberst Labedoyère, der zuerst mit seinem Regimente übergegangen war, wurde, wie er selbst nicht anders erwarten konnte, standrechtlich erschossen, die Generale Faucher in Bordeaux, der Marschall Ney, von der Pairskammer mit Recht verurtheilt, in Paris. Da, wo die fremden Truppen nicht standen und die Ordnung aufrecht erhielten, beging der Pöbel, durch Royalisten fanatisirt, arge Excesse. In Avignon ermordete er den Marschall Brune, in Toulouse den General Ramel, in Südfrankreich kam es zu blutigen Protestantenverfolgungen, namentlich in Nismes, wo geplündert und gemordet wurde. Am 6. September hielt der Kaiser Alexander auf der Ebene von Vertus eine große Heerschau, bei der von den drei Monarchen die Urkunde der heiligen Allianz unterzeichnet ward. Durch sie, die erst nach drei Wochen bekannt wurde, sollte verhütet werden, daß wiederum Zustände in Europa einträten wie seit 25 Jahren; vielmehr sollten Gerechtigkeit und Liebe den Frieden zwischen den Völkern aufrecht erhalten. Diese Idee fand, England und den Papst ausgenommen, allgemeinen Anklang und hat unverkennbar auf lange Zeit gewirkt; ob zum Segen der Völker, ob zum Unsegen, darüber sind die Meinungen einander entgegengesetzt. Den materiellen Interessen ist die heilige Allianz ohne Zweifel durch die längere Erhaltung des Friedens sehr förderlich gewesen, der geistigen

Entwickelung der Nationen dagegen, namentlich der deutschen, von entschiedenem Nachtheil.

Endlich, am 20. November, kam der zweite Pariser Friede zu Stande. Durch denselben büßte Frankreich an Landbesitz nur 300 Quadratmeilen ein, welche Italien, die Schweiz, Belgien und zu einem ganz unbedeutenden Theil Preußen bekamen; so behielt das überwundene Volk seine Grenzen von 1789. Ferner mußte es die geraubten Kunstschätze herausgeben und eine Contribution von 700 Millionen Francs, zahlbar in 5 Jahren, entrichten. So lange sollten 150,000 Mann unter Wellington im Nordosten des Landes stehen bleiben, gestützt auf 18 eroberte Festungen an der niederländischen und belgischen Grenze. Doch fand die französische Regierung die Mittel, diese Kriegssteuer schon in drei Jahren abzutragen, so daß diese Besatzungs-Armee schon 1818 heimkehren konnte. Also verhallte die Stimme Preußens, das in diesem Feldzuge abermals das Meiste gethan und wohl ein Recht hatte, den Elsaß und Lothringen zurückzufordern, wie bei den Verhandlungen des ersten so auch bei denen des zweiten Pariser Friedens. Selbst Rußland, welches auf dem Wiener Congresse auf seiner Seite gestanden, glaubte, jetzt ganz vom Corsen Pozzo di Borgo geleitet, es sei besser, daß Deutschland seine wunde Stelle behalte. Darum mußten Metz und Straßburg französisch bleiben.

---

45. Schlußbetrachtung.

Von den Herrschern, deren vereinte Macht den gewaltigen Mann bezwungen, ist Kaiser Alexander, erst 48 Jahre alt, nach längeren körperlichen und geistigen Leiden 1825 zu Taganrog am Asow'schen Meere heimgegangen. Ihm folgte 1835 der siebenundsechszigjährige Franz von Oestreich. Friedrich Wilhelm entschlief, dem siebenzigsten Lebensjahre nahe, am 7. Juni 1840 in seinem Palais in Berlin. Unter den preußischen Heerführern, den Säulen, an denen sich die kranke Zeit aufrichtete, starb Bülow von Dennewitz bereits 1816 zu Königsberg in Preußen mit 61 Jahren. Der Feldmarschall Blücher, von dem noch 1813 Arndt singt: „So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein!" zog sich, jetzt müde geworden, auf seine Güter zurück und beschloß, fast siebenundsiebenzigjährig, am 12. September 1819 nach kurzem Krankenlager zu Krieblowitz in Schlesien sein thatenreiches Leben. Ehre dem Andenken des Helden, der allein einem Napoleon gewachsen war! Kleist von Nollendorf verschied 1821 im Alter von 59 Jahren auf einem seiner Güter, und

Tauenzien von Wittenberg 1824 zu Berlin in seinem 64. Lebensjahre. Gneisenau führte noch 1831 als Feldmarschall den Oberbefehl über ein preußisches Heer, welches während des Polenaufstandes die Grenze bewachte; in dieser Stellung erlag er in seinem einundsiebenzigsten Lebensjahre zu Posen der Cholera. Das Jahr vorher war ihm zu Klein-Oels in Schlesien der siebenzigjährige York von Wartenburg voraufgegangen, einst von seinen Soldaten „der Vater Isegrim" genannt. Der Mehrzahl der Helden sind in Berlin Bildsäulen errichtet worden: Bülow und Scharnhorst 1822 neben der Königswache, ihnen gegenüber Blücher 1826 und zu seinen Seiten York und Gneisenau 1855. Noch fehlen die Statuen von Kleist und Tauenzien, sowie die der 1822 und 1831 heimgegangenen Staatsmänner Hardenberg und Stein. Welch' einen Schimmer der Verklärung werfen die Thaten der Enkel von 1866 und 1870 auf jene fünf Standbilder zurück, wieviel höher sind nach langer trauriger Zeit die Männer der Befreiungskriege gestiegen! Denn ihr Ringen und ihr Leiden kommen nun erst zu ihrem ganzen Werthe. Von den größesten Sängern des Jahres 1813 folgte dem bei Gadebusch gefallenen Theodor Körner schon 1817 Max von Schenkendorf, „der Kaiserherold" geheißen, zuletzt Regierungsrath in Koblenz. Dagegen hat E. M. Arndt sie alle überlebt: die Fürsten, die Helden, die Staatsmänner und die Sänger. 1817 zum Professor ernannt, 1819—1840 ohne Amt, da ihn die damals herrschende Richtung nicht verstand, dann wieder eingesetzt, entschlief er erst 1860 zu Bonn am Rhein. Er hat noch an dem Versuche der deutschen Nation von 1849, wiederum zu Kaiser und Reich zu kommen, thätigen Antheil gehabt. Doch auch ihm ist trotz seiner neunzig Jahre nicht beschieden gewesen, die Verwirklichung seiner Ideale zu erleben, für die er gekämpft und gelitten. Von ihm kündet ein Denkmal in Bonn, sein heimathlicher Berg Rugard auf Rügen wird bald ein zweites Monument von ihm weithin über Land und Meer leuchten lassen.

Ein neuer Zweig der alten deutschen Eiche, Preußen, war unter dem großen Kurfürsten erwachsen. Dann hatte der junge Staat unter dem großen Friedrich in sieben schrecklichen Kriegsjahren die Ebenbürtigkeit mit dem alternden Oestreich behauptet. Für einen Augenblick von dem Meister der Schlachten niedergeworfen, stand er rasch wieder auf und erkämpfte nicht nur für sich, sondern auch für das ganze übrige Deutschland die Befreiung von der Fremdherrschaft. Hatte er damit nicht unbedingt die Leitung des gesammten deutschen Vaterlandes verdient? Allein schon vor dem Ende der Kämpfe waren die durch die Ka-

lischer Proklamation erweckten Hoffnungen auf Kaiser und Reich durch den Wiener Congreß zertrümmert worden. Dazu vernichtete der zweite Pariser Friede auch die auf eine gesicherte Reichsgrenze gegen Frankreich. Das machte, daß nicht bloß deutsches Blut geflossen war, sondern auch russisches, slavisch-ungarisches, englisches. Hatten sich nicht auch die Verbündeten das Recht erstritten, mit hinein zu reden und ihre Interessen zu wahren? Also verblieb derjenige Staat, welcher Europa mit dem blitzenden Schwerte vorangegangen war, das neugeborne Preußen, um jener willen ein ganzes Menschenalter in der Abhängigkeit von der Politik Oestreichs und Rußlands. Konnte er sich wohl den Pflichten der Dankbarkeit gegen den russischen Staat entziehen, dem er sich fast bedingungslos angeschlossen hatte? Waren seine späteren Staatsmänner in der Lage, dem östreichischen Metternich entgegenzutreten, der die Entwickelung Preußens um das Drittel eines Jahrhunderts aufhielt?

Erst als sich dasselbe seiner ihm von der Weltgeschichte vorgezeichneten Aufgabe aufs neue bewußt wurde, ward es wiederum riesenstark. An ihrer Spitze den greisen Wilhelm den Deutschen, den zweiten Sohn Friedrich Wilhelms III, brachen die Söhne und Enkel auf, zu vollenden, was den tapferen Vätern versagt war, ohne Bundesgenossen, allein auf die eigene Kraft angewiesen. Hat der Herr das ältere Geschlecht, das: „Sieg oder Untergang!“ rief, nicht reif und stark genug befunden und es erst aussterben lassen wollen, wie Jehova die Israeliten in der Wüste? Hat er darum die Vollendung einem jüngeren beschieden, das, durch Fremdherrschaft nicht gebeugt, nur das einzige Wort „Sieg“ auf seine Fahnen schrieb? Dasselbe entriß zwei blühende deutsche Herzogthümer den gierigen Dänen, vernichtete durch einen ruhmreichen Sommerfeldzug gegen Oestreich die trostlose Bundesverfassung des Wiener Congresses und schuf einen norddeutschen Bund. Sodann warf es durch kolossale Schläge das neidische Frankreich zu Boden, gewann Metz und Straßburg für Deutschland zurück und sah nach herrlich großen Thaten und Opfern unter der Zustimmung der Fürsten und dem Zujauchzen aller deutschen Stämme Kaiser und Reich von neuem erstehen. Damit ist das 1815 unvollendet gebliebene Werk vollendet. Ein einiges und mächtiges deutsches Reich mit gesicherten Grenzen steht da, sein hoher und freier Genius arbeitet an seiner inneren Entwickelung rastlos weiter.

Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!

Zeittafel der Hauptereignisse.

1812. Im Juni überschreitet die große Armee den Niemen.
18. August. Erstürmung und Zerstörung von Smolensk.
7. September. Schlacht bei Borodino und Moshaisk.
14. September. Besetzung des verlassenen Moskau durch die Franzosen.
16.—19. September. Brand von Moskau.
19. Oktober. Napoleon tritt den Rückzug aus Rußland an.
6. November. Das plötzliche Hereinbrechen grimmiger Kälte.
26—28. November. Uebergang über die Berezina.
4. December. Napoleon verläßt seine Armee, um nach Paris zu eilen.
30. December. York schließt mit Diebitsch die Convention auf der Mühle von Poscherun bei Tauroggen.

1813. 3. Februar. Der Aufruf König Friedrich Wilhelms III. von Breslau aus.
28. Februar. Bündniß zu Kalisch zwischen Preußen und Rußland.
17. März. Aufrufe Friedrich Wilhelms „An mein Volk" und „An mein Kriegsheer", Verordnung zur Errichtung der Landwehr und des Landsturms, Stiftung des eisernen Kreuzes, Kriegserklärung an Frankreich.
27. März. Einzug der Verbündeten in Dresden.
5. April. Treffen bei Möckern.
2. Mai. Schlacht bei Lützen oder Großgörschen.
20. u. 21. Mai. Schlacht bei Bautzen und Wurschen.
5. Juni bis 10. August. Waffenstillstand zu Poischwitz.
12. August. Oestreich erklärt an Frankreich den Krieg.
23. August. Schlacht bei Großbeeren.
26. August. Schlacht an der Katzbach.
26. u. 27. August. Schlacht bei Dresden.
27. August. Treffen bei Hagelberg.
30. August. Schlacht bei Kulm und Nollendorf.
6. September. Schlacht bei Dennewitz.
3. Oktober. Uebergang Yorks über die Elbe bei Wartenburg.
8. Oktober. Vertrag zu Ried zwischen Oestreich und Baiern.
16. 18. 19. Oktober. Die Völkerschlacht bei Leipzig.
16. Oktober. Kämpfe bei Wachau und Möckern.
17. Oktober. Waffenruhe.
18. Oktober. Schlacht bei Probstheida.
19. Oktober. Erstürmung von Leipzig.

21. Oktober. Schlacht bei Freiburg an der Unstrut.
30. u. 31. Oktober. Schlacht bei Hanau.
2. November. Napoleon geht bei Mainz über den Rhein zurück.
21.—25. December. Schwarzenberg überschreitet den Rhein bei Basel.

1814. 1. Januar. Blücher geht bei Mannheim, Kaub und Coblenz über den Rhein.
29. Januar. Treffen bei Brienne.
1. Februar. Schlacht bei La Rothière.
10.—15. Februar. Die vier Treffen von Champaubert, Montmirail, Château=Thierry und Vauchamps.
17.—18. Februar. Die beiden Treffen von Nangis und Montereau.
25. Februar. Schlacht bei Bar sur Aube.
1. März. Vertrag von Chaumont.
9. u. 10. März. Schlacht bei Lâon.
15. März. Auflösung des Congresses zu Châtillon.
20. u. 21. März. Schlacht bei Arcis sur Aube.
30. März. Sturm des Montmartre.
31. März. Einzug der Verbündeten in Paris.
10. April. Abdankung Napoleons in Fontainebleau.
30. Mai. Erster Pariser Friede.
1. November. Eröffnung des Wiener Congresses.

1815. 1. März. Napoleon landet bei Cannes.
20. März. Einzug Napoleons in Paris.
25. März. Bündniß zu Wien, geschlossen von Preußen, Oestreich, Rußland und England.
16. Juni. Schlacht bei Ligny und Treffen bei Quatre=Bras.
18. Juni. Schlacht bei Belle=Alliance oder Waterloo.
7. Juli. Zweite Einnahme von Paris.
26. September. Stiftung der heiligen Allianz.
20. November. Zweiter Pariser Friede.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.